Moselland und Westdeutsche Eisenindustrie

Band I

Prof. Mecking

Alle Rechte vorbehalten.

Ec. H
D4865 mo
565178
2. 7. 53

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

— Erſter Teil. —

Das Moſelland

Vorträge

von

Profeſſor Sering, Muſeumsdirektor Krüger, Stadtbibliothekar Kentenich, Muſeumsdirektor Keune, Bürgermeiſter (jetzt Unterſtaatsſekretär) Böhmer, Präſident Brümmer, Landrat Weismüller, Oberförſter Gerdolle.

Mit zahlreichen Abbildungen im Text, einer zweifarbigen Karte und einem Plan des römiſchen Trier

565178
2. 7. 53

Leipzig
Verlag von Duncker & Humblot
1910

Vorwort.

Die Studienreiſen, welche die Vereinigung für ſtaatswiſſenſchaftliche Fortbildung zu Berlin in jedem Frühjahr mit etwa 120 Kurſusteilnehmern veranſtaltet, wollen im Unterſchied von den mehr auf Städte und induſtrielle Anlagen beſchränkten Winterfahrten in die Eigenart großer Kulturlandſchaften einführen. Von den grundlegenden Tatſachen der Agrarverfaſſung, des Ackerbaues, der Tierzucht an bis zu den feinſten Betätigungen der Schaffenskraft in Induſtrie und Kunſt ſollen dieſe Gebiete als Einheit und Erzeugnis der geſchichtlichen Entwicklung begriffen, die inneren Zuſammenhänge zwiſchen dem geiſtigen, politiſchen und wirtſchaftlichen Leben aufgedeckt werden.

Die wiſſenſchaftliche Vorbereitung und Durchführung jener Studienfahrten iſt im Laufe der Jahre vervollkommnet worden, und die Überzeugung von ihrem Bildungswert ließ dem Verlangen der Reiſeteilnehmer nachgeben, eine Anzahl von ſolchen Vorträgen zu drucken, welche im ſiebenten vom Unterzeichneten geleiteten Frühjahrskurſus, anläßlich einer einwöchigen Fahrt in das Moſelland (vom 8. bis 13. Mai d. J.) gehalten worden ſind. Die Vortragenden haben der Veröffentlichung zugeſtimmt, nicht weil ſie glauben, die großen von ihnen behandelten Fragen mit ihren kurzen Darlegungen erſchöpft zu haben, aber in dem Wunſche, die Eindrücke der Reiſegenoſſen zu feſtigen und zu vertiefen, andere Reiſende zum Nachdenken anzuregen und ſie auf Dinge hinzuweiſen, über welche die Reiſehandbücher meiſt flüchtig hinweggehen. Auch hoffen wir damit wichtige Probleme der Kultur- und Wirtſchaftspolitik in beſcheidenem Maße fördern zu können. Der erſte Teil unſeres Sammelwerkes bezieht ſich auf das Moſelland in der Vergangenheit und Gegenwart überhaupt und enthält die Einzelvorträge von acht verſchiedenen Rednern. Der zweite Teil gibt die eingehenden Unterſuchungen

wieder, welche Herr Professor H. Schumacher-Bonn der westdeutschen Eisenindustrie und der Moselkanalisierung gewidmet hat.

Hier das Programm der Studienfahrt in abgekürzter Form:

1. Die Eifel: Die Urfttalsperre. Die Gemarkungen Rengen und Nerdlen bei Daun. (Zusammenlegung der Grundstücke, Wiesenberieselung, Heidekultur, Aufforstung der Hänge.)

2. Trier. Das römische und mittelalterliche Trier. Die Weinbergsanlagen der königlichen Weinbaudomäne Avelerberg.

3. Großherzogtum Luxemburg: a) die Stadt Luxemburg; b) Eisenerz-Bergwerk der Gelsenkirchener Bergwerksaktiengesellschaft zu Esch.

4. Lothringen: a) die Rombacher Hütte; b) das alte und das neue Metz; c) Lothringer Landgüter, (der kaiserliche Landsitz Urville, Gärtnereien, Sektkellereien) und die Schlachtfelder vom 16.—18. August 1870.

Berlin, im September 1910.

M. Sering.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort III

I. **M. Sering,** Das Moſelland in Vergangenheit und Gegenwart . 1

II. **E. Krüger,** Das römiſche Trier. Mit vier Abbildungen im Text und einem Plan des römiſchen Trier 35

III. **G. Kentenich,** Trier im Mittelalter. Mit acht Abbildungen im Text 53

IV. **J. B. Keune,** Das alte Metz. Mit 14 Abbildungen im Text. . 73

V. **P. Böhmer,** Das neue Metz 139

VI. **Frz. Brümmer,** Der Notſtand in der Eifel, ſeine Urſachen und die Maßnahmen der Staatsregierung zu ſeiner Behebung. 157

VII. **O. Weismüller,** Maßnahmen zur Hebung der Landwirtſchaft im Kreiſe Daun 175

VIII. **Heinr. Gerdolle,** Agrarpolitiſches, Landwirtſchaftliches und Geſchichtliches über den Regierungsbezirk Lothringen und insbeſondere den Landkreis Metz 191

Beilage. Eine zweifarbige Karte: Trier und die Moſel.

Das Moselland in der Vergangenheit und Gegenwart.

Einleitender Vortrag

von

Dr. Max Sering=Berlin
Universitätsprofessor.

Literatur.

J. Asbach, Zur Geschichte und Kultur der römischen Rheinlande. Berlin 1902.

Dronke, Die Eifel. Aus den nachgelassenen Papieren hrsg. von K. Cüppers. Köln 1899.

Fel. Hettner, Illustrierter Führer durch das Provinzialmuseum in Trier. Trier 1903.

E. Krüger, Die Trierer Römerbauten. Trier 1909.

J. B. Keune, Metz, seine Geschichte und Sammlungen. Metz 1907.

Derſ.: Sablon in römischer Zeit. Metz 1909.

H. Gerdolle-Arry, Zur Geschichte des herrschaftlichen Grundbesitzes im Metzer Lande. Jahrbuch d. Ges. f. lothringische Geschichte und Altertumskunde. Bd. XVIII, 1906.

Karl Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. 4 Bde. Leipzig 1886. (Bezieht sich auf das Moselland).

M. Sering, Die Vererbung des ländlichen Grundbesitzes im Königreich Preußen. I. Oberlandesger. Bez. Köln, bearb. von W. Wygodzinski. Mit vier Karten. Berlin 1897.

Die Studienreise umfaßt das deutsche Flußgebiet der Mosel. Nur an einer Stelle greift sie darüber hinaus: wir besichtigen die Urfttalsperre. Die Urft aber führt ihr Wasser der Rur, einem Nebenflusse der Maß, zu. Ich nehme eine kurze Bemerkung über jenes große Werk vorweg, das der Landschaft zu hoher Zierde, der deutschen Ingenieurkunst und Staatsverwaltung zur Ehre gereicht.

In dem scharf eingeschnittenen und vielfach gewundenen Erosionstal hat man einen 12 km langen See aufgestaut, der 45 Millionen Kubikmeter Wasser faßt. So ist eines der größten Staubecken der Erde entstanden, nächst dem Laacher See das mächtigste stehende Gewässer der Rheinprovinz. Die Anlage soll den Überschwemmungen wehren und elektrische Energie erzeugen. Hierzu dient eine Turbinenanlage bei Heimbach, der das Wasser durch einen 3 km langen Stollen zufließt. So werden 4800 Pferdestärken gewonnen. Von der Heimbacher Zentrale führt man die Energie mittels Leitungen von z. T. 35 000 Volt Spannung in die Industriegebiete von Schleiden, Düren, Eschweiler, Stollberg und Aachen.

Der Gedanke zur Ausnützung des Wasservorrats der Rur und Urft ging von dem verstorbenen Professor Intze zu Aachen aus, er hat auch die Pläne ausgearbeitet. Das Hauptverdienst um das wirtschaftliche Zustandekommen des Werkes fällt dem früheren Landrat des Kreises Aachen Freiherrn von Coels zu.

Trägerin des Unternehmens ist die 1899 begründete Rurtalsperrengesellschaft, G. m. b. H. Gesellschafter sind die Kreise Aachen-Land, Aachen-Stadt, Düren, Schleiden, Heinsberg, Jülich und Montjoie. Man wählte jene Rechtsform, weil das Gesetz über die Wassergenossenschaften nur Verbände von Grundbesitzern vorsieht, während es sich hier darum handelte, die Abnehmer der elektrischen Kraft als solche zu vereinigen. Die Kreise übermitteln sie an die anderen Interessenten. Zu allen Zeiten großer wirtschaftlicher und sozialer Umwälzungen sehen wir derartige Mischformen von privaten und öffentlichen Verbänden auftauchen, weil die überkommene Organisation den neuen Aufgaben nicht gewachsen ist.

Daß die Kosten der Talsperre bei weitem den Anschlag überschritten, wird niemanden wundernehmen. Sie betrugen rund 9 Millionen Mark. Die Verzinsung war bisher nur $3^1/_4$ %.

Von dem Abstecher ins Urfttal abgesehen, bewegen wir uns durchaus im Gebiet der Mosel. Wir besuchen dann, das Zentrum der vulkanischen Eifel an der Lieser, einem Nebenfluß der Mosel, und fahren von dort durch das Kylltal nach Trier, das in einer Erweiterung des sonst engen Moseltales liegt. In diese Erweiterung strömt von Süden her die Saar ein, deren linkes Ufer sich zum Lothringer Hügelland erhebt, und von Norden her außer der Kyll die Sauer, die aus dem Luxemburgischen kommt. Dort werden wir die schöne dereinstige Bundesfestung und die Bergbaugemeinde Esch, beide an der Alzette, die in die Sauer mündet, besuchen.

Nun führt die Reise über Diedenhofen nach Metz, die wieder in einer langen Talweitung der Mosel gelegen sind. Von dort geht es schließlich auf das hohe Doggerplateau westlich der Mosel. Nur zum kleinen Teil zum Deutschen Reich gehörig, wird es in Frankreich nach dem Hauptort Plaine de Briey genannt. Der Boden, landwirtschaftlich nicht gerade fruchtbar, birgt jene außerordentlich reichen Schätze an Minette-Eisenerzen, die sich von Luxemburg durch Lothringen nach Frankreich hinein erstrecken. In diesem Revier hat sich seit den achtziger Jahren eine mächtige Entwicklung der Eisenindustrie vollzogen und liegt heute der Schwerpunkt der deutschen Eisenerzgewinnung. Das Doggerplateau ist historischer Boden. Es war der Schauplatz jener gewaltigen Schlachten, die am 16. und 18. August 1870 um die Herrschaft über das Moselland und um die Unabhängigkeit Deutschlands ausgefochten wurden.

Die industriellen Verhältnisse unseres Gebietes werden von anderer Seite so eingehend behandelt, daß ich sie an dieser Stelle mehr zurücktreten lassen darf.

I. Die natürlichen Wirtschaftsbedingungen.

Der Hauptteil des Mosellandes gehört zum Rheinischen Schiefergebirge, einem Hochplateau von durchschnittlich 400 m Höhe, welches die Eifel, den Hunsrück und einige rechtsrheinische Berggruppen umfaßt. Es enthält als Grundgestein devonische Gebilde: zu unterst Grauwacke und Quarzite, in den mittleren und oberen Stufen Tonschiefer, Kalk und Mergel. Die an sich einförmige Hochebene wird durch vulkanische Durchbrüche und durch tief ein-

geschnittene Täler wechselvoller. In der hohen Eifel erheben sich gegen 200 vulkanische Kegel, die bis zu 800 m ansteigen. Die Ausbrüche haben in verhältnismäßig junger Zeit stattgefunden. Deshalb sind die vulkanischen Bildungen besonders gut erhalten: die Kegel selbst und die Maare, das sind runde tiefe von steilen Bergwänden eingeschlossene Seen.

Die zahlreichen Wasserläufe sind sämtlich durch Erosion entstanden, sie haben sich in die Grauwacke hineingenagt. Deshalb bilden sie im Quellgebiet flache Mulden und graben sich im weiteren Verlaufe immer tiefer ein. Die in malerischen Kurven gewundenen Täler, oft von großer Schönheit, sind meist so eng, daß sie nur Raum für Mühlen und einsame Gehöfte, nicht für Dörfer lassen; erst die Eisenbahnen haben dorthin Leben getragen. Fast alle Täler haben die Richtung Nord-Süd, nur die Mosel schneidet westöstlich mit breiterer Talsohle ein. Im ganzen besteht ein großer Wechsel der geologischen Bedingungen, der Höhenlagen und der Bodenkulturen.

Die weit verbreiteten Verwitterungsprodukte der Grauwacke bilden einen schweren, wenig durchlässigen Tonboden; daneben gibt es aber auch auf der Höhe sehr gute Böden, z. B. in der Bitburger Landschaft und im Luxemburgischen, besonders fruchtbar ist das Alluvium der Mosel.

Das Klima ist auf der Hochebene rauh und feucht. Dann hat in jedem Monat der schönen Jahreszeit Nachtfröste, während im Moseltal Spät- und Frühfröste kaum vorkommen und dieses Gebiet zu den wärmsten und sonnigsten Teilen Deutschlands gehört. Auf der Hochebene baut man bis zu 400 und 500 m Roggen, der jedoch öfter auswintert, höher hinauf nur Hafer und Kartoffeln.

Im Mosel- und Saartal dagegen finden wir Weinbergterrassen, obstbaumreiche Hänge und in der Tiefe Kastanien- und Nußbaumhaine.

Gehören diese Landschaften zu den am dichtesten, so gewisse Eifelkreise zu den am dünnsten bevölkerten Teilen unseres Landes. In den nur streckenweise dem Moseltal angehörigen, überwiegend noch gebirgigen Kreisen Cochem, Zell und Trier-Land wohnen (1905) 81—91—88 Menschen auf dem Quadratkilometer, in Montjoie 49, Adenau 42, Malmedy 40, Prüm 38.

Westlich der Sauer und Saar, in Luxemburg und Lothringen, mildert sich die schroffe Talbildung zu sanft abfallenden Flächen und starken Alluvialbildungen. Denn hier gewinnen jüngere geologische Schichten die Oberhand: Buntsandstein, Muschelkalk, Keuper,

Lias und an einer Stelle Dogger. Das lothringische leicht wellige Hügelland hat eine durchschnittliche Meereshöhe von 225 m, nur an wenigen Stellen steigt es bis auf 350 m und auf dem Doggerplateau bis 400 m an.

Das lothringische Hügelland ist ein ausgesprochenes Getreidegebiet mit vorherrschendem Weizenbau; in den westlichen Kreisen tritt ein sehr ausgedehnter Weinbau hinzu und an der Mosel ein großer Gartenbau. Die durchschnittliche Besiedelung ist etwa 100 Einwohner auf dem Quadratkilometer.

In fast allen Teilen des ganzen Gebietes lebt die Bevölkerung hauptsächlich vom Landbau mit den nötigen Lokalgewerben. Nutzbare Mineralien werden nur an wenigen Stellen ausgebeutet.

In der Ost-Eifel verarbeitet man Bimssand mit Kalkgemenge zu Bausteinen von geringem Gewichte. Trachyt und Phonolith-Tuffe werden gebrochen, um als Blendsteine und Ornamente verwandt zu werden. Die bedeutendste Industrie bildet der Abbau von Basalt zu Pflastersteinen. Aus der eigentlichen Lava werden Mühlsteine wie schon zur Römerzeit gemacht. Steinkohle liefert der Nordwesten des Gebirges bei Aachen und der Südwesten an der Saar; auf dieser Grundlage hat sich hier wie dort eine starke Industrie entwickelt. Braunkohle gewinnt man an den nordöstlichen Ausläufern, der Ville oder dem Vorgebirge bei Bonn und Brühl.

Vom Bergbau auf Blei, der auch schon von den Römern betrieben wurde, ist heute nur noch ein geringer Überrest bei Mechernich und an zwei anderen Stellen geblieben.

Eisensteine sind zwar überall in der Eifel verbreitet. Brauneisensteine wurden um das Jahr 1400 in 450—500 Gruben gewonnen, 1847 förderten noch 160 Gruben 350000 Ztr.; Hammerwerke erhoben sich an vielen wasserreichen Bächen. Aber sie alle liegen heute tot. Die Hüttenwerke gingen ein, als die Eisenbahnen andere, wertvollere Eisenlager erschlossen und die Gebirge zunächst umgingen. Auch entwertete der Steinkohlenkoks die Waldlage. Der letzte Hochofen wurde 1852 im oberen Olefftal stillgelegt. Nur eine Kleineisenindustrie ist als Überrest der alten Werke geblieben.

Von dem großen Aufschwunge der Eisengewinnung in Lothringen und Luxemburg war schon die Rede.

Das Moselland ist nach seiner natürlichen Beschaffenheit ein rechtes Übergangsgebiet aus den deutschen Landschaften nach Frankreich. Dies wurde für die geschichtliche Entwicklung entscheidend.

Das lothringer Hügelland bildet geologisch und orographisch den Ostrand des Pariser Beckens. Vom nördlichen Lothringen aber trägt die Mosel, als größter Nebenfluß, den Verkehr zum Mittelrhein, während das unwegsame Rheinische Schiefergebirge mit seinen schmalen, scharf eingeschnittenen Tälern, die meist nordsüdlich gerichtet sind, den westöstlichen Durchgang erschwert; alle alten Gebirgsstraßen führen nicht durch diese Täler, sondern über die Hochebene.

Die Mosel selbst, 75—200 m breit, ist allerdings ungemein gewunden. Von der Moselbrücke in Trier bis zur Mündung mißt die Luftlinie 97, der Strom selbst 190 km. Dadurch wird das obst- und weinreiche Tal vergrößert, aber den Durchgangsverkehr stört diese Wegverlängerung. Auch konnten vor den neueren Vertiefungen des Fahrwassers nur Schiffe fahren, die einen Tiefgang von nicht mehr als 30 cm hatten — heute sind es 70 cm —, im Sommer mußte die Schiffahrt längere Zeit ganz ruhen. Eine große Entwicklung würde sie erst mit Hilfe der Kanalisation des Flußlaufes finden, die den Weg um die Hälfte verkürzen und, bis Metz fortgesetzt, das reichste deutsche Eisengebiet — sowie die Kalkbrüche oberhalb Trier — mit dem Rhein und Deutschlands reichstem Kohlenlager, dem Ruhrkohlenbecken, in Verbindung setzen würde.

Nun hat die Natur von der lothringischen Ebene aus noch zwei andere Wege nach Deutschland gebahnt: 1. die Pfalzburger Mulde, die zwischen der Hart und den Vogesen über Zabern nach Straßburg führt, und 2. im Norden davon die Pfälzer-Saargemünder Mulde, die einen natürlichen Straßenzug von Metz oder Nancy über Saarbrücken oder Saargemünd durch die Pfalz nach Worms, Mainz und Frankfurt abgibt.

Am Kreuzungspunkt dieser Wege mit der Moselstraße ist die Stadt Metz erbaut. Sie hat also eine mehr zentrale Lage als Trier, und es erscheint begreiflich, daß sie zu allen Zeiten einen erheblichen Rang als Handels-, vor allem aber als Waffenplatz behauptete und heute die stärkste Festung an der Grenze ist, während Trier seine Bedeutung zeitweilig einbüßen konnte. Seit dem Ausgange des Mittelalters lag es gleichsam vergessen in einem Winkel des Schiefergebirges; denn der Verkehr mied jetzt den vielgewundenen Moselauf und umging das Schiefergebirge zugunsten der südöstlichen Straßen durch die Pfalz. Erst neuerdings ist Trier wieder aus seiner Vereinsamung herausgetreten, seitdem die strategische Bedeutung des Metz nahegelegenen Punktes erkannt ist und Eisenbahnen nach Luxemburg, Metz, Saarbrücken, nach Köln und Koblenz gebaut worden sind.

II. Die Bevölkerung und ihre Geschichte.

Ein echtes Grenz- und Durchgangsgebiet ist das ganze Moselland auch in ethnographischer Hinsicht. Die Bevölkerung ist fränkisch mit kelto-romanischer Beimischung. Vierhundert Jahre lang gehörte das Moselland zur römischen Provinz Gallia Belgica, nachdem Cäsar das Gebiet unterworfen und der Mosel ihren Namen Mosella, d. i. kleine Maas, gegeben hatte. Die gallischen Mediomatriker hatten in vorrömischer Zeit Metz begründet, das Divodurum Mediomatricorum, das unter römischer Herrschaft eine erste Glanzperiode erlebte. Aber der eigentliche Mittelpunkt römischen Lebens in diesen Gebieten wurde Trier. Im Gegensatz zu den rheinischen Römerstädten lange Zeit nicht ein militärisches Zentrum, sondern lediglich Luxus- und Residenzstadt, bot Trier durch sein mildes Klima einen besonders geeigneten Boden für das heitere Behagen römisch-keltischen Kulturlebens.

Es ist überaus reizvoll, den Einflüssen der römischen Kultur, die bis tief ins Mittelalter, ja bis in die Gegenwart lebendig bleiben, nachzuspüren. Die stärkste Nachwirkung ist, daß die gallischen Kelten romanisiert wurden und die von ihnen angenommene lateinische Sprache sich im Französischen erhielt, soweit die Kelten sich überhaupt in geschlossener Menge zu behaupten vermochten.

Die Kelten hatten in unserm Gebiet besonders das Moseltal und dessen Seitenhöhen besetzt — gegen 200 Ortsnamen sind dort keltischen Ursprungs —, auch in Luxemburg und an der Saar waren sie zahlreich. Ackerbauer, Vieh- und Pferdezüchter, als gute Reiter gerühmt, hatten sie ein entwickeltes Fuhrwesen und kannten z. B. die Beschlageisen vor ihren Besiegern. Sie gewannen Gold bei Malmedy und Blei an der Urft, sie übten die Schmiedekunst und die Tuchmacherei und besaßen ein außerordentlich entwickeltes Priestertum. Dabei waren sie ein fröhliches, munteres Volk, alles in allem keineswegs rohe Barbaren. Deshalb konnten sie auch von der Besonderheit ihrer Nationalität vieles aufrechterhalten in Namengebung und Tracht, in Kultus und religiöser Anschauung. Die Kunst, die auf ihrem Boden zur Ausbildung kam, hat viel Eigenartiges. Man rühmt mit Recht die kräftige Realistik und die Heiterkeit ihrer Darstellungsweise. Wenn es also eine kelto-romanische Mischkultur war, die sich im gallischen Eroberungslande ausbildete, so überwog in ihr doch weitaus das römische Element. Wer je in Trier gewesen ist, dem wird die überwältigende Kraft verständlich, mit der sich das römische Wesen durchsetzte und bis in unsere Tage nachwirken konnte.

Die römischen Bauten in Trier sind von ergreifender Monumentalität. Sie erheben die Stadt zu einer der merkwürdigsten Kulturstätten der Welt. Vermutlich unter Anlehnung an eine alte Ansiedlung in frühester Kaiserzeit begründet, entwickelte sich Augusta Treverorum um die Mitte des dritten Jahrhunderts zu einer Großstadt und zur kaiserlichen Residenz des Westens. Die stolzen Ruinen des Kaiserpalastes, in dem Constantin der Große Hof gehalten hat, die Thermen, die noch als Kirche benutzte Basilika, einst Markt- und Gerichtshalle, finden nur in Rom selbst ihresgleichen. Von der Bedeutung des 6½ km langen Mauerringes zeugt die porta nigra, der großartigste Denkstein, den die römische Kultur auf deutschem Boden hinterlassen hat.

Trier bildete den Mittelpunkt eines Netzes von Landstraßen, von denen die älteste und wichtigste durch die Eifel fast schnurgrade über Beda, Bitburg, 147 km weit nach Köln führte. Und was für Straßen waren das: Oben 4—5½ m breit, als hohe Dämme aufgeführt, hatten sie über der groben Stückung eine dünne Lehmschicht und auf ihr Kleinschlag und Kies.

Das größte zusammenhängende Bauwerk, das die Römer uns hinterlassen haben, ist aber die Wasserleitung, die nahe den Urftquellen beginnt und zur Versorgung der römischen Militärstationen am Rhein mit dem köstlichen Eifelwasser bis Bonn, Köln und Neuß hin diente. Das etwa 115 km lange Bauwerk hat mit Geschick alle Hindernisse unter Herstellung eines kunstgerechten Gefälles überwunden.

Entlang den großen militärisch geschützten Straßen haben sich die römischen Villen überallhin ausgedehnt. Die eifrige Tätigkeit der Museumsverwaltung zu Trier hat an ihren dereinstigen Standorten eine Fülle von Denkmälern aufgedeckt und durch ihre Sichtung und Aufstellung ein überaus lebendiges Bild von der Glanzzeit des Mosellandes gewinnen lassen. Alle Villen haben heizbare Wohnräume und vielfach wie die Trierer Bauten Luftheizung. Sie haben Bäder, Wasserspülung für Klosetts, Glasfenster, manchmal kostbare Mosaikfußböden, marmorne Säulenhallen und Wasserbassins, davon das größte die Villa zu Welschbillig: in das 58 m lange Becken schauen 112 noch meist erhaltene Hermen hinein.

Auf den Gedenksteinen sehen wir die vornehmen Leute beim Mahl, auf der Jagd und ihre Kinder beim Unterricht. Ihren verfeinerten Bedürfnissen dient eine große Industrie: Glasfabriken, Töpfereien,

Eisenwerke im Urft- und Oleffgebiet, Tuch- und Leinwandwebereien, Marmorwerke und Bildhauereien.

Die Fabrikbesitzer und Händler, meist Gallier, sind wohlhabende Leute. Ihnen werden große Denkmäler gesetzt mit der Inschrift „Manibus negotiatoris" usw. Im Dorfe Igels steht noch jetzt fast unverletzt das 23 m hohe Grabmal der Sekundinier und führt uns die Färberei, den Verkauf und Transport der Tuchballen vor Augen.

Auch das wirtschaftliche Fundament dieser ganzen Kultur, die Agrarverfassung, ist deutlich erkennbar. Wir wissen aus anderen Quellen, daß damals über das ganze Reich ein Netz von Grundherrschaften gelegt war, neben denen die Munizipien als Zentren der Steuererhebung eingerichtet wurden. Die Grundherren bewirtschafteten einen Teil ihres Landes im Großbetrieb mit eigenen Leuten, meist Sklaven; den andern allmählich wachsenden Teil durch Kolonen, selbständige Bauern, welche zur Pachtzahlung und zu Diensten verpflichtet und regelmäßig an die Scholle gebunden waren. Die Umwandlung der unfreien Landarbeiter, der Sklaven, in bäuerliche Kolonen ist eine der wichtigsten und sichersten Tatsachen der römischen Kaiserzeit.

Auf unseren Denkmälern sehen wir nun die Pächter, durchweg Gallier, an dem Sagum, dem noch heute in Frankreich üblichen Kapuzenmantel, kenntlich, ihre Pacht in natura und in Geld abliefern.

Der Acker brachte, wie heute, Korn, Flachs und Wein, Kirschen, Nüsse, Äpfel, Birnen.

In den ausgedehnten Wäldern fand eine große Schweinemast statt, dazu Schafzucht für die rheinische Tuchfabrikation

Aber auch die Sorgen und Nöte treten uns entgegen. Im Jahre 260 waren die Römer gezwungen den Limes auf dem rechten Rheinufer aufzugeben, die Einfälle der Germanen wurden immer häufiger. Nun befestigte man die Städte ganz Galliens, so auch Trier und Metz, und legte zahlreiche Kastelle an. Die Denkmäler nahm man von den Gräberstraßen und baute sie in die Festungsmauern ein, so daß diese für uns deren ergiebigste Fundstätten geworden sind.

Im fünften Jahrhundert rückten die Franken ein. Die ripuarischen Franken dringen bei Köln über den Rhein, folgen der Römerstraße Köln-Trier und besetzen die Gegend nordöstlich der Eifel (Bonn-Zülpich). Sie bedecken die Eifel selbst, das heutige Luxemburg und Lothringen mit Frankendörfern und -höfen. Viermal erobern

sie Trier. Später haben sie durch ganz Nord-Frankreich ihre Dörfer gegründet. Aber so dicht, daß sie dauernd Sprache und Sitte bestimmt hätten, doch nur in dem noch heute deutschen Gebiet.

Die Sprachgrenze hat sich seit dem Mittelalter nur wenig verschoben. Sie geht heute durch die deutsche Walloney, d. i. den Kreis Malmedy. Das Wallonische dem Französischen verwandt, wird auch in Nord-Luxemburg und Süd-Belgien gesprochen. In Lothringen liegt die französische Sprachgrenze diesseits der politischen Grenze, oder doch nicht sehr weit davon entfernt. Nur 20% aller lothringischen Bewohner haben französische Muttersprache. Metz ist von jeher im französischen Sprachgebiet geblieben. Durch die Teilung des Reiches der Karolinger im Jahre 870 kam die Stadt mit dem ganzen Lande östlich der Maas zum ostfränkischen, d. i. deutschen Reich. Aber als aus der kelto-romanischen Kultur sich eine eigenständig französische Kultur bildete, blieb ihr im ganzen Moseltal mehr als sonst in Deutschland ein starker Einfluß gewahrt. Die lothringischen Herzöge waren seit dem 12. Jahrhundert französischer Nationalität, ebenso die Mehrheit der Metzer Bischöfe. Auf dem Trierer erzbischöflichen Stuhl saßen allerdings mit wenigen Ausnahmen Angehörige des deutschen Adels. Aber im Domkapitel machte sich viel französischer und wallonischer Einfluß geltend; waren doch die Bischöfe von Metz, Toul, Verdun, die Suffragane des Trierer Erzbischofs. Mit der Entwicklung des Ritterwesens verbreitete sich der französische Einfluß überhaupt in den oberen sozialen Schichten. Einen besonderen Halt gewann er im Beginn des 14. Jahrhunderts, mit dem Emporkommen der Luxemburger Grafen, die vielfache Beziehungen nach Frankreich hatten.

Als vollends Metz im April 1552 in die Hände des französischen Königs geliefert wurde und der westfälische Frieden 1648 diesen Besitz bestätigte, als weiterhin die französische Revolution zur Ausdehnung der französischen Herrschaft bis zum Rhein führte und der Glanz des napoleonischen Namens hinzutrat, wurden die französischen Beziehungen von neuem verstärkt. Immerhin blieb im Trierischen der feste, kulturelle Zusammenhang mit Deutschland durch alle Zeit gewahrt. Dagegen haben die Lothringer am geistigen Leben unseres Volkes niemals großen Anteil genommen, weil es ihnen an einem geistigen Mittelpunkt fehlte und die größeren Städte französisch waren. Auch wirtschaftlich stand Lothringen in näheren Beziehungen zu den benachbarten französischen Provinzen als zu Deutschland.

Seit 1870 ist ein allmählicher, aber sicherer Wandel eingetreten.

Innerhalb des französischen Sprachgebietes haben sich wieder stark gemischtsprachige Bezirke gebildet. So ist in Metz durch Auswanderung der einheimischen und Zuwanderung altdeutscher Familien bereits mehr als die Hälfte der Bevölkerung deutsch geworden, selbst abgesehen von den 25000 Mann Besatzung. Ebenso haben sich zahlreiche deutsche Ansiedlungen in dem lothringisch-luxemburgischen Industrierevier gebildet. Die Unternehmer, die Direktoren, die Beamten, die gelernten Arbeiter sind meist deutsch, wesentlich nur die ungelernten Leute, etwa 30% des Ganzen, Italiener. Durch die Industrie sind vor allem auch starke wirtschaftliche Beziehungen nach Deutschland geschaffen worden, und wir haben das dringendste Interesse, diese Beziehungen enger zu knüpfen. Selbst wenn die wirtschaftlichen Gründe nicht schon vollkommen ausreichten, so sollten wir aus politischen Gründen die Mosel kanalisieren.

III. Die Agrarverfassung.

Sie kann niemals und nirgendwo lediglich aus rationalistisch-wirtschaftlichen Gründen begriffen werden. Die ökonomische Zweckmäßigkeit war immer nur einer der Ecksteine, mit denen der gesellschaftliche Bau errichtet wurde. Für die Grundtatsache aller sozialen Ordnung, die Verteilung des Bodenbesitzes, sind überall die geschichtlichen Ereignisse, welche die politische Machtverteilung im Lande bestimmten, in erster Linie entscheidend gewesen.

Ich gehe von dem heutigen Zustande aus. Er macht auf jeden, der die Eifel durchwandert, einen überaus altertümlichen Eindruck. Es gibt dort einen sehr ausgedehnten Gemeindebesitz an Wald und Wiesen, Lohhecken und Schiffelland — nicht selten sind auch Ackerländereien gemeinschaftlich, sie werden in Losen auf die Berechtigten für längere Nutzungszeit verteilt. Im Regierungsbezirk Trier waren 1851 37,6% der Gesamtfläche Gemeindeland. Daneben gab es und gibt es noch jetzt Gehöferschaften, das sind alte, dereinst hofrechtliche Genossenschaften, die ebenfalls erhebliche Flächen in Kollektiveigentum halten. Hierzu treten die umfangreichen Staatswaldungen. Im Jahre 1900 gehörten von allen Forsten im Regierungsbezirk Trier 53,8% den Gemeinden und Genossenschaften, 25,3% dem Staate, nur 20,9% Privaten; im Regierungsbezirke Koblenz waren es 67,8, 10,2 und 22%.

Die Ackerfluren zeigen den Typus der Gewanndörfer. Es herrscht Gemengelage der Grundstücke, und infolge der Gewohnheit, sie im Erbgange zu teilen, eine ungeheure Parzellierung. Man teilt

die Parzelle nicht nur der Länge, sondern auch der Breite nach. Beck rechnete schon 1866 als Durchschnittsgröße eines Grundstückes in den Regierungsbezirken Trier und Koblenz nicht mehr als 3,2 und 2 a. Oft sind sie aber noch viel kleiner, namentlich wird jede Wiesenparzelle stets in so viel Teile zerstückelt, wie Erben vorhanden sind. Es kommen Parzellen von 2 qm Fläche vor. Um einen Wagen Heu zu holen, muß man oft 25 Landstücke abgrasen. Die Zerstückelung des Ackers ist nicht ganz so stark, weil hier eher eine Ergänzung aus dem Ödland der Allmenden stattfand. Immerhin ist aus der Mutterrolle der Gemarkung Rengen bei Daun zu sehen, daß z. B. ein Besitz von 6,81 ha in 151 Stücke zerfällt, ein Landgut von 18 ha in 226, von 4 ha in 129 Stücke.

Da niemand auf sein Land kommen kann, ohne das des Nachbarn zu betreten, herrscht in großer Ausdehnung noch Flurzwang. Man wird auf vielen Gemarkungen durch den Anblick riesiger Getreidefelder überrascht. Denn das ganze Ackerland zerfällt in eine Roggen-, eine Haferflur und in das Brachfeld, das mit Kartoffeln, mit Rüben und Kohlrabi als Futtergewächsen bestellt wird. Erst beim Nähertreten bemerkt man am verschiedenen Stande der Früchte und an den zahlreichen Grenzfurchen, daß man es mit einem Neben- und Durcheinander von Kleinbetrieben zu tun hat, welche nach gemeinsamem Plane bewirtschaftet werden.

Neben den zerstückelten Kleinbauerngütern fehlt es aber nicht an geschlossenen Großbauerhöfen. In den westlichen Teilen der Eifel, im Luxemburgischen und in Lothringen treten sie in beträchtlicher Zahl auf. Von ihnen wird noch zu sprechen sein.

Landwirtschaftliche Großbetriebe und landwirtschaftlicher Großgrundbesitz kommen im Gebirge fast gar nicht vor. Im ganzen Regierungsbezirk Trier gab es im Jahre 1907 nur 26, in Koblenz 17 Güter mit mehr als 100 ha landwirtschaftlicher Fläche. Das Fehlen der Großwirtschaften erscheint um so bemerkenswerter, als das ganze Land voll ist von Burgen und Schlössern, die freilich meist verfallen sind.

Anders steht es im Weinlande. Dort trifft man eine bedeutende Zahl von Großbetrieben, und die erhaltenen mächtigen Kellereien unter großen Wirtschaftsgebäuden lassen erkennen, daß der Wein schon von alters her vielfach im großen gebaut und gekeltert worden ist. Nachdem in neuer Zeit noch viel bäuerliches Land von den großen Besitzern und von Weinhändlern angekauft worden ist, befinden sich in den Händen von Bauern nur noch Lagen zweiter

und dritter Güte. Freilich haben die Weingüter bei hochintensiver Wirtschaft und bei dem enormen Wert des Bodens nur geringen geometrischen Umfang.

In Lothringen dagegen werden die typischen landwirtschaftlichen Großbetriebe häufig: im Jahre 1907 wurden 317 mit mehr als 100, 726 mit 50–100 ha landwirtschaftlicher Fläche gezählt. Jene nehmen 11, diese 14% des ganzen Areals ein. In der Umgegend von Metz hat fast jedes Dorf sein guterhaltenes Herrschaftshaus, oder doch ein größeres Landgut, aus dessen Wirtschaftsgebäuden ein Turm als Taubenschlag emporragt, ein Zeichen einstiger feudaler Herrlichkeit. Im übrigen Lothringen sind die Herrschaftshäuser seltener, doch sind auch dort größere und mittlere Pachtgüter eine regelmäßig wiederkehrende Erscheinung.

Wie ist die so beschaffene Agrarverfassung entstanden?

Am leichtesten ist der Grund für die Unterschiede in der Verbreitung der großen Güter aufzudecken. Man braucht dazu nur bis zur französischen Revolution zurückzugehen.

In den rheinischen Gebirgen bestanden noch vor hundert Jahren überaus zahlreiche Grundherrschaften. In der Eifel allein gab es nach Dronke 80 Abteien und Klöster und 320 Geschlechter des hohen und niederen Adels, abgesehen von den außerhalb der Eifel wohnenden, im Lande nur begüterten Fürsten und Grafen.

Fast alle hat die französische Revolution fortgeblasen. Als der Friede von Campo Formio am 18. Oktober 1797 das linke Rheinufer an Frankreich gebracht hatte, griff die Agrargesetzgebung der französischen Revolution dort Platz. Ohne Entschädigung fielen die Feudalrechte fort: alle solche Ansprüche gegen Bauern, welche nicht erweislich der Preis für Überlassung eines Grundstückes gewesen waren. Zu Nationaleigentum wurden die ausgedehnten Grundbesitzungen der bisherigen Souveräne, der Kirche und der zahlreichen Emigranten erklärt, d. h. solcher Individuen, welche das Land seit dem Einmarsch der Franzosen verlassen hatten, und nicht auf Grund einer amtlichen Erlaubnis zurückgekehrt waren. Das allermeiste davon wurde wie in Frankreich öffentlich versteigert, und die Wirkung war dieselbe wie dort. In den armen Gebirgen waren die Käufer des bisherigen Domänenlandes meistens Bauern. Die dortigen Klöster hatten einen erheblichen Eigenbetrieb gehabt, und seit dem Schlusse des Mittelalters im 16. oder 17. Jahrhundert war hier und da auch der Adel zum Domänenbetriebe übergegangen. Nun fielen die Äcker, Gärten und Wiesen der bisherigen Großbetriebe

den Bauern zu, und es ist glaubhaft, wenn Schwerz bezeugt, daß diese Aufteilung einen wohltätigen Einfluß auf die Bodenkultur ausübte, die Armut der Bauern abnahm, Bildung, Fleiß und Sittlichkeit sich hoben. Indessen hielt die belebende Wirkung infolge der Gewohnheit, im Erbgange die Liegenschaften nach der Anzahl der Erben zu verteilen, nicht sehr lange an. Der Hauptvorteil für die Bauern blieb die Befreiung von den privaten Abgaben.

Sehr übel spielte die Franzosenzeit den Burgen und Schlössern mit. Sie wurden von den Käufern oft ganz oder teilweise zerstört, indem man sie als Steinbrüche benutzte. Wohl die meisten Eifelruinen sind auf diese Weise erst im 19. Jahrhundert entstanden, sie sind Erinnerungen an die Revolution, die in keinem andern deutschen Lande so gründlich aufräumte, wie auf dem linken Rheinufer. Indessen waren die sozialen Folgen in der Ebene ganz andere. Der wertvolle Weinbergbesitz der Kirchen und Klöster an Mosel und Rhein fiel in die Hände reicher Familien, denen es nicht schwer wurde, bei der Versteigerung solcher begünstigten Flächen den bäuerlichen Mitbewerb zurückzudrängen. Fast überall ist der Kern der großen Weingüter alter Kirchenbesitz.

Auch im Herzogtum Lothringen sind die Domänen der ehemaligen Gerichtsherren, des Bischofs, des niedern und des reichsunmittelbaren Adels hauptsächlich an Kapitalisten gefallen; nur dort, wo das Land schon stark zerstückelt war, kam es an die Bauern. Im Unterschiede aber von den Erwerbern der Weinberge, mit deren Betriebe sich notwendig stets Kelterei und Weinhandel verknüpfen, gingen die Käufer nicht zur Eigenwirtschaft über. Die lothringer Landgüter werden bis auf den heutigen Tag aller Regel nach verpachtet.

Eine Sonderstellung nimmt die Umgebung von Metz ein. Die Revolution ist dort ohne Einfluß auf die Grundbesitzverteilung geblieben. Denn schon seit der zweiten Hälfte des Mittelalters hatten sich die reichen Bürger der damals freien Reichsstadt Metz der adligen Besitzungen bemächtigt, zur Zeit der Revolution waren sie des feudalen Charakters längst entkleidet und freies Allod geworden.

Es zeigt sich, daß die große Revolution eine soziale Umgestaltung nur durch die Verdrängung des ersten und zweiten Standes hervorbrachte; den Besitz des Bürgertums hat sie sehr bedeutend vermehrt.

Wollen wir die Wurzeln der Agrarverfassung, welche vor der Revolution bestand oder sie überdauerte, aufdecken, so müssen wir gleich in die Zeit der fränkischen Eroberung zurückgehen. Die

umfangreichen Gemeindeländereien und Staatswaldungen sind wie überall so auch hier ein Überrest des Gesamteigens, das einst engeren und weiteren öffentlichen Verbänden, besonders den Hundertschaften, wohl an allem Grundbesitz zugestanden hat und bestehen blieb, soweit er der gemeinsamen Weide und Holzgewinnung unterworfen blieb und nicht der landwirtschaftlichen Sondernutzung anheimfiel.

Die Gliederung der Ackerflur in Gewanne nach der Bodengüte und die in den Gewannen verstreuten Ackerlose sind in den ältesten Dörfern die Wirkung der gleichen Anteilsberechtigung, welche jeder freien Familie bei der Niederlassung an der Geschlechtsfeldmark zustand. Die anfänglichen Geschlechtsmarken sind aber bald durch Niederlassungen mehrerer Sippen an einem Orte und durch Zulassung von Geschlechtsfremden zu Ortsgemarkungen geworden. In den jüngeren Gemarkungen ist die Gleichheit und Verstreutheit der Ackerlose ein Werk grundherrlicher Kolonisation.

Die Grundherrschaft selbst aber beruht in letzter Linie auf der Tatsache, daß das fränkische Königtum durch Krieg und Eroberung erstarkt, in den neu erworbenen Ländern ein oberstes Verfügungsrecht über die Quelle alles damaligen Reichtums, den Boden, soweit er noch nicht besiedelt war, erlangte und ihm die großen, konfiszierten Ländereien der unterworfenen Provinzen anheimfielen. Der König war auch befugt, Rodungsprivilegien in den Markwaldungen zu erteilen; er und seine Vertreter drängten die Selbständigkeit der Markgenossen mehr und mehr zurück. Aus all diesen Ländereien wurden die Kirche und Klöster sowie des Königs Vertreter, die Grafen, ausgestattet. Die großen, einst der Kirche gehörigen Besitzkomplexe im Moseltal dürften in letzter Linie sogar auf die Römerzeit zurückzuführen sein; dort im Tal blieben lange noch Quadratmeilen große Fiskalgüter in fränkischer Zeit erhalten. Die Bischöfe statteten wieder die kirchlichen Institute, sie und die Grafen auch die eigenen Gefolgschaften, die Burgmannen, die Ritter seit dem 11. Jahrhundert mit Land oder Renten aus.

Alle diese Vorgänge waren durch die Naturalwirtschaft bedingt, welche mit stockendem Verkehr und infolge des Abflusses der Edelmetalle nach Indien seit dem Sinken der römischen Macht und Kultur allmählich Platz gegriffen hatte.

Es ist bekannt, daß die Lehen der Tendenz zur Vererblichkeit der Nutznießung wie der Ämter unterlagen, das meiste Land der Feudalherren aber nicht durch diese selbst bewirtschaftet, sondern an

Bauern zu Leihe gegeben wurde. In dieser Weise vollzog sich auf grundherrlichem Boden bis ins 13. Jahrhundert hinein jene bedeutende Kolonisation, welcher die Orte auf -rath, -scheid, -hofen, -hausen ihre Entstehung verdanken. Die zinspflichtigen Leute waren ursprünglich Hofhörige, also unfrei und an die Scholle gebunden, befanden sich aber vermöge ihres festen Besitzrechtes und ihrer Teilnahme am Hofesgericht in durchaus gesicherter Rechtslage. Ein Teil dieser Bauern ist schon im 13. Jahrhundert zu freien Pächtern geworden, die anderen blieben hofrechtliche Eigentümer. Ihre Hauptlasten waren späterhin nach Verflüchtigung des Obereigentums Besitzwechselabgaben und steuerartige Pflichten.

So waren die wirtschaftlichen Grundlagen beschaffen, auf denen sich die fränkische Kultur erhob. Wer die schönen Bauwerke aus dem Mittelalter in Trier oder im Gebirge sieht, der begreift, daß die Franken keineswegs bloße Zerstörer römischer Herrlichkeit waren, sondern, ohne doch ihre Eigenart zu verlieren, die römische Tradition achtungsvoll bewahrten.

Den höchst aufnahmefähigen Franken gab die enge Berührung mit der römischen Kultur vor allem jene zentralisierende, immer den Staat im Auge behaltende Richtung, die sie befähigte ein Reich zu gründen, welches alle verwandten Stämme zu einer Einheit verbinden sollte. Bis zur Gegenwart hat sich trotz mancher zersetzenden Einflüsse als Erbteil der Vergangenheit bei den Franken eine ausgeprägte Achtung vor der Autorität, ein starker Sinn für politische Ordnung erhalten. Die Lothringer finden sich aus demselben Grunde rascher in die neuen Verhältnisse, die der Krieg von 1870/71 geschaffen hat, als die mehr demokratisch fühlenden Elsässer, mit denen die Lothringer wenig gemein haben[1].

Die eigentliche Trägerin römischer Bildung blieb durch das ganze Mittelalter die Kirche, und um die Fortbildung der alten Gesittung erwarben sich besonders die zahlreichen Benediktinerklöster hohe Verdienste. Sie erteilten nicht bloß elementaren und höheren Unterricht, sondern pflegten auch den Ackerbau, den Weinbau, die verschiedenen Handwerke auf den eigenen Gütern durch Ausübung und Unterweisung. Zu den berühmten Benediktinerklöstern gehören auf der Eifel Stablo Malmedy, das im Jahre 644 durch König Siegibert III. von Austrasien begründet wurde, das berühmte Prüm

[1] Vgl. den unten abgedruckten, den Reisegenossen übermittelten Aufsatz des Herrn Gerdolle.

aus dem Jahre 720 (763 von Pipin dem Kleinen erbaut und ausgestattet), das Tochterkloster von Prüm Monasterium Eifliae, Münster-Eifel, von 830, Steinfeld von 912, endlich Maria-Laach, im Jahre 1093 vom Pfalzgrafen Heinrich ins Leben gerufen.

Die Klöster verloren bekanntlich in der zweiten Hälfte des Mittelalters an Bedeutung. Die Stadtgemeinden wurden zu Trägern der wirtschaftlichen und geistigen Kultur. Doch muß ich mir um so mehr versagen auf die Leistungen der Bürgerschaften einzugehen, als unser Gebiet bis zur Gegenwart ein überwiegend ländliches und landwirtschaftliches geblieben ist. Gerade hier ist deshalb auch die vom früheren Mittelalter überkommene Verfassung durch die Zersplitterung der öffentlichen Verbände besonders schlimm entartet, und alle Versuche besonders der Trierschen Erzbischöfe, ein neues Leben durch Herstellung größerer Territorien hervorzurufen, sind von sehr geringem Erfolg geblieben. Die Erblichkeit der Ämter ließ von unten her neue Kräfte nicht genügend aufkommen, und die Verquickung privater Interessen mit den öffentlichen Aufgaben erwies sich als sehr schlimmes Übel. Wer den ärmlichen Zustand kennt, der noch vor kurzem in der Eifel herrschte, kann sich leicht zurechtlegen, wie es aussah, als noch fast in jedem Dorf eine Burg oder ein Schloß bestand, dessen Insassen von der Bauernschaft unterhalten werden mußten. Die staatliche Zersetzung ließ im Dreißigjährigen Kriege auch in der Eifel manches Dorf verschwinden und viel Ödland entstehen. Während aber das übrige Deutschland nach dem großen Kriege sich erholen konnte, wurde dies auf dem linken Rheinufer durch die immer erneuerten Kämpfe mit Frankreich unmöglich gemacht. Unter Ludwig XIV. führten viele rheinische Herren als dessen Verbündete gegen Kaiser und Reich die Waffen; französische Heere, oft von heimischen Fürsten geführt, verwüsteten das Land. Noch schlimmer hausten die spanischen Soldaten als kaiserliche Hilfsheere.

Patriotische Gesinnung konnte die Bevölkerung bei diesen Zuständen nicht gewinnen. Die französische Revolution und Invasion ward mit Freuden begrüßt.

IV. Die neue Entwicklung.

Die Agrargesetzgebung, die Aufhebung der Standesunterschiede, die Einführung des französischen Rechts, damit der Rechtseinheit und Rechtssicherheit wurde in dem bisher ganz zerrissenen Eifel- und Mosellande als große Wohltat empfunden.

Bisher hatte es nur zwei Heerstraßen gegeben: Paris–Metz–

Trier—Koblenz und Straßburg—Trier (über Bitburg, Prüm, Schneifel, Venn) nach Aachen und Lüttich. Weite Bezirke entbehrten jeder Verbindung durch Landstraßen, und die vorhandenen waren in elendem Zustande. An der Mosel aber gab es zahlreiche Zollstellen, so daß sie für den Transport des Holzes, des damals einzigen Ausfuhrproduktes, fast ganz unbrauchbar wurde.

Die Franzosen hoben die Wasserzölle bis auf einen auf, sie verbesserten die Straßen und legten neue unter Verwendung von zahlreichen Kriegsgefangenen an.

Das Schulwesen war unter den alten Herren in einen kläglichen Zustand versunken. Im Arrondissement Prüm, dem mittelalterlichen Bildungszentrum, konnten am Ende des 18. Jahrhunderts nur 5% der Bewohner lesen, noch weniger schreiben, im Gebiet von Trier 20%. Nun wurden in allen Gemeinden Schulen eingerichtet. Freilich erteilte man meist nur im Winter Unterricht, und es fehlte ganz an brauchbaren Lehrern, so daß die ersten preußischen Revisionsberichte ein klägliches Bild ergaben. Aber es war doch ein Anfang zur Besserung gemacht.

Nichts dagegen haben die Franzosen für die Gemeindewaldungen und für die Verbesserung der Flurverfassung getan. Die einst sorgfältig bewirtschafteten Staats- und Kammerforsten blieben zwar als solche erhalten, aber alle bisher herrschaftlichen Wälder wurden von Privaten und Gemeinden in der Franzosenzeit furchtbar ausgeplündert, ja, in großem Umfange gänzlich zerstört. Damals nahm das Ödland und die Schafzucht bedeutend zu. Auch die Gemeindeforsten fielen vielfach der Verwüstung anheim, sobald die herrschaftliche Aufsicht fortfiel.

Als schädlich erscheint mir auch die Verdrängung — statt der Reform — des alten Rechtes der Stockgüter durch das Erbrecht des code civil mit seinem direkten und indirekten Zerstücklungszwange.

Diese Güter vererbten nur auf eines der Kinder, den ältesten Sohn, die älteste Tochter. Sie sind teils als Vogteigüter im 12. und 13. Jahrhundert, teils aber auch schon früher als freies Eigentum der in Luxemburg sogenannten francs hommes entstanden. Die Vererbungssitte hielt sich besonders in der westlichen Eifel und an der Saar bis in die vierziger und fünfziger Jahre hinein. Dann aber begannen die Zivilprozesse, durch welche viele Bauerngüter zur Aufteilung gebracht wurden. Immerhin sind nicht wenige der alten Stockgüter bis zur Gegenwart erhalten geblieben, obwohl die Notare

und die Geistlichen die Parzellierung begünstigen, jene vielfach aus geschäftlichen Gründen, diese weil sie das übliche Verbleiben unverheirateter Geschwister im Hause des Übernehmers nicht wünschen.

Alles in allem hat die französische Verwaltung nirgendwo mehr als den Anfang zur Aufführung eines Neubaues vollbringen können. Vollendet wurde die Reform überall erst durch die preußische Regierung.

Sie hat in den ersten Jahrzehnten ihrer Tätigkeit hauptsächlich durch drei Einrichtungen an der Hebung der Gebirgsdistrikte gearbeitet: das Schulwesen, das Wegewesen und die Forstkultur. Die beiden ersten bilden recht eigentlich den Kern aller Wohlfahrtspflege im modernen Staate: die Hebung der geistigen Kraft des Volkes und die Förderung des Verkehrs, der wichtigsten Voraussetzung für die zweckvolle Organisation dieser Kräfte, für die Arbeitsteilung.

Die Forstkultur ist in dem weiten rauhen Gebirgslande von besonderer Wichtigkeit.

Das ganze Land ist allmählich mit einem Netz vortrefflicher Landstraßen überzogen worden. Jetzt unter Verwaltung der Provinz und durchweg in bestem Zustande, läßt es kaum noch irgendeinen bedeutenderen Ort unberührt. Die Straßen sind auf den Hochflächen mit Ebereschen und in den günstigen Lagen mit Obstbäumen, meist Birnen und Äpfeln, bepflanzt. Ein erheblicher Teil des Wegebaues ist freilich erst in neuerer Zeit ausgeführt worden.

Große Summen wurden darauf verwandt, durch Baggern, Sprengen und Buhnenbau die Fahrrinne der Mosel zu vertiefen, und bald wurden Kalk, Bausteine, Holz, Lohe zu erheblichen Verkehrsartikeln. Seit 1840 wird die Moselschiffahrt auch mit flachgehenden Dampfbooten betrieben; die Konkurrenz der Eisenbahnen hat den Wasserverkehr der Personen und Waren aber sehr herabgedrückt. Die Moselschiffahrt leidet unter der Ungewißheit, ob der Dienst zu einer bestimmten Zeit überhaupt aufrechterhalten werden kann. Es verkehren, wie ich schon erwähnte, Schiffe von 0,7 m Tiefgang, während z. B. auf dem Friedrich-Wilhelmskanal zwischen Oder und Spree ein Tiefgang von 1,11 m möglich ist.

Mit der Herstellung der Eisenbahnen hat man sehr lange gewartet. Man baute solche durch Jahrzehnte nur, wo ein schon vorhandener starker Verkehr Rentabilität in sichere Aussicht stellte. Den schwierigen Bau durch das Gebirge, das keine ausgebildete Industrie besaß, vermied man ängstlich. So blieb die Eifel bis zum französischen Kriege ohne jeden Schienenweg. Damals erst wurde die Strecke

Düren—Trier angelegt, während die linksrheinische Bahn von Köln nach Koblenz schon Ende der fünfziger Jahre hergestellt worden war.

Ende der siebziger Jahre kam die Moselbahn als Stück der Linie Berlin—Metz aus strategischen Gründen zustande; sie folgt der Mosel allerdings unmittelbar nur bis Cochem. In den achtziger Jahren wurde die Eifelbahn eröffnet, die von Euskirchen über die Mechernicher Hütte durch den Tunnel, der die Wasserscheide zwischen Urft und Erft, Maas und Rhein durchbricht, und weiterhin durch das Kylltal nach Trier führt. 1885 wurde die Vennbahn gebaut, die als Notlinie gedacht war.

Im ganzen ist das Bahnnetz noch sehr weitmaschig, erst in den letzten Jahren wird es — wieder aus strategischen Rücksichten — dichter gemacht.

Infolge der späten oder der noch fehlenden Erschließung durch Eisenbahnen und Wege, und der geringen Produktion des Kleinbauern findet man noch viel Naturalwirtschaft in der Eifel. Außer einigem Vieh, meist Kälbern, bringt der Eifelbauer in vielen Gegenden nur etwas Hafer, Kartoffeln, auch Stroh zu Markt. Der Frau bleibt der Verkauf der Eier und, wo man nicht einer Molkereigenossenschaft angeschlossen ist, der Butter überlassen. Der geringe Absatz erfolgt durch Zwischenhändler, selbst unter Nachbarn, und der Kaufmann liefert dem Bauer dafür Waren mit der Wirkung, daß dieser bei dem sehr unklaren Verhältnis schlecht fortzukommen pflegt. Allgemein wird der Kaufmann als Ausbeuter angesehen und meist wohl mit Recht. In entlegenen Orten findet noch echter Tauschhandel statt. Nadel und Zwirn, selbst ein Schnäpschen werden mit einem Ei bezahlt. Die nötige Hacke tauscht man für Butter ein. Wucher, besonders in der Form der Viehleihe, war bis in die neueste Zeit weit verbreitet.

Das Störerverhältnis ist noch häufig, wobei der Handwerker — es handelt sich um Schuhmacher — für längere Zeit in das Haus des Auftraggebers kommt, um diesem gehörige Rohstoffe (Häute) zu verarbeiten.

Die Versuche, die Produktion der Eifel unmittelbar zu heben, bewegten sich lange Zeit lediglich im Rahmen der Forstwirtschaft. Die Gemeindewälder wurden schon im Jahre 1816 der Oberaufsicht der Forstbehörden unterstellt und einer regelrechten Forstwirtschaft unterworfen. Im Laufe der Zeit hat man weite Ödländereien aufgeforstet, so daß heute die Eifel, wenn nicht gerade reich an Wäldern, so doch nicht mehr kahl ist. Seit den 60er Jahren bepflanzte man

die Abhänge des Moseltales und der Nebentäler mit Lohhecken (Eichenschälwäldern); denn damals wurde die von alters her auf den Ödflächen betriebene Schafzucht infolge der Konkurrenz der südlichen Kontinente unrentabel, und die von den Römerzeiten her blühende Tuchindustrie ging zurück. Auf der anderen Seite stieg die Eichenlohe stark im Preise, und deshalb hielt die Regierung die Gemeinden zur Aufforstung der Ödländereien mit Eichenschälwald nach Möglichkeit an. Der Übergang von der sehr ausgedehnten Schafzucht zur Waldwirtschaft vollzog sich rasch. Heute ist der Anblick einer Schafherde in der Eifel zu einer Seltenheit geworden. Der Eichenschälwald warf bei 12- bis 20jährigem Umtriebe hohe Gewinne ab, die in guten sonnigen Lagen denen von fruchtbaren Äckern zeitweise gleich geschätzt wurden, ohne doch schwere Kulturarbeit nötig zu machen.

Aber die Konjunktur war nicht von langer Dauer. Die Einführung des an Tannin so viel reicheren Quebracho-Holzes aus Südamerika drückte mit einem Schlage die Rentabilität herab oder vernichtete sie ganz. Man mußte sich nach Ersatzkulturen umsehen und fand sie 1. im Anbau von Nadelhölzern. Die höchste Rente werfen die jungen Nadelholzwälder ab, deren 30jährige Bestände bestes Holz für Grubenzwecke liefern und im ganzen Gebiet für die niederrheinischen und belgischen Kohlenbergwerke aufgekauft werden. Einzelne Gemeinden beziehen aus ihren Wäldern so hohe Renten, daß sie aller Kommunalabgaben entbehren können und überdies den Eingesessenen ein bestimmtes Maß, 3—4, selbst 5—10 cbm Brennholz — etwa gegen die Fällungskosten — in schlechten Jahren auch freie Streu liefern. 2. Bessere Böden verwandelte man in Wiesen und Ackerland. In den meist begünstigten Lagen ersetzt man 3. die Lohhecken durch Reben. Hier ist die Domänenverwaltung mit gutem Beispiel vorangegangen.

Wir werden den Aveler Berg, 4 km von Trier, besichtigen. Dort hat man hauptsächlich durch Gefangenenarbeit rund 27 ha bisherigen Eichenschälwald mit bestem Erfolg in einen Weinberg mit 211000 Stöcken unter Aufwand von 1½ Millionen Mark verwandelt. Mit Einschluß zweier weiterer Weindomänen umfaßt die neugewonnene nutzbare Weinbergsfläche 77 ha, bereits angebaut sind 55 ha mit 438000 Stöcken.

Vielfach besteht ein Streit zwischen den Landwirten, deren Interessen oft die allgemeine Landesverwaltung vertritt, und der Forstverwaltung wegen der gegenseitigen Abgrenzung ihres Bereichs. Hier müssen durchaus volkswirtschaftliche Gesichtspunkte entscheiden,

die privatwirtschaftliche Rentabilität allein kann nicht den Ausschlag geben. In einem so dicht bevölkerten Lande wie dem unsrigen gehört der Wald auf absoluten Waldboden, ist also namentlich auf solche Hänge zu beschränken, die Ackerbau, Viehzucht oder gar Rebenkultur nicht zulassen.

Bis vor kurzem befand sich die gesamte Landwirtschaft, obwohl fast im ganzen Mosellande die einzige Grundlage des Wohlstandes, in einer fast hoffnungslosen Stagnation. Sie litt vor allem unter zwei scheinbar unüberwindlichen Hindernissen: der Gemengelage und der üblichen Realteilung der Grundstücke im Erbgange. Die Teilungssitte ist alt. Schon seit dem 12. Jahrhundert hat sie in vielen Teilen die alte Hufenverfassung zerstört. Die Grundherren ließen die Realteilung zu, weil ihnen dann um so mehr Besthäupter und andere Besitzveränderungsabgaben zufielen. Heute sind die Bauerngüter, von den Stockgütern abgesehen, durchaus wechselnde Zusammenfassungen von verstreuten Parzellen. Selten hat der Erbe von vornherein genug Land, um von seiner Bewirtschaftung leben zu können. Er richtet alle seine Anstrengungen darauf, Grundstücke hinzu zu erwerben. Alle Ersparnisse dienen diesem Zweck. Die Grundstücke werden sehr teuer bezahlt. Beim Tode des Besitzers fällt aber alles wieder auseinander. Dann wird die Kontinuität der Wirtschaft unterbrochen; manche Betriebszweige, wie die Pferdezucht, sind dadurch unmöglich gemacht. Kleine Landwirte mit zu großen Gebäuden und umgekehrt sind häufig. Die ungeheuer gesteigerte Gemengelage verzettelt und verteuert die Arbeit, macht unfrei in der Wirtschaftsführung und verhindert die oft im Gebirge sehr notwendige Anlage von Ent- und Bewässerungen. Es ist auffallend, wie wenig Bergwiesen in der Eifel zu finden sind, obwohl das Klima sie ganz auf Futtergewinnung und Viehzucht hinweist. Endlich hat die Teilungssitte in dem der Spatenkultur unzugänglichen Lande die Wirtschaften so verkleinert, daß die große Masse der Grundeigentümer auf und unter die Grenze einer selbständigen Existenz herabgedrückt worden und nur durch den Zuschuß aus dem Gemeindelande eben instand gesetzt ist, ihr Brot zu bauen, einen Pflug und ein paar Kühe zu halten. Nur wenigen gelang es, im Laufe eines langen Lebens soviel Land zusammenzubringen, daß sie ein behagliches Auskommen finden, ein paar Ochsen oder ein paar Pferde anschaffen konnten. Sehr viele saßen bis vor kurzem schwer in Schulden, und jeder Unglücksfall brachte sie in bittere Not. Es fand eine große Ausbeutung durch Händler und

Kreditgeber statt. Letztere machten besonders gute Geschäfte mit dem Protokollhandel. Der Protokollhändler, eine Begleiterscheinung des starken Grundstücksverkehrs, zahlt nach einer der Landversteigerungen, die jedem Erbgange zu folgen pflegen, den Verkäufer unter Abzug von meist 8% aus, läßt sich dessen Forderung abtreten und treibt vom Käufer die Summe in der meist auf fünf Jahre bemessenen Frist ein. Wo immer wohlhabende Leute den Wunsch haben, Land zu erwerben, etwa Waldland oder Jagdgründe, geben die Landauktionen die beste Gelegenheit dazu. An einigen Stellen ist es in den letzten Jahrzehnten zu einer richtigen Latifundienbildung gekommen.

Der große Vorzug, welcher sich mit der Realteilungserbsitte verknüpft, die allgemeine Anwartschaft auf Grundbesitz, konnte wenig in Betracht kommen gegenüber der unverkennbaren Tatsache, daß jene Sitte die Bauernschaft des Gebirges proletarisiert, die Eifel zu einem Lande der armen Leute gemacht hatte.

Ich selbst lernte sie in den 80er Jahren kennen. Damals lebte die Masse der Bevölkerung von Kartoffeln, Brot, Kappes und Kaffee; sie hatte abscheuliche Behausungen: ohne Schmuck, eng, verfallen und schmutzig. Das Vieh war schlecht gehalten, klein und wenig ergiebig. Es gab wenig Schweine- und nur eine sehr geringe Geflügelzucht. Das Getreide stand überall schlecht, weil es nicht ausreichend gedüngt wurde. Die Jauche floß auf der Straße fort. Die Menschen waren zwar sehr fromm und ernsthaft, aber auch sehr faul, rückständig und jedem Fortschritte abgeneigt.

Aber diese Schilderung trifft heute nur noch teilweise zu. Es hat sich seit jener Zeit ein Fortschritt vollzogen, der mit Händen zu greifen ist. Die Eisenbahnen brachten alles in Bewegung. In dem Maße, als ihr Netz sich ausbreitete, zog auch eine neue Zeit in die Eifel ein. Der erleichterte Verkehr löste die Menschen aus der Gebundenheit der Naturalwirtschaft, besserte die Absatzverhältnisse und die Preise. Seit den 70er Jahren und dem Bau der Trier-Kölner Bahn begann die Eifeler Jugend im Großen nach Rheinland, Westfalen und Lothringen abzuwandern. In der Zeit von 1870 bis 1905 haben die östlichen Eifelkreise (Adenau, Cochem, Wittlich, Daun) 50–75% ihres natürlichen Zuwachses durch Abwanderung verloren, die westlichen Eifelkreise (Bitburg, Prüm, Malmedy, Schleiden) 75—100%, Montjoie mehr als 100%, so daß die dortige Bevölkerung heute geringer ist als zur Zeit des französischen Krieges.

Das Abströmen der Jugend erwies sich in dem zwar dünn besiedelten, aber doch relativ übervölkerten Lande als außerordentliche Erleichterung für die allgemeine Lebenslage. Der Andrang zum Grundbesitz, der Kampf um den Boden verlor an Schärfe. Nicht wenige brachten, wenn sie, angezogen durch ihr Erbe und ihren Allmendanteil, in die Heimat zurückkehrten, bedeutende Ersparnisse mit, aus denen sie nicht bloß Land erwarben, sondern auch den Boden fruchtbar machten.

Nunmehr gab auch die Gesetzgebung unter dem heftigen Widerspruch falscher Volksbeglücker der Verwaltung das Rüstzeug zum Kampfe gegen die Burg der alten fortschrittsfeindlichen Verfassung, gegen die Gemengelage der Grundstücke und den Flurzwang. Das Gesetz vom 24. Mai 1885 übertrug aus Altpreußen den Grundsatz an den Rhein, wonach die Zusammenlegung der Grundstücke einer Gemarkung stattfindet, wenn eine Majorität der Eigentümer, berechnet nach Fläche und Grundsteuerreinertrag ihrer Liegenschaften, dem zustimmt. Die Zusammenlegung unterbleibt nur, wenn der Kopfzahl nach $^3/_4$ der beteiligten Besitzer widersprechen. Durch dieses Gesetz ist erst die Möglichkeit gegeben worden, den einzelnen der Fesselung durch die Dorfgemeinschaft zu entziehen.

Endlich haben Staat und Provinz, veranlaßt durch schwere Notstände, zur wirtschaftlichen Hebung der Eifel seit den 80er Jahren große Summen bewilligt; für die rheinischen Gebirge stehen jetzt jährlich rund $^4/_5$ Millionen Mark zur Verfügung. Es ist erstaunlich, welchen Aufschwung das Zusammenwirken der Forstverwaltung mit ausgezeichneten Landräten und Landwirten im Laufe von 25 Jahren hervorzubringen vermocht hat.

In der Struth, einem armen Hochtal der vulkanischen Eifel, werden wir einiges von den Erfolgen sehen. In der dortigen Gemeinde Nerdlen zerfiel das private Land von 443 ha in rund 4930 Parzellen. Die Zusammenlegung hat diese Zahl auf 1253 herabgedrückt. Die Durchschnittsgröße der Grundstücke ist von 9 auf 35 a, also fast das Vierfache gestiegen. Dabei hat man wegen des sehr wechselnden Bodens dem einzelnen immer mehrere Anteile überwiesen, was anderwärts nicht erforderlich war. Ein Teil der gemeinschaftlichen Ödländereien ist den Besitzern zu eigen überlassen worden. Man hat ein schönes Wiesenberieselungssystem ausgebildet, bei dem der Bach (die Lieser) als Entwässerungsgraben geradlinig ausgebaut wurde. Die Hänge wurden aufgeforstet. Das Beste ist, daß die Menschen durch die Neugestaltung der Flurverfassung andere ge-

worden sind, geistig rege und dem Fortschritt zugänglich. Ich beging mit Einigen ihre Felder. Sie äußerten sich sehr interessiert über die Wirkung der künstlichen Düngemittel auf Ödland, über den verschiedenen Stand des Roggens bei angewandter und fehlender, richtiger und unrichtiger Düngung. Ein Mann von 20 Morgen pries das Zusammenlegungsverfahren, denn nun könne er seinen eigenen Brotbedarf decken. Daß ein anderer darüber klagte, die großen Parzellen brächten einen geringeren Kaufpreis als die kleinen, ist nur als Lobspruch aufzufassen.

In jedem Kreise hat man eine landwirtschaftliche Winterschule eingerichtet, deren Direktor im Sommer Wanderlehrer ist. Die Schulen könnten noch besser als bisher wirken, wenn sie mehr ältere Hörer fänden. Der Landrat entfaltet Hand in Hand mit dem von ihm präsidierten Kreisvereine eine sehr weitgehende Tätigkeit. Er importiert Jungvieh vom Donnersberg oder aus der Gegend von Bitburg, deren Landwirte bereits den Donnersberger Schlag selbständig züchten. Der Landrat versteigert die Tiere und schießt einen etwaigen Ausfall gegen den Einkaufspreis zu; er kauft Zuchtstuten, -sauen und -ziegen an. In großer Ausdehnung haben die Kreisverwaltungen Wasserleitungen angelegt, welche die Gemeinden zentral mit Wasser versorgen. Überall ist die Ummauerung der Dungstätten erzwungen worden — unter Berufung auf Seuchengefahr, tatsächlich aus wirtschaftlichen Motiven. Durch Anwendung der richtigen Düngung, besonders Thomasmehl und Kainit, durch Drainagen, durch verbesserte Viehrassen ist eine außerordentliche Steigerung der Erträge, besonders auch durch Feldgras- oder Kleeanlagen auf Ödland erzielt worden. Wo Heideland umgerissen und in Futterfelder verwandelt werden soll, gibt der Staat Beihilfen in Höhe des halben Saatgutes und der halben Düngung. Solche Ödländereien werden drei Jahre lang mit Hafer, Hackfrucht, Hafer bebaut, dann in Kleegras gelegt, ein paar Jahre hindurch gemäht und schließlich beweidet. Die Gemeinden, denen die Ödländereien meistens gehören, erzielen daraus bald große Einnahmen. Oft besteht die Neigung, sie als Ackerland zu verteilen. Aber sie sind als Weideland wertvoller.

Reist man jetzt durch die Eifel, so bemerkt man an vielen Orten, wie die Gebäude zu klein geworden sind und zugebaut wird, damit der vermehrte Ernteseegen geborgen werden kann. Wohl sieht man noch viel jämmerliche Wohnungen, aber im ganzen sind sie ganz erheblich besser gehalten als früher. Saubere Gardinen und Blumen hinter

den Fenstern werden immer mehr zur Regel. Auf allen Gebieten zeigt sich eine außerordentlich gesteigerte Betriebsamkeit, und fast jeglicher Fortschritt ist den Anregungen und Eingriffen der Verwaltung zu verdanken. Heute aber regen sich neben ihr auch schon viele andere tüchtige Elemente, namentlich Geistliche und Lehrer, die sich besonders um die Genossenschaften große Verdienste erworben haben. Viehzucht- und namentlich Kreditgenossenschaften fanden eine weite Verbreitung. Sie haben dem Wucher das Wasser abgegraben; sie übernehmen jetzt auch, sehr zum Vorteil für beide Parteien, die Versteigerungsprotokolle. Das sicherste Zeichen des Wohlstandes ist die Zunahme der Spareinlagen. Zurzeit liegen in der Kreissparkasse zu Prüm etwa 5 Millionen Mark.

So wird die Eifel wieder ein wohlhabendes und blühendes Land. Auch die Parzellierungsgewohnheit hat viel von ihrer Schädlichkeit verloren, seitdem die rheinischen Gebirge ein Hauptrekrutierungsgebiet für die Arbeiter der rheinischen und lothringischen Industrie geworden sind. Denn die Anzahl der Besitzungen wächst nicht mehr, ihre Durchschnittsgröße hat mit Hilfe der Heidekultur sogar zugenommen. Aus einem Mittel, allen Nachkommen einen Anteil am Grundbesitz zu verschaffen, ist die Realerbteilung zu einer bloßen Methode der Auseinandersetzung zwischen den Erben geworden.

Allerdings ist in solchen Fällen die öffentliche Versteigerung der Parzellen nach wie vor Regel; dann unterliegen die Preise viel Zufälligkeiten und sind im ganzen hoch. Die Wirkung ist in solchem Falle eine Überlastung der zurückbleibenden Landwirte zugunsten der Abgewanderten. Indessen bahnt sich hier leise ein Wandel an. Zunächst teilt man schon an vielen Orten nicht mehr jede Parzelle, sondern setzt die Parzellen in Lose und versteigert sie ungeteilt. Oft ist die Versteigerung eine bloße Formalität: es gilt für unanständig, den Sohn, der die väterlichen Grundstücke erwerben will, herauszubieten. Er bekommt dann also die Parzellen billiger als zum Verkehrswert.

Daß er freilich das Ganze übernimmt, dafür reichen die vorhandenen Barmittel selten aus, und Schulden zu machen, galt bisher für ganz unmöglich. Es fehlte an langfristigem Abfindungskredit. Der Grund lag nicht nur an dem unvollkommenen Hypothekenrecht des code civil. Wichtiger noch war, daß der Boden keine Grundrente brachte, sondern nur Arbeitsertrag. So beschaffte man sich Land lediglich aus dem Überflusse, aus dem Ersparten. Es gab

nur Personalkredit, auch für den Ankauf mußte die Abzahlung traditionell in fünf Jahren erfolgen.

Nun aber ist der Bodenwert höher geworden, Realkredit ist zu haben, er wurde ganz wesentlich durch Einführung des preußischen Grundbuchsystems im Jahre 1888 gefördert.

Damit ist aber auch das Streben gekräftigt worden, die zusammengelegten Güter dauernd zusammenzuhalten. Es erscheint nicht als unmöglich, daß sich die Vererbungsgewohnheiten allgemein wieder der Anerbensitte nähern. Schon wird es häufiger, daß die Hypotheken auf das ganze Besitztum als Einheit eingetragen werden, und die Rheinische Landesbank tut dies niemals anders. Dadurch werden Teilungen erschwert. Für die Stockgüter hat die althergebrachte Anerbengewohnheit durch die erwähnten Einflüsse eine sehr wirksame Stärkung gefunden.

Über die Weinbaubezirke des Moseltals und die lothringische Landwirtschaft will ich nur wenige Bemerkungen machen. Der Weinbau im Moseltal, von den Römern eingeführt, zieht die steilen Hänge und zwar Südhänge vor; denn die Wirkung der Sonnenstrahlen ist um so größer, je steiler sie auf die Fläche fallen. Wo nötig, mauert man Terrassen auf. Die Rebkultur macht bekanntlich sehr viel Arbeit. Auf die hohen, steilen Rebberge müssen der Dung und die Pfähle meist auf dem Rücken getragen werden. Die Reben sind zu schneiden und zu binden, der Boden zu lockern, die Triebe nach der Blüte anzuheften, die schlechten Triebe auszubrechen, die Blätter zu lichten. Dann folgt die Lese und schließlich das Losbinden der Reben. So ist der Winzer das ganze Jahr über beschäftigt. Dabei gibt es keinen Zweig der Bodenkultur, der so abhängig von den Wechselfällen des Wetters wäre wie der Weinbau. Die Ernten unterliegen den größten Schwankungen.

Die neue Zeit ist auch für die Weinbauern der Mosel mit dem Eisenbahnbau angebrochen. So beträchtlich schon von den Römerzeiten her der Handel mit Moselweinen gewesen ist, so wenig konnte doch von einem eigentlichen Massenabsatz vor Eröffnung der Moselbahn die Rede sein. In jedem März und April finden jetzt in Trier die großen Weinversteigerungen statt, an denen sich die bedeutendsten Produzenten von Saar und Mosel und Käufer vom In- und Ausland beteiligen.

Durch diese Einrichtung ist eine außerordentliche Preissteigerung erzielt worden, und sie wirkte anspornend zurück auf die Sorgfalt des Anbaues und die Pflege des Weines. Die Lage der Winzer

hat sich gebessert, obwohl der kleine Weinbauer nicht in vollem Maße an der Preissteigerung teilnimmt.

Der Kleinbetrieb leidet auch an der Mosel an Zersplitterung des Bodenbesitzes. Man teilt den Weinberg zunächst der Länge nach, ist er aber schon lang und schmal, so auch in der Quere. Es gibt Weinberge, die nur 100 „Meter" (qm), d. h. 100 Stöcke haben, während die kleinste Parzelle noch wenigstens für ein Fuder (960 l) Wein ausreichen sollte; dazu gehören bei gutem Herbst 1000 qm (= 10 a) und im Durchschnitt 1500 qm (= 15 a). Aus der Verkleinerung der einzelnen Parzellen ergibt sich unmittelbar der technische Nachteil, daß an den Grenzen die Weinstöcke zu nahe aneinanderrücken. Während sie sonst einen Meter auseinanderstehen, ist hier der Zwischenraum oft nur 1 Fuß, und das Land wird auf diese Weise zu stark ausgenützt.

Aber auch die zu weitgehende Verkleinerung der Besitzungen als solche hat große Nachteile. Zur selbständigen Existenz eines Rebbauern gehört die Ernte von fünf Fudern. Die meisten haben aber weniger. Sie sind deshalb in erster Linie Schuhmacher, Schreiner, Küfer, vor allem Tagelöhner. Alle besitzen zwar noch anderes Land, Acker und Wiese, meist auch Gemeindeland, in das man sich einkaufen kann. Doch auch dieser Besitz ist so klein, daß z. B. in Zeltingen nicht mehr als die Hälfte aller Besitzer genug Korn und Kartoffeln für den Hausbedarf gewinnt.

Wer nun aber noch allerhand anderes neben der Rebkultur betreibt, kann dieser nicht die nötige Sorgfalt z. B. beim Absuchen des Sauerwurms zuwenden. Der Zwerg- und Kleinbesitzer arbeitet auch nicht so auf Qualität wie der größere, sondern ist mehr darauf bedacht die Masse des Produkts zu vergrößern. In diesem Bestreben hält er an alten Anbaumethoden fest, unterläßt z. B., die Reben zurückzuschneiden, obwohl sie hierbei von der Wärme des Schiefers mehr Nutzen haben und die Nährstoffe des Bodens aus erster Hand, nämlich aus der Wurzel empfangen. Bei hochstämmigem Anbau wird wohl mehr Wein, aber von schlechterer Beschaffenheit gewonnen. Die Qualität leidet noch in anderer Weise: Wer wenigstens ein Fuder zusammenbringt, keltert selbst, während die kleineren Bauern ihre Trauben an andere Winzer oder an Händler verkaufen. Je kleiner nun der Betrieb, um so weniger ist im einen wie im andern Fall eine Scheidung der Trauben nach der Güte möglich. Der kleine Mann kann keine Scheidung nach sieben, acht verschiedenen Lagen vornehmen, die auf seinem Besitz vorkommen.

Der größere Bauer hält wenigstens die Ernte vom besten Weinberg getrennt, der Leiter eines Großbetriebes aber läßt denselben Weinberg zwei-, dreimal durchgehen, läßt zunächst die schlechtesten oder die besten Trauben zusammenholen und gesondert keltern. Was jeder Kenner schätzt, die „Reintönigkeit", verschwindet also in der kleinen Wirtschaft.

Die hervorgehobenen Nachteile haben allerdings kein absolutes Übergewicht für den Großbetrieb zur Folge. Der selbständige Kleinbauer ist ein sehr sorgfältiger Arbeiter, selten sieht man viel Grünes in seinem Weinberg. Die richtige Anbaumethode könnte ihm schon durch Belehrung beigebracht werden. Der Qualitätsbau wird auch durch das neue Weingesetz, welches den Deklarationszwang ausspricht, begünstigt. Die „Reintönigkeit" wäre beim Kleinbesitz zu erzielen, wenn man Genossenschaften bildete, welche das Keltern und die Kellerbehandlung im Großen übernehmen. Dann ergäbe sich auch der Vorzug einer raschen Kelterung, welche für die Frische und Spritzigkeit des Moselweines notwendig ist.

Die Erfahrungen, die man mit den zahlreichen Winzergenossenschaften für den Rotwein des Ahrtals gemacht hat, sind nicht gerade ungünstig. Ihnen ganz wesentlich ist die Erhaltung der dortigen Bauernschaft zu verdanken. Allerdings ergab sich eine große Schwierigkeit aus der Disziplinlosigkeit der angeschlossenen Winzer und dem Umstande, daß die einzelnen Winzervereine einander und nach Begründung einer Zentrale für den Großabsatz dieser Konkurrenz machten.

An der Mosel haben die Winzervereine nur geringe Bedeutung erlangt. Sie erscheinen der Bauernschaft und ihren Freunden nicht so notwendig, weil der Handel gute Preise für die Trauben zu zahlen pflegt. Aber es wäre doch wohl richtig, Genossenschaften zu bilden und von Genossenschafts wegen dann den Wein an die Händler zu verkaufen. Diesen müßte allerdings der Verschleiß an das Publikum überlassen bleiben, sonst würde das gute Verhältnis zu den Winzern zerstört. Die gänzliche Ausschaltung des Handels läge wohl nicht in deren Interesse.

Man hat schon von der Gefahr einer Verdrängung der kleinen Winzer durch das Großkapital gesprochen, indessen wird der Großbetrieb in der Zukunft schwerlich viel weiter vordringen. Die Bodenpreise sind ins Ungeheure gestiegen. In Zeltingen bezahlt man 15—20 Mk. für den Quadratmeter in guter Lage; das sind 150000—200000 Mk. für den Hektar. In schlechteren Lagen kostet

er immerhin noch 15000—30000 Mk. In Berncastel bezahlte eine bekannte Firma sogar 100 Mk. für den Quadratmeter, während der Weinstock vielleicht 30—80 Pfg. im Jahresdurchschnitt einbringt, und nicht mehr als einer auf dem Quadratmeter gedeiht. So ist die Rentabilität nur gering. Einer der größten Besitzer sagte mir, er kaufe deshalb nur noch zur Abrundung zwischenliegende Parzellen, sonst nichts.

Ferner erschwert die Lohnbewegung den Großbetrieb. Die Löhne sind bisher infolge des Klebens der Leute an der Scholle sehr niedrig geblieben. Männer erhalten für die harte Arbeit im Weinberge während des Sommers 2—2,20 Mk., beim Spritzen und Schwefeln 2,50 Mk. pro Tag. Im Winter sinkt der Lohn auf 1,50—1,80 Mk. Für Mädchen sind die Löhne noch geringer. In der benachbarten Eifel, z. B. bei Bitburg, wo das Arbeitsangebot oft schon sehr knapp ist, zahlt man 3 Mk. für ständige, 3,50—4 Mk. für nichtständige Arbeiter. Man sagte mir in einem vorzüglich bewirtschafteten Großbetriebe, wenn die Löhne an der Mosel auf jenen Betrag stiegen, so müßte der Betrieb eingestellt werden. Die Löhne *werden* aber steigen, denn die Anforderungen an das Leben wachsen mit den Erwerbsgelegenheiten.

Mit der Steigerung der Einkünfte bessern sich aber auch die bäuerlichen Besitz- und Vererbungsverhältnisse. Im Rheingau ist es schon dazu gekommen, daß in den letzten 10 Jahren an vielen Orten die ungeteilte Übergabe an einen Erben die Regel geworden ist. Die Einsicht in die Schädigungen einer weiteren Verkleinerung und der Übergang der Bauernsöhne in andere Berufe wirken hier entscheidend.

So ergibt sich aus dem Aufblühen der deutschen Volkswirtschaft und Industrie hier wie im Gebirge eine große Verbesserung der Agrarverfassung. Die zu weit gehende Zersplitterung wird verhindert, und die Vererbungsgewohnheiten passen sich den Bedürfnissen der landwirtschaftlichen Technik besser an. Wenn diese Wirkung sich zu einer neuen Sitte fortentwickelt haben wird, aber auch nicht früher, ist meines Erachtens der Zeitpunkt gekommen, mit der Vererbungsgesetzgebung unterstützend vorzugehen.

Die Abwanderung hat sich im ganzen für das Moselgebiet in Berg und Tal nach dem Vorhergehenden als ein Segen erwiesen, ganz im Gegensatz zum Osten. Der Kleinbesitz, so gewiß er den technischen Fortschritt hindert, wo er allzusehr zersplittert ist, erweist

sich eben doch auf die Dauer für das Land als großer Vorzug. Trotzdem bleibt es auch im Westen durchaus erwünscht, daß einige große Güter neben ihm erhalten bleiben.

Für die lothringischen Agrarverhältnisse kann ich auf den Aufsatz des Herrn Gerdolle verweisen[1]. Nur auf eine merkwürdige Erscheinung möchte ich aufmerksam machen. Es hat sich in Lothringen, begünstigt durch schweren Weizenboden, der eine starke Anspannung verlangt, ein zahlreicher und wohlhabender Großbauernbesitz erhalten. Bei ihm herrscht, soweit er seine Höfe zu eigen hat, trotz der Einwirkung des code civil die Anerbensitte. Die Methode, die Landgüter zusammenzuhalten, ist ähnlich derjenigen, die ich auf den ehemaligen Stockgütern bei Bitburg und in den großen Weidenwirtschaften auf dem Hohen Venn gefunden habe: Einer der Erben erhält die Gebäude zu einem mäßigen Preise, die anderen Grundstücke werden verteilt, aber ihm von den Miterben verpachtet, bis er sie nacheinander zurückkauft. Es ist eine Methode, wie man sie auch in Friesland und anderwärts seit dem ausgehenden Mittelalter bei noch unvollkommen entwickelter Kreditwirtschaft betätigt hat. Sie bewahrt den Zusammenhalt, ohne doch eine größere Verschuldung herbeizuführen. Man muß die Stärke des Familiensinnes und der Tradition bewundern, welche auf solche Weise die alten Familiengüter dem zerstörenden Einfluß des geschriebenen Rechts zum Trotz durch alle Jahrhunderte erhalten ließ.

Das Gesamtergebnis meiner Betrachtungen möchte ich dahin zusammenfassen: Wenige andere Gebiete führen so deutlich wie das Moselland die Wahrheit vor Augen, daß die menschliche Gesellschaft sich die Errungenschaften der Arbeit von Jahrtausenden unausgesetzt nutzbar macht. Wer zu sehen gelernt hat, bemerkt überall die Zeugnisse und Wirkungen jener Arbeit der Vergangenheit, nicht wie tote Kuriositäten, sondern als lebendige Bestandteile unserer Kultur und sozialen Verfassung.

Aber ebenso lehrt uns die Fahrt durch das Moselgebiet, daß der Stamm des Volkslebens durch sein hohes Alter an jugendfrischer Kraft zur Neubildung nichts einzubüßen braucht. Nach langem Schlummer schreitet das Moselland jetzt wieder mit Riesenschritten

[1] Vergleiche unten Vortrag Nr. 8.

voran. Die Bevölkerung ist wohlhabender und vor allem auch innerlich reicher geworden, weil man dem einzelnen Luft gemacht hat zu freierer Entwicklung seiner Kräfte. Daß dies geschah, kann die Verwaltung als ihr Verdienst in Anspruch nehmen.

Mußte dabei viel von den alten Institutionen hinweggeräumt werden, so bauen wir doch überall auf den Errungenschaften der Vergangenheit weiter und haben bei aller Entschlossenheit zur Reform doch Anlaß, das von den Vorderen Überlieferte mit Pietät weiterzubilden.

Das römische Trier.

Von

Dr. E. Krüger-Trier,
Museumsdirektor.

Die Colonia Augusta Treverorum, die Augustus-kolonie im Lande Treverer, ist in den letzten Jahrzehnten vor Christi Geburt gegründet, wahrscheinlich in der Zeit zwischen 15 und 13 v. Chr., als Augustus selbst drei Jahre in Gallien weilte und dem Lande die Organisation gab, die dann für die nächsten Jahrhunderte Geltung behielt. Man nahm bis jetzt an, daß sie den Titel und die Rechte einer Kolonie erst später, etwa unter Claudius, erhielt und keine römischen Bürger hierher übergeführt wurden. Nach neueren Funden wäre das aber doch möglich; der Name ist später immer als colonia Augusta Treverorum bezeugt. Die Treveri gehörten zu dem halbgermanischen Volk der Belgae, die zur Zeit, als die Römer ins Land kamen, im allgemeinen noch auf einer nicht eben hohen Kulturstufe standen, aber einer gewissen Kultur doch nicht entbehrten. Die hatte sich in vorrömischer Zeit in Gallien ausgebreitet auf den Wegen des von Massilia-Marseille ausgehenden Handels. Je weiter man von dort entfernt ist, um so niedriger wird sie naturgemäß gewesen sein. So dürfen wir annehmen, daß bei den Treverern die Wohnstätten und die ganze Lebenshaltung noch ziemlich ärmlich waren und eigene Produktion von Handelsgütern wenig oder noch gar nicht vorhanden war. In Cäsars Commentarien tritt uns das Volk als besonders kriegerisch entgegen, seine Reiterei und Pferdezucht werden gerühmt. Auf jeden Fall besaß das Land, ehe die Römer dorthin kamen, noch keine Städte. Man wohnte in Dörfern und verstreuten Einzelhöfen. Die Oppida, die uns Cäsar in Gallien bezeugt, sind bei den Treverern nur hochgelegene Fluchtburgen auf den Bergen gewesen, die es in großer Menge im Lande gegeben haben muß. Eine ganze Anzahl davon ist uns heute noch in den sogenannten Ringwällen erhalten, so die Dietzenlay bei Gerolstein, der Steineberg bei Mehren, die Niederburg und die Wickingerburg bei Bollendorf, der Ringwall auf dem Erbeskopf, auf der Wildenburg und an anderen Orten. Wohl die gewaltigsten Reste eines Ringwalles, die es in Deutsch-

land gibt, zeigt der Hunnenring bei Otzenhausen, der sehr zu Unrecht heute den Namen eines Volkes trägt, das wohl nie auch nur einen Stein auf den andern gelegt hat. Dort erblickt man heute einen riesigen Steinwall von über 10 m Höhe, der am Fuß 40 m breit ist. Als diese Steine noch nach gallischer Bauweise mit Holz verbunden, eine senkrechte Mauer bildeten, die vielleicht auch mit Holztürmen bewehrt war, muß diese über die Ebene hinausschauende Bergfeste einen großartigen Eindruck gemacht haben. Auf Grund solcher Leistungen muß man doch auch diesen primitiven Bewohnern schon eine gewisse Kultur zugestehen.

Unterworfen und dem römischen Reich angegliedert worden sind die Treverer wie alle Gallier in den acht Jahren der Feldzüge des Julius Cäsar. Augustus gab dann dem Lande eine dauernde Einteilung in civitates, pagi und vici, die sich der vorhandenen staatlichen Gliederung anschloß. Nur ein Neues hat Augustus dem hinzugefügt, das waren Städte nach römischer Sitte. Er machte, wie die Heroen, die an den Anfängen griechischer Stadtgeschichten stehen, in jeder Civitas einen Synoikismos der Bevölkerung, indem er überall Städte anlegte und mit Bewohnern füllte, in manchem Falle sicherlich nicht ohne Zwang. Zahlreiche französische Provinzialstädte dürfen ihren Ursprung auf diese Tätigkeit des Augustus zurückführen, so die Schwesterstadt Triers im Äduerland Augustodunum-Autun, Caesarodunum-Tours, Caesaromagus-Beauvais, Augustonemetum-Clermont-Ferrand u. a. Diese römischen Städte wurden nun nicht mehr auf den Berghöhen, sondern militärisch sehr viel schwächer in der Ebene angelegt; gerade die Lage Triers im engen Tal von Höhen eingeschlossen ist dafür charakteristisch, aber sie war wirtschaftlich sehr günstig gewählt. Drei wichtige Straßen treffen hier zusammen (vgl. Taf. I, Karte: „Trier und die Mosel"); die eine von Süden, von Straßburg herkommend überschreitet bei Trier die Mosel, um nach Norden nach Cöln und Aachen weiterzulaufen. Ihr Lauf ist südlich von Trier noch nicht sicher festgelegt; ein römisches Kastell bei Pachten an der Saar, unweit Saarlouis, wird ein wichtiger Punkt an dieser Straße gewesen sein. Nördlich von Trier verfolgt die Straße denselben Zug wie die von Napoleon angelegte Heerstraße nach Cöln; an ihr kennen wir durch Ausgrabungen die Kastelle Beda vicus-Bidburg und Icorigium-Jünkerath, von einem dazwischenliegenden wenigstens den Namen Ausava, das bei Dos zu suchen ist. Eine zweite Straße läuft in der Richtung der Mosel nördlich von ihr von Westen nach Osten, von Durocortorum Remorum-Reims über Orolaunum vicus-Arlon

nach Trier und dann weiter über die Hochflächen der Eifel nach Antennacum-Andernach. Die dritte kommt in der gleichen Richtung, aber südlich der Mosel, von Divodurum Mediomatricorum-Metz her, bleibt von Trier ab zunächst im Moseltal bis Noviomagus-Neumagen und wendet sich dann direkt nach Osten über den Hunsrück nach Bingen und Mainz. Das sind die drei Hauptstraßen, die sich in Trier berühren. Daneben ist aber die bedeutendste Verkehrsader für den Handel die reiche Wasserstraße der Mosel. Die Wasserstraßen müssen im Altertum für den Transport von Massengütern im ausgedehntesten Maße benutzt sein; für Trier bezeugen uns zahlreiche Bilder auf den Grabdenkmälern, einen wie breiten Raum gerade die Flußschiffahrt in den Interessen der Bevölkerung einnahm.

Der wichtige Straßenknotenpunkt, den Trier darstellte, war auch militärisch gedeckt. Er war ein Etappenposten für die Rheinarmee und hatte dafür eine Garnison von einer oder mehreren Reiterschwadronen, wahrscheinlich spanischer Reiter.

Von der Stadtgründung des Augustus haben wir seit einigen Jahren etwas Greifbares in Händen. Das ist der Straßenplan des römischen Trier, der bei Gelegenheit der Kanalisation des modernen Trier wieder ermittelt werden konnte (vgl. Taf. II.: Stadtplan des römischen Trier). In den schmale Kanalschächten sind alle Reste von Hausfundamenten, Straßenschotterungen und Straßenkanälen beobachtet und aufgemessen, und aus der Menge der kleinen Einzelbeobachtungen ergab sich schließlich ein streng rechtwinkliges, regelmäßiges Netz von 10 m breiten Straßen, die genau gleichmäßige Abstände von 75 und 100 m innehalten und in das — mit Ausnahme der Porta nigra — alle Römerbauten nach ihrer Lage und Orientierung sich ohne weiteres einfügten. Diese Art Stadtanlage ist das Ideal der antiken Städtebaukunst, wie wir es jetzt schon von verschiedenen Orten der antiken Welt wiedergewonnen haben. Die Mittellinie der Stadt von West nach Ost bezeichnen Brücke, die Nordfront der Thermen, Kaiserpalast und Amphitheater, die von Nord nach Süd die Fundamente des Südtores und ein großer Bau, der genau in der Kreuzung dieser beiden Axen der Stadt an der Stelle, wo im römischen Lager sich das Prätorium befindet, liegt. Genau wie dort im Lager setzt auch hier die nordsüdliche Hauptstraße aus vor der Front eines ausgedehnten Gebäudes, das zwei insulae (Häuserblocks) umfaßt, und die Fundamente dieses Baues, die dort an der Stelle des mittelalterlichen, jetzt leider verschwundenen Neutores im Boden stecken,

zeigen Spuren zahlreicher Umbauten. Vier bis fünf Bauperioden lassen sich noch erkennen, ein Zeichen, daß dort ein Bau von größerer Wichtigkeit und langer Dauer gestanden hat. Venantius Fortunatus, der Schriftsteller des sechsten Jahrhunderts, der uns eine Moselfahrt besingt, erwähnt die mächtigen Ruinen des Rathauses der Trierer, der curia. Vielleicht sind sie in diesen Resten zu erblicken.

Leider haben die Kanalisationsbeobachtungen für die Stadtgrenze zur Zeit des Augustus nichts ergeben. Die römische Stadtmauer, die für Trier bekannt ist, gehört erst ins dritte Jahrhundert, und gerade die allein von dem rechtwinkligen Straßenplan abweichende Lage der Porta nigra zeigt neben andern Beobachtungen, daß die Augusteische Stadt nicht so weit nach Norden gereicht hat. Auch für die anderen Seiten der Stadt ist das anzunehmen. Aber eine steinerne Ummauerung scheint diese kleinere Stadt des Augustus nicht gehabt zu haben. Vielleicht war sie nur durch eine einfachere Befestigung von Holz und Erde mit Graben davor geschützt, wie sie die Augusteischen Lager am Rhein hatten.

Von großen Bauten aus der Frühzeit Triers kennen wir erst wenige. Von einem monumentalen Bau, einem Tempel oder Ehrenbogen, aus den ersten Jahren Triers zeugt eine Inschrift, die dem C. Cäsar, dem schon im Jahre 4 n. Chr. verstorbenen Neffen des Augustus, gilt. Das für die römische Kolonie zu erwartende Kapitol, die Kultstätte der kapitolinischen Dreiheit, des Jupiter, der Juno und der Minerva, hat in der Gegend der Fleischstraße gelegen, wo mehrere Götterbilder aus diesem Tempel gefunden sind. Eine größere Tempelanlage bestand dicht vor den Toren der Stadt, vielleicht dem Merkur geweiht, auf dem linken Moselufer unterhalb des Balduinshäuschens. Auch ein Amphitheater hat sicherlich schon im ersten Jahrhundert seit Gründung der Stadt bestanden. Wenn der heute noch erhaltene Steinbau, wofür manches spricht, erst ins zweite Jahrhundert gehört, muß man für die Frühzeit einen Holzbau annehmen.

Im ersten Jahrhundert fehlt es in Gallien nicht an Versuchen die römische Herrschaft abzuschütteln, bei denen verschiedentlich die Treverer eine führende Rolle spielen. Aber alle diese Erhebungen werden niedergeworfen und am Ende des ersten Jahrhunderts ist, wie ganz Gallien, so auch das Trevererland romanisiert. Die Zuwanderung von Römern wird nur eine beschränkte Zahl ausmachen, aber die Einheimischen sind gern Untertanen des römischen

Kaisers und die oberen Schichten nehmen ganz römische Sitte und Sprache an.

Das zweite Jahrhundert bedeutet für unsere Gegend eine ruhige Entwicklung zu hoher wirtschaftlicher Blüte. Der Anschluß an das römische Reich und der Friede im Innern des Reiches ermöglichen die volle Ausnutzung der vorhandenen natürlichen Schätze. Es sind vor allem zwei Gebiete in Landwirtschaft und Industrie, die uns in den verschiedensten Zeugnissen entgegentreten, das sind der Weinbau und die Tuchfabrikation. Literarische Nachrichten fehlen dafür so gut wie gänzlich, aber an ihrer Statt sprechen die archäologischen Quellen. Sie bezeugen uns einen hohen allgemeinen Wohlstand, der damals hier unmittelbar hinter der stets von Feinden bedrohten Reichsgrenze herrscht, einerseits durch die Massen von Villen, deren Fundamente heute noch überall im Boden stecken. In unübersehbarer Menge sind die Spuren solcher Bauten in den Akten des Museums registriert, jeder Winter bringt, wenn die Bauern ihre Felder verbessern und die Steine daraus zu entfernen suchen, mehrere Meldungen solcher Wohnstättenreste, die in der Regel sich als Villen herausstellen. Also überall auf dem Lande wohnen jetzt in Steinbauten Römer oder solche Einheimische, die schon dieselben Ansprüche an das Leben stellen wie die Römer. Das zweite Moment, das ebenso auf einen allgemeinen Wohlstand hindeutet, sind die zahllosen steinernen Grabdenkmäler von sehr großen Dimensionen, die wir aus den erhaltenen Resten erschließen können. Der Luxus der Grabbauten hat sich im römischen Gallien besonders hoch entwickelt, eine ganz eigenartige Kunstübung, die im Trevererland eine besondere Entwicklung genommen hat. Einzelne Reste solcher Grabdenkmäler finden sich überall, in größeren Mengen sind sie aus Festungsmauern der Spätzeit gezogen worden in Bidburg, Jünkerath, vor allem aber in Neumagen an der Mosel, wohin wahrscheinlich die Hauptstadt Trier selbst die Quadern ihrer Grabdenkmäler zum Festungsbau hat liefern müssen. Diese Grabbauten tragen — das ist eine gallische Besonderheit —, neben dem allgemein üblichen ornamentalen und mythologischen Bilderschmuck, Darstellungen aus dem täglichen Leben, aus dem Familienkreise, aus dem Geschäftsbetrieb, von der Jagd, Schiffahrt und anderen Dingen. Das ermöglicht uns einen Einblick in das Leben und Treiben dieser Zeit und dieser Gegend, wie uns sonst selten gestattet ist. Aus der Menge und den Dimensionen dieser Monumente aber muß man auf einen großen Reichtum unserer Landschaft gerade im zweiten Jahrhundert schließen.

Und dieser Reichtum muß erworben sein wie auch heute noch durch Weinbau und Weinhandel und durch Fabrikation von Tuchen. Gallische Tuche wurden überall im römischen Reich geschätzt; diese Industrie wird begründet gewesen sein auf der Viehzucht, die auf den Hochflächen von Eifel und Hunsrück betrieben wurde, während man in den Tälern von Mosel und Saar die Rebe pflegte. Aber beides, Industrie und Landwirtschaft, ruht in den Händen von Großgrundbesitzern, die offenbar mehr und mehr überwiegen und alles Land an sich bringen. Die alte gallische Verfassung mit principes und clientes mag diese Entwicklung begünstigt haben. Die Größe und Üppigkeit der Landsitze sowohl wie der Grabdenkmäler geben davon eine deutliche Kunde, die die häufigen Bilder von Pachtzahlungen und Abgabenlieferungen auf den Grabdenkmälern nur bestätigen.

War für das erste Jahrhundert das Eindringen römischen Wesens charakteristisch, so zeigt sich bereits im zweiten Jahrhundert, wie gegen das fremde Element, nachdem es aufgenommen ist und seine erziehende Kraft ausgeübt hat, das einheimische nationale Wesen sich wieder auf sich selbst besinnt und unter den neuen Formen aller Orten zum Vorschein kommt. Am deutlichsten kann man das fühlen auf dem Gebiet, wo das Altererbte, der eigenen Natur Gemäße am festesten wurzelt, auf dem religiösen, an den Göttermonumenten. Im ersten Jahrhundert hatten in den Selbständigkeitskämpfen gegen die Eroberer auch die alten Götterformen den römischen Götterbildern weichen müssen. Da sind die Bärengöttin, der dreiköpfige gehörnte Gott Teutates, der Esus und Taranis und andere im Namen und Bild verschwunden, und an ihrer Stelle betet der Treverer zum Mars, Merkur und Dispater. Der Übergang ist so schroff, daß er nicht ohne Gewaltmaßregeln durchgeführt sein kann. Aber im Volke lebt die alte Tradition weiter und im zweiten Jahrhundert beginnt eine Renationalisierung der römischen Götterformen zu Darstellungen, die mehr den einheimischen Vorstellungen entsprechen. Da erscheint Merkur im sagum, in dem gallischen Kittel und die gallische Sirona, in eine römische Quellnymphe verwandelt, trägt wenigstens die gallische Frauentracht. Der Jupiter aber, in den der gallische Donnergott Taranis aufgegangen ist, dessen Bild nach gallischer Sitte auf einer hohen Säule verehrt wird, wird zu Roß dargestellt in kriegerischer Rüstung, indem er über einen Giganten hinwegsprengt. Das ist eine Entwicklung, die wir erst an einzelnen Punkten fassen können, die aber überall wirksam gewesen sein muß.

Nachrichten über politische Ereignisse fehlen uns aus dieser Zeit völlig. Erst aus dem Ende des zweiten Jahrhunderts erfahren wir aus der Inschrift eines Ehrendenkmals, das die civitas Treverorum der 22. Legion in ihrem Garnisonsorte Mainz errichtet hat, daß diese Legion Trier im Jahre 197 von einer Belagerung befreit hat. Doch wissen wir nicht, ob es sich damals um die Kämpfe des Septimius Severus gegen seinen Gegenkaiser Clodius Albinus handelte, oder ob damals bereits die Not der nächsten Jahrhunderte an die Tore Triers klopfte und die Stadt durch einen Germaneneinfall bedroht war. Das Letztere ist das Wahrscheinlichere.

Die Zeit um das Jahr 200 bezeichnet den Höhepunkt der wirtschaftlichen Blüte unserer Gegend. Das ist die Zeit, in der der wundervolle Mosaikboden der römischen Villa von Nennig entstanden ist, in der in Cöln die feinste Glasware der damaligen Zeit hergestellt wird und aus der auch Trierer Gräber die hervorragendsten Stücke gespendet haben. Aber gerade dieser Wohlstand und Reichtum unmittelbar an der Grenze bildet zugleich auch eine immer stärkere Verlockung für den jenseits des Rheines wohnenden Feind, die Germanen, sich dieser Schätze zu bemächtigen. Und deren immer öfter und stärker wiederholten Angriffe legen von jetzt an die ruhige Weiterentwicklung lahm, indem die besten Kräfte des Landes von der Kulturarbeit abgerufen werden und gegen den äußeren Feind verwendet werden müssen, dessen Verwüstungen oft genug die Früchte des Fleißes des Volkes zum Opfer fallen.

Neben diesen Kämpfen gegen den äußeren Feind gehen im dritten Jahrhundert viele innere Kämpfe, ein häufiger Wechsel der Kaiser und Revolten der Bauern gegen den immer stärker werdenden Steuerdruck. An den Kämpfen der Gegenkaiser ist unsere Gegend lebhaft beteiligt, von 258—273 ist Gallien unter Postumus und seinen Nachfolgern ein selbständiges Reich und dessen Hauptstadt wird nun Trier. Hier hält der Kaiser Hof, umgeben wie in Rom von seiner Prätorianergarde, und die Münzen, die er ausgibt, mögen auch schon in Trier geschlagen sein. Es ist die Zeit, wo die Not für das römische Reich beginnt. Damals geht der rechtsrheinische Limes verloren und der Rhein bildet wieder in seinem ganzen Lauf vom Bodensee bis zum Meere die Grenze des Reiches. Ein Einfall der Alemannen unter Chrocus im Jahre 259/60 findet Trier wehrlos, die Bevölkerung verschanzt sich im Amphitheater.

Wohl bald nachdem diese Gefahr überstanden ist, wird Trier neu befestigt. Ein Ring von gewaltigen Mauern über 6 m hoch,

3½ m stark, umschließt das Stadtgebiet in einer Ausdehnung von 285 ha, mit zahlreichen Rundtürmen bewehrt, von zwei Gräben, die zusammen 30 m breit sind, begleitet. Vier Haupttore kennen wir, der Porta nigra (Abb. 1) im Norden entspricht in Größe und Anlage genau das Südtor, dessen Fundamente heute noch unter der Saarstraße im Boden stecken; das westliche, das Brückentor, ist bei der Kanalisation festgestellt, ein östliches Tor wird in Heiligkreuz gelegen haben. Außerdem kann das Amphitheater, auf dessen Höhe die Stadtmauer entlang läuft und das Bauwerk ausschließt von der Stadtumwallung, als Stadtausgang gedient haben. Die Porta nigra steht in einem

Abb 1. Porta nigra.

Gräberfeld des zweiten Jahrhunderts; das lehrt uns, daß zugleich mit dieser Ummauerung eine Stadterweiterung stattfand und größere Partien, die bis dahin unmittelbar vor den Toren gelegen, wie üblich als Gräberfelder dienten, jetzt in den Stadtbereich eingezogen wurden.

Die große Neuordnung des Reiches, die Diocletian vollzieht, ist auch für Trier von einschneidender Bedeutung. Gallien war seit 273 wieder mit dem römischen Reich verbunden, Trier aber blieb jetzt nicht nur der Vorort der neuen provincia Belgica prima, sondern auch kaiserliche Residenz, in der der Augustus des Westens seinen Wohnsitz hat. Seitdem ist Trier die urbs excellentissima Galliarum und im ordo nobilissimarum urbium des Ausonius wird

Trier unter den Weltstädten genannt zusammen mit Rom, Konstantinopel, Karthago, Alexandrien und Antiochia. Jetzt erhebt sich Trier über seine Schwestern, die gallischen Provinzialstädte; alle die Ansprüche, die eine kaiserliche Hofhaltung macht, müssen in Trier selbst befriedigt werden. So sind damals die großen Bauten entstanden, deren Reste wir heute noch bewundern, der Kaiserpalast, die Basilika, die Thermen und der römische Bau, der den Kern des Domes bildet. Die Mengen ausländischen Marmors, die in Trier gefunden sind, auch die zahlreichen Mosaikböden sind die Zeugen dieser Kaiserzeit Triers. Die in Trier geschlagenen Münzen tragen von jetzt ab das Münzzeichen TR. Von 286 ab hat zuerst Maximilian in

Abb. 2. Basilika.

Trier Hof gehalten und die ersten Gesetze von da aus datiert, dann Constantius Chlorus, der Vater Constantins des Großen.

Constantin der Große selbst ist, wenn wir dem panegyrischen Lobredner glauben dürfen, der Neugründer der Stadt geworden, er hat wenn irgendwo gerade um die Stadt Trier den Namen der Große verdient; er hat die Stadt mit zahlreichen Bauten ausgestattet und alle Spuren früherer Verwüstungen beseitigt. Mit ihm stehen wir schon im vierten Jahrhundert. Mit seinem Namen sicher zu verknüpfen ist der mächtige Backsteinbau der Basilika, die lange riesenhohe, einschiffige Halle für den Marktverkehr, daran das Halbrund des Gerichtstribunals, heute außen unvermittelt in einer Senkrechten bis zur Höhe des Daches aufsteigend, im Altertum

rings mit andern Bauten umgeben, über die sich wahrscheinlich nur der Oberteil des Baues mit der oberen Fensterreihe erhob (Abb. 2). Sodann hat Constantin den Trierern einen steinernen Zirkus erbaut, der sich mit dem Zirkus Maximus in Rom messen konnte. Von ihm sind bis jetzt aber noch keine Spuren ermittelt worden. Verschiedene in Trier geschlagene Münzen des Constantin zeigen eine Stadtummauerung, eine darunter dazu die Mosel und die Brücke. So wird er wahrscheinlich der Erbauer der ersten steinernen Brücke in Trier sein und diese Tat auf seinen Münzen festgehalten haben. Die heute noch einzige Moselbrücke Triers ruht noch auf diesen im vierten Jahrhundert errichteten Pfeilern (Abb. 3).

Abb. 3. Moselbrücke.

Die römische Wasserleitung, die aus dem Ruwertal Trier mit Wasser versorgt, wird schon früheren Datums sein. Constantin hat auf dem Lande zahlreiche Kastelle an wichtigen Straßenpunkten anlegen lassen. Das Kastell in Neumagen ist uns als sein Werk bezeugt; die von Jünkerath und Bidburg sind diesem so gleichartig, daß sie alle von einer Hand stammen und gleichzeitig angelegt sein werden. Damals also sind die vielen Grabdenkmäler abgerissen und in die Fundamente dieser kleinen Festungen hineingebaut worden.

Der Kaiserpalast in Trier ist nach der Zeit seiner Entstehung noch nicht bestimmt (Abb. 4). Er ist aus Kalksteinen mit Ziegeldurchschuß errichtet, man sieht schon an dem, was heute freiliegt, Spuren von mancherlei Um- und Erweiterungsbauten. Wir hoffen, daß die geplanten Ausgrabungen großen Stils, die auf diesem Terrain beabsichtigt sind, uns im einzelnen über die Entstehung dieses gewal-

tigen Prachtbaues aufklären werden. Für die Beurteilung der ganzen Stellung Triers als Residenz würde es besonders wichtig sein zu erfahren, welcher Kaiser diesen Bau hat aufführen lassen. Wir können jetzt nur hervorheben die Wahl des Platzes mitten in der Stadt, in der Mittelaxe von Ost nach West an einer Stelle, wo zahlreiche Privathäuser beseitigt werden mußten, und die kolossalen Größenverhältnisse. Der Bau, der vor allem zwei mächtige Festsäle enthält, ist zusammen mit dem großen Säulenhof 210 m lang und 140 m breit.

Unter den römischen Straßen der Stadt ist ein großartiges Kloakensystem ermittelt worden[3], das die älteren, tieferliegenden

Abb. 24. Kaiserpalast.

Straßenschichten durchschneidet und deshalb erst der späteren Zeit angehören kann. Es liegt nahe, auch diese Anlage mit der Stadterneuerung Constantins des Großen zusammenzubringen.

Ein bedeutender, wohl öffentlicher Bau des vierten Jahrhunderts muß an der Stelle gelegen haben, wo heute das Provinzialmuseum steht. Dort sind zahlreiche Mauerzüge gefunden, dazwischen Reste von mehreren Mosaikböden, der kostbarste das große Mosaik des Monnus, auf dem die Musen dargestellt sind zusammen mit den Begründern von Künsten und Wissenschaften. Neben den Klassikern, die uns heute noch als solche gelten, wie Homer, Hesiod und Menander, Ennius, Virgil und Cicero, lernen wir da ziemlich ver-

gessene Größen kennen, Acicarus, Thamyris und Agnis. Es ist schwere, ziemlich entlegene Gelehrsamkeit, aus der der Bildner geschöpft hat. Aber man darf vielleicht gerade daraus schließen, daß hier auch im Altertum schon eine Stätte der Wissenschaft, etwa eine kaiserliche Bibliothek, gestanden hat. Die geistige Bildung ist von Anfang der Römerherrschaft an gerade in Gallien lebhaft aufgenommen worden und von dem Leben und Treiben der gallischen Universitäten des vierten Jahrhunderts erfahren wir manches aus den Gedichten des Ausonius von Burdigala, der ja selber lange in Trier lebte. Da hören wir, daß die Professoren in dem teuren Trier höhere Gehälter bezogen als in anderen Orten Galliens, ein ganz charakteristischer Zug für Trier und für das Leben dieser Spätzeit.

Auch den Bau der Thermen von Trier vermögen wir noch nicht genauer zeitlich festzulegen, als daß auch er erst ins vierte Jahrhundert gehört. So glauben wir die Art der Bauweise datieren zu müssen, so paßt sich der Bau auch in die Entwicklungsreihe, die sich aus dem Vergleich der Trierer mit den stadtrömischen Thermen des Titus, Caracalla und Diocletian ergibt. Im Vergleich mit diesen zeigen sich verschiedene Änderungen des Grundplanes, aber auf jeden Fall stehen die Trierer Thermen denen in Rom weder an Ausdehnung der gesamten Anlage noch in Größe der einzelnen riesigen Säle nach.

Für die schweren Abwehrkämpfe, die das vierte Jahrhundert an der Rheingrenze gegen die Germanen zu führen hat, ist nunmehr die starke Festung Trier der Sitz des Oberbefehlshabers, des Kaisers, die Stätte der Waffenfabriken und Proviantmagazine. Und wenn uns berichtet wird, daß Constantin einmal zwei Frankenkönige Asarich und Merogais, ein anderes Mal zahllose gefangene Franken im Amphitheater den wilden Tieren vorwerfen läßt, so ist es sehr wohl möglich, daß das hiesige Amphitheater die Stätte dieser grausigen Schauspiele gewesen ist.

Im vierten Jahrhundert spielt Trier auch schon eine gewisse Rolle in der christlichen Kirchengeschichte. Die Stellung Triers als Handelsstadt an den großen Verkehrsadern wird schon früh durch asiatische Kaufleute auch das Christentum in Trier eingeführt haben, ebenso wie wir auch der Mithrasreligion in verschiedenen Zeugnissen begegnen. Im dritten Jahrhundert bezeugt sich ein Treverer auf seiner Grabschrift als Christ. Seitdem das Christentum Staats-

religion geworden ist, finden wir auch in Trier große Christengemeinden, ihre Grabschriften, in immer wachsender Zahl zeigen neben griechischen und syrischen doch schon ebenso viele Namen, die auf gallische Herkunft ihrer Träger deuten. An dem Konzil von Arles im Jahre 314 nimmt Bischof Agroikios von Trier teil. Bischof Maximinus beherbergt den Athanasius, der sich in Trier vor dem Kaiser verantworten muß, und Bischof Paulinus wird wegen seiner Stellungnahme gegen Arius von Trier nach Phrygien verbannt, wo er 358 starb. 30 Jahre später kam sein Leichnam nach Trier zurück; sein Holzsarg mit silbernen Emblemen, deren Stil der Kunstübung des vierten Jahrhunderts entspricht, fand sich 1883 noch in der Krypta der Paulinuskirche.

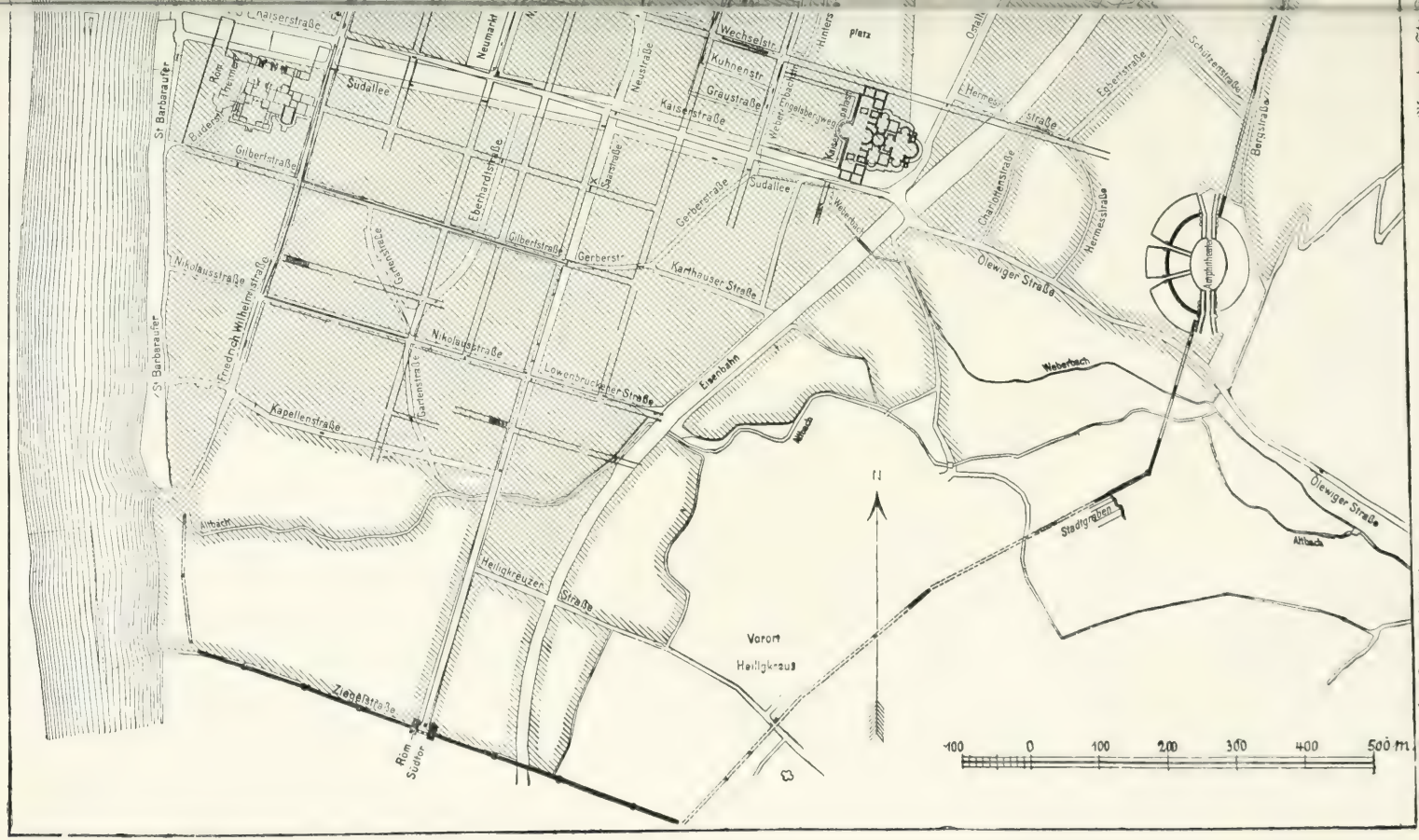
In diesen Rahmen des aufkommenden Christentums hat F. Hettner den römischen Bau gestellt, der uns in Trier als letztes Zeugnis römischer Bautätigkeit erhalten ist. Das ist der römische Kern des Domes, ein gewaltiges Quadrat von 40 m Seitenlänge, dessen Decke von vier riesigen Säulen getragen wurde, ein Bau mit wesentlich schlechterem Mauerwerk als die übrigen Römerbauten, aus roten Sandsteinen mit Ziegeldurchschuß, durch eine im Mauerwerk gefundene Münze Gratians sicher in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts datiert. Dieser quadratische Bau, dessen Dimensionen und Fensterverteilung heute noch an seiner Nordseite ganz klar von allen späteren Um- und Anbauten sich abheben, hatte in seiner Mitte eine zehneckige Anlage. Man hat ihn als ein Macellum gedeutet, aber Hettner hat in einem Vortrage über das römische Trier aus seinem letzten Lebensjahre die Vermutung ausgesprochen, daß der Bau von Anfang an schon für christlich-kirchliche Zwecke als Taufkirche errichtet sein möchte. Dann würde das Zehneck das große Taufbecken sein. Kirchenbauten sind die großen Aufgaben des vierten Jahrhunderts gewesen. Die ältesten christlichen Kirchen liegen in Trier wie überall vor den Toren der römischen Stadt auf den Gräberfeldern, über den Gräbern der Heiligen. Gerade an den Grabfeldern kann man in Trier beobachten, wie das Heidnische ohne irgendwelche scharfe Trennung ganz allmählich in das Christliche übergeht. Die unterirdischen Grabkammern, die auf dem Friedhofe von St. Matthias heute noch erhalten und zugänglich sind, mögen zunächst noch in heidnischer Zeit errichtet und benutzt worden sein. Später haben dann Christen ihre Särge dort hineingesetzt. So schließt hier das eine unmittelbar an das andere an. Dort steht die alte St. Euchariuskirche, dem

Heiligen geweiht, der den Trierern das Evangelium gebracht hat, die erst viele Jahrhunderte später den Apostel Matthias zum Schutzpatron erhalten hat. Im Norden finden wir auf den Gräberfeldern die älteste Kirche St. Maximin, dann St. Paulin. Diese drei Kirchen müssen schon wesentlich früher, wohl im dritten Jahrhundert, entstanden sein. Nach Anerkennung des Christentums als Staatsreligion muß man erwarten, daß auch im Innern der Stadt Kirchen errichtet wurden, und bei der Zähigkeit der lokalen Tradition gerade in religiösen Dingen gestattet die Tatsache, daß Bischof Nicetius im sechsten Jahrhundert gerade die Ruine des Doms auswählte, um dort seinen Kirchenbau zu errichten, wohl die Annahme, daß diese Ruine schon vorher ein kirchlicher Bau gewesen war.

Aber nicht lange, nachdem dieses Bauwerk, mag es nun ein profanes Macellum oder eine christliche Kirche gewesen sein, errichtet war, hatte die Kaiserherrlichkeit Triers schon ein Ende. Julians Sieg über die Alemannen bei Straßburg im Jahre 358 ist der letzte große Erfolg in den beständigen Kämpfen gegen die drohenden Germanen gewesen; im Jahre 369 erneuert Theodosius noch einmal alle Grenzkastelle am Rhein. Aber das letzte kaiserliche Dekret, das aus Trier datiert ist, stammt vom Jahr 389 von Valentinian II. Bald danach verläßt der kaiserliche Hof diese unsichere Stätte; 405 wird die praefectura Galliarum von Trier nach Arles verlegt, und 410 verlassen die letzten römischen Truppen die Gegend. Trier ist schutzlos den Feinden preisgegeben; bereits 411/12 wird es erobert und bis 416 dreimal zerstört, 427/28 findet eine vierte Zerstörung statt.

Im Jahre 435 erhebt sich ein zwei Jahre dauernder Aufstand der durch den Steuerdruck verzweifelnden Bauern. Die großen Völkerzüge fluten auch an Trier vorüber, aber der politische Herr ist noch der Kaiser in Rom und sein Statthalter in Arles. Die große Hunnenschlacht von Chalons im Jahre 451, schon weit westlich von Trier, findet Goten und Franken Seite an Seite neben den Römern gegen den gemeinsamen Feind. Aber schon 455 beginnt ein allgemeiner Vorstoß der Franken gegen alles römische Land. Den genauen Zeitpunkt, wann es mit dem römischen Trier zu Ende gegangen ist, kennen wir nicht. Aber etwa um das Jahr 475 sitzt in Trier der junge Arbogast als fränkischer Dux. Fränkische Chatten haben das ganze Moseltal bei Trier besetzt. Es gibt keine Festung Trier und keine Stadt Trier im rechtlichen Sinne mehr. Eine fränkische Hundertschaft hat das ganze Tal von Ehrang bis

Conz aufgeteilt. Die Stadt Trier liegt in Trümmern, und ihre Mauern ſind gebrochen. Nur die einzelnen großen Bauten ſtehen noch als Ruinen, und es ſtehen noch chriſtliche Kirchen. Arbogaſt iſt Chriſt und beugt ſich vor den Biſchöfen. Die Franken ſind Herren im Lande, aber beſtrebt ſich die römiſche Bildung, die ſie als etwas Höheres anerkennen, zu eigen zu machen. Die Trägerin dieſer Bildung iſt fortan die Kirche. Und Trier tritt in eine neue Phaſe ſeiner Entwicklung.



Vorträge I.: Das Moselland.

Plan der Sta

er zur Römerzeit.

Tafel II.

Trier im Mittelalter.

Von

Dr. G. Kentenich = Trier.
Stadtbibliothekar.

Abb. 1. Trier im Mittelalter.

Meine Herren! Wo wir am Ausgang des fünften Jahrhunderts ein Bild grauſamer Zerſtörung gewahren, da begrüßt Sie heute eine deutſche Stadt. Wie iſt es gekommen, daß an dieſer Stelle aus den Ruinen neues ſtädtiſches Leben erblühte, in deſſen letzter Phaſe wir nehmend und gebend ſtehen?

Wohl dehnt ſich hier das Flußtal der Moſel beim Durchbruch durch das Gebirge zu weitem Becken, wohl münden hier in unmittelbarer Nähe im Unterlauf ſchiffbare Gewäſſer; ein Verkehrsſammelpunkt war alſo durch die natürlichen Bedingungen gegeben. Die angegebenen Faktoren hätten aber wohl allein kaum genügt zur Hervorbringung neuen ſtädtiſchen Weſens. Die Römerſtadt, die hier im Herzen eines meilenweit gedehnten Ackerbaugebietes erſtand, war, wie wir ſahen, eine Kunſtſchöpfung.

Wenn hier alsbald wieder neues ſtädtiſch geartetes Weſen erwuchs, ſo lag das vor allem in dem reichen Erbe kultureller Werte, welche die alte Kultur der neuen werdenden hier übermittelte. Infolge ihrer militäriſch-politiſchen Stellung lag die römiſche Stadt im Kreuzungspunkte einer Reihe von Kunſtſtraßen, die dem Handelsverkehr nach wie vor den Weg wieſen. Wohl hatten Mord und Brand und rohe Gewalttat in der Stadt gewütet, aber der Baubeſtand der römiſchen Stadt, der uns in ſeinen Reſten noch heute zur Bewunderung hinreißt, war damals noch weit vollſtändiger als heute. Der gewaltige Feſtungsring, deſſen imponierende Größe heute das eine erhaltene Tor, die Porta nigra, verkündet, war noch zu gutem Teil erhalten — es iſt kein Zufall, daß ſich noch heute im Süden der Stadt die Grenze des ſtädtiſchen Gebietes mit dem Laufe der alten Römermauer deckt —; das Amphitheater hat mit ſeinen Tortürmen bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts geſtanden, erſt das 16. Jahrhundert hat zugunſten des Neubaues eines Jeſuitenkollegs die römiſchen Bäder ſo traurig zerſtört, wie wir ſie heute vor uns ſehen, und manches von dem Baubeſtand der römiſchen Stadt iſt auch völlig verſchwunden, was noch Jahrhunderte eine

gewisse Rolle gespielt hat. Da wo heute in der Nähe des Amphitheaters (innerhalb des alten römischen Mauerberings) ein „Fausenburg" benanntes Grundstück liegt, befand sich im Mittelalter eine „Castele" genannte, oft erwähnte Siedelung. Gewiß trug sie den Namen von einem römischen Gebäude, an welches sie sich angelehnt hatte. Daß dieses Gebäude ausgedehnteren Umfanges war, dahin deutet einmal die Bezeichnung als castellum, dann aber der Umstand, daß hier auch wahrscheinlich die Vögte des Erzstifts eine Wohnung hatten. „Fausenburg" ist ein entstelltes „Vogtsburg". Wie dieses castellum haben nach der Zerstörung gewiß noch manche, heute völlig verschollene Bauten gestanden und im Verein mit den anderen den städtischen Charakter der Siedelung erhalten. Wichtiger noch war aber wohl, daß von den Trägern der städtischen Kultur, der Bevölkerung, ein Teil hier ansässig blieb. Das müssen wir daraus folgern, daß die Stadt nicht etwa wie Argentoratum ihren Namen mit deutscher Benennung vertauschte, und weiter daraus, daß sie Sitz eines Bischofs blieb. Das war wohl das bedeutendste Erbstück, das die Vergangenheit der Zukunft übermittelte. Diese Bischöfe waren die Träger feinster urbaner Kultur, der Gedanke der Restauration des untergegangenen städtischen Wesens mußte geradezu ihr Programm sein.

Das Christentum hat in Trier früh, wahrscheinlich schon gegen Ende des dritten Jahrhunderts, Eingang gefunden. In einer Villa im Süden der Stadt, dort wo später die Benediktinerabtei St. Matthias erstand, soll sich die erste Trierer Christengemeinde versammelt haben. Das Gros dieser Gemeinde wird in der ersten Zeit aus syrischen Kaufleuten bestanden haben, denen in der belebten Kaiserstadt reicher Gewinn winkte. Der erste durch Unterschrift auf der Synode zu Arles (314) beglaubigte Trierer Bischof trägt einen ausgesprochen griechischen Namen, Agritius. Aber seit Constantin das Christentum als gleichberechtigt anerkannt hatte, begegnen uns bald in den Bischofslisten die Namen vornehmer gallorömischer Dekurionengeschlechter. Um 475 treffen wir in Toul einen Sproß des alten gallischen Geschlechtes der Auspicier als Inhaber des dortigen Bischofsstuhles.

Auspicius von Toul verdanken wir jene rhythmische Epistel, welche er um 475 an den fränkischen Edeling, welcher damals mit seinen Scharen Trier besetzt hielt, den Ripuarier Arbogast richtete, ein kulturgeschichtliches Denkmal von hervorragendem Werte. Der Brief zeigt uns den jungen ruhmdürstigen Germanen, zeigt uns

die Goldgier, welche die Eroberer beseelte, aber er enthüllt uns auch eine Lichtseite germanischen Wesens, die Scheu und die Hochachtung gegenüber höher stehender geistiger Kultur und das leidenschaftliche Ringen diese zu besitzen. Die Stadt liegt in Trümmern, als Herr schaltet dort der germanische Gaukönig, aber neben ihm residiert der Trierer Bischof — Jamblichus ist sein Name — und der fränkische Edeling kennt kein höheres Ideal, als zu werden, was dieser ist — Bischof. So müssen wir schließen, wenn Auspicius Arbogast mit den Worten anredet: „Vor allem vergiß nicht, daß ich Dich schon zur Bischofswürde prädestiniert halte."

Die Führer der erobernden germanischen Scharen waren mit der römischen Zivilisation innig vertraut. An dem fränkischen Eroberer Triers wird seine vorzügliche Kenntnis der lateinischen Sprache gerühmt. In der Folge sehen wir diese germanischen Edelinge mit Bewußtsein die Stellen erstreben, welche zur Zeit der Eroberung die Träger der Hochkultur der scheidenden Antike innehatten, die Bischofsstühle. Zunächst freilich sind es fast überall noch gallorömische Namen, welche uns die gallischen Bischofsfasten nennen. Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts begegnet uns auf dem Trierer Bischofsstuhle noch der Träger eines ausgesprochen gallorömischen Namens, Nicetius (525—566). Venantius Fortunatus preist mit begeisterten Worten seine Bemühungen um die Wiederherstellung der zerstörten Stadt, namentlich die senior domus, den Dom. Eine Tradition berichtet, daß Niketius aus Italien sich Künstler verschrieb. Im fränkischen Brand waren die mächtigen, im Odenwald gebrochenen Monolithe, welche die Decke der römischen Halle trugen, welche heute den Kern des Domes bildet, geborsten. Der Torso eines dieser granitnen Riesen liegt heute am rechten Eingangsportal der Domkirche, der in Trier bei jung und alt beliebte anekdotenumwobene Domstein. Niketius ersetzte die Granitsäulen durch Kalksteinsäulen und die wundervollen Kapitäle, welche jene einst getragen, durch Arbeiten seiner Zeit. Eines dieser neuen Kapitäle lugt noch heute im Dom aus der Wandverkleidung hervor, eine wenig hochstehende Kunst, aber eine Kunst, welche den ergreift, der hier dem Ringen eines starken Geistes lauscht, der nach Kräften die vergangene Pracht wiederherzustellen bemüht ist. Auf den Schultern dieses Romanen stehen alle die Bischöfe, die das von ihm begonnene Werk am Dom fortgesetzt haben. Venantius Fortunatus berichtet auch von einer Burg, welche Niketius zwischen Trier und Coblenz an der Mosel erbaute. Das klingt wie eine Vorwegnahme des

Strebens seiner Nachfolger, die alte Kaiserstadt zur Residenz eines neuen weltlichen Fürstentums zu erheben.

Nach Nikétius hat ein Franke den Trierer Bischofsstuhl bestiegen, Magnerich (570—596). Wahrscheinlich in seine Zeit ist die hübsche Erzählung zu setzen, die uns Gregor von Tours († 594) überliefert (M. G., SS. XIV, S. 100): „Ein Trierer Kaufmann hat in Metz Salz eingekauft, in der Nacht, während er und seine Famuli schlafen, löst sich unbemerkt das Schiff im Metzer Hafen los und treibt die Mosel hinunter. Erwacht findet sich der Trierer Kaufmann nicht minder erstaunt als einst Odysseus am heimatlichen Port."

Die Stadt des sechsten Jahrhunderts ist also wieder Sitz von Kaufleuten, welche mit Waren im großen handeln. Die Restauration städtischen Wesens scheint im Fortschreiten begriffen, ja wenn nicht alles täuscht, gibt es in Trier schon eine neue Kaufmannsparochie. Noch im 13. Jahrhundert gingen die Schiffe zu Trier bei St. Martin und dem unweit davon gelegenen St. Irmin vor Anker. In der Nähe lag der alte Trierer Stapelplatz (heute Pferdemarkt); in unmittelbarer Nähe ist auch eine Sackträgergasse für das Mittelalter oft bezeugt. In Paris, Cöln, Straßburg lag der alte Markt bei der Martinskirche. Erbauer der Trierer Martinskirche, welche ursprünglich Pfarrkirche gewesen ist, ist der genannte Bischof Magnerich. Man wird sich nur schwer dem Eindruck verschließen, daß der Bischof durch diese Kirchengründung der Trierer kaufmännischen Gemeinde einen kultischen Mittelpunkt hat geben wollen. Gregor von Tours beschließt seine Erzählung von der wunderbaren Fahrt des Trierer Kaufmanns mit der Notiz, daß dieser seine Errettung St. Martin zugeschrieben habe.

In innigem Zusammenhange mit dem Markte steht die Münze. Seit den Tagen Pippins sehen wir die Trierer Münze, welche zur Römerzeit eine lebhafte Tätigkeit entfaltet hatte, wiedererstanden. Es ist nicht unmöglich, daß sie schon bald nach der Zerstörung der Stadt ihre Tätigkeit wieder aufgenommen hat und die älteren Zeugen dieser Wiederbelebung verloren sind. Ende des siebenten Jahrhunderts muß die Stadt in wirtschaftlicher Hinsicht wieder eine gewisse Bedeutung gehabt haben. Denn damals erhoben sich im Norden und Süden der Stadt über den alten christlichen Kultusstätten die Benediktinerabteien St. Maximin und St. Matthias. Zur Zeit Karls des Großen preist Alkuin die Stadt: „est antiqua potens muris et turribus ampla".

Da bricht 882 neues Verderben über die Stadt herein. Sie wird von den Normannen erobert, geplündert, verbrannt und dem Boden gleichgemacht. So grausam haben die dänischen Horden gewütet, daß man in den zerstörten Kirchen selbst die Gräber der Heiligen nicht mehr wiederfinden konnte. „Omne territorium urbis circumquaque usque ad solum demoliti sunt", berichtet ein Zeitgenosse, Regino von Prüm. Eine stumme, aber beredte Sprache redet auch das Straßennetz der heutigen Altstadt. Vom Markte gehen strahlenförmig die Straßen der Altstadt aus. Daß sich ihr Anbau vom Markte aus vollzogen hat, beweist die Verlängerung der Brodstraße, welche heute und schon früh Neustraße, „nova via" heißt. Den Markt hat aber erst Bischof Heinrich (956—964) im Jahre 958 an seiner jetzigen Stelle begründet. Das sagt in seinen Inschriften das schöne, in der Mitte des Marktplatzes stehende Kreuz. So erweist sich die heutige Altstadt in einem großen Teile durch ihre Straßen als eine Neugründung erst des zehnten Jahrhunderts. Man gewinnt den Eindruck, daß die Normannenzerstörung die Stadt schlimmer mitgenommen hat, als die mehrmalige Zerstörung durch die Franken. Erst mit den Ottonen, mit dem Anbruch der schönen Tage der deutschen Kaiserzeit, beginnt sich das lothringische Land von den Wunden, die ihm die Normannen und Ungarn geschlagen, wieder zu erholen. Siebzig Jahre nach dem Unglück sehen wir Bischof Heinrich entschlossen Hand anlegen zu einem großzügigen Neubau der Stadt. Der Markt, den Bischof Heinrich gründete, war für den Kleinhandel, das Gewerbe, gegründet; als Großhandelsplatz scheint Trier seit dem Normannenbrand mehr und mehr zurückgegangen zu sein. Dauernd erhalten hat sich nur ein Zweig des Handels, auf den wir noch zurückkommen werden. Unter den Gewerben hat die führende Stellung vielleicht schon damals die Tuchmanufaktur eingenommen. Einen starken Impuls hat diese in Trier durch flandrische Einwanderer erhalten, noch heute trägt eine Straße den Namen Flanderstraße; einst hieß der ganze nördlich des Domes gelegene im Westen von der Simeonsstraße begrenzte Stadtteil „in Vlandern". Die Phantasie neigt dazu, diese Einwanderung in Verbindung zu bringen mit Erzbischof Egbert (977—993), der ein Sohn des Grafen von Holland war. Egberts Hauptverdienst aber liegt auf dem Gebiete der Wiederherstellung der gesunkenen kirchlichen Stiftungen, dem Wiederaufbau der verfallenen oder abgebrannten Kirchen, der Hebung der Kunst. Noch heute sind mit seinem Namen eine Reihe der wertvollsten Kunstwerke der ottonischen

Renaissance verknüpft. Zu außerordentlicher Blüte hatte sich damals das im Norden der Stadt gelegene Maximinkloster erhoben. Aus diesem Kloster hat Otto der Große den ersten Bischof für das von ihm gegründete Bistum Magdeburg entnommen; aus St. Maximin bei Trier sind damals Mönche als Reformatoren in viele Klöster Deutschlands gewandert: nach Echternach, München-Gladbach, Weißenburg, Regensburg, ja im fernen Tegernsee finden wir einen Maximiner Mönch als Wiederhersteller, und als Anno von Cöln Kloster Sigiberg (Siegburg) gründete, entnahm er die ersten Insassen seiner Stiftung dem Trierer Maximinkloster. Mit dem Namen des Nachfolgers Egberts, mit Erzbischof Ludolf (994–1008) verknüpft sich die erste mittelalterliche Ummauerung Triers. Die Ludolfische Mauer umschloß lediglich die Domstadt, der Markt blieb unterhalb der Mauer liegen. Die Erinnerung an diese Mauer erhält noch heute die in den Markt mündende Grabenstraße. Leicht erkennt man auf dem Stadtplan in den sichelförmig gebogenen Zügen der Pallast- sowie der Glockenstraße den Lauf dieser alten Domstadtmauer. Traurig und verlassen stand aber noch immer inmitten dieser Domstadt der von den Normannen zerstörte Dom (Abb. 2). Erst Erzbischof Poppo (1016—1047), ein Sohn des Markgrafen von Österreich, ging an die Wiederherstellung des Bauwerkes; zugleich legte er den Grundstein zur Erweiterung des Römerbaues nach Westen hin. Den Baugedanken der feierlich-ernsten Fassade mit ihrer wuchtig ausladenden Apsis und den flankierenden Türmen

Abb. 2. Der Dom.

entlehnte er sichtbar der noch heute stehenden Ostapsis des römischen Kaiserpalastes. Wie in Trier begannen damals auch am Rhein mit dem Speierer Dom die wuchtigen romanischen Gotteshäuser emporzusteigen, welche ebensosehr von der blühenden, durch die Ottonen begründeten wirtschaftlichen Kultur, wie von dem gewaltigen Innenleben ihrer Baumeister erzählen. In die Zeit Erzbischof Poppos gehören wohl auch die burgartigen Häuser (Propugnacula), von denen noch eines, zum Teil erhalten, unweit des Marktes in der Dieterichstraße zu sehen ist, der sogenannte Frankenturm (Abb. 3). Erzbischof Poppo erinnert uns an Gestalten wie Burkard von Worms. Mit Freude verweilt unser geistiges Auge bei diesen tätigen geistlichen Fürstengestalten vor der Zeit des Investiturstreites. Dann kam der Kampf zwischen dem stille zur Macht herangewachsenen Papsttum und der asketisch-mönchischen Lebensauffassung einerseits und dem Inhaber des römischen Imperiums, dem deutschen Kaisertum und seinem der Weltfreude nicht abgeneigten Episkopat anderseits. Von Trier aus hat damals der Domscholastikus Wenrich eine leidenschaftliche Streitschrift gegen Gregor VII. gerichtet.

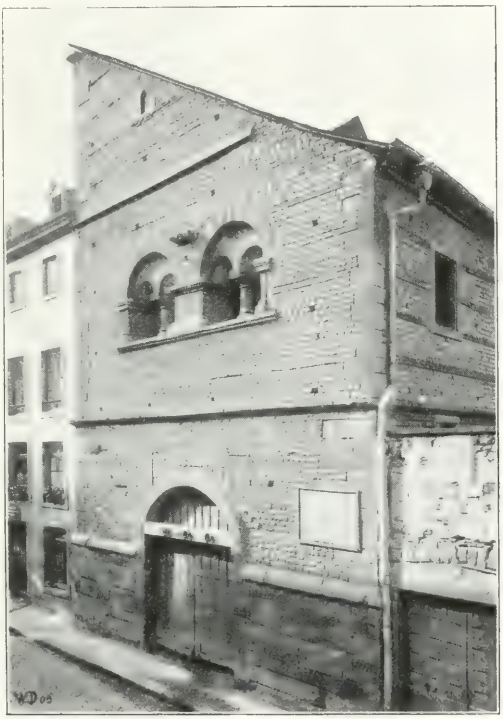


Abb. 3. Der Frankenturm in der Dietrichstraße.

Der Investiturstreit hat unser Volk in weiten Kreisen aufgerüttelt, er hat neue Stände zu politischer Macht emporsteigen lassen, welche die ausschließliche Leitung unserer Nation durch wenige vornehme adelige Geschlechter zerstört haben.

In den mit dem Investiturstreit verknüpften Kämpfen sind ein-

mal die bischöflichen reisigen Dienstmannen oder Ministerialen zu fast schrankenloser ritterlicher Selbständigkeit emporgewachsen — etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts war dieser Prozeß vollendet —, anderseits haben dieselben Kämpfe und das mit ihnen verknüpfte Heranwachsen räuberischen Unwesens die Selbständigkeit des städtischen Bürgertums befördert. In den Kämpfen Heinrichs IV. mit den Sachsen lernten die befestigten rheinischen Städte Worms, Speier usw. zuerst ihre Bedeutung fühlen. Dann kamen die Tage, wo die eine Bürgerschaft dem kaiserlichen, die andere dem päpstlich gesinnten Bischof den Einzug in seine Residenz verweigerte, wo es zu Kämpfen zwischen den reisigen Scharen des Bischofs und der Bürgerschaft kam. In jenen Tagen ist der Gemeinsinn unter den deutschen Bürgern gewaltig erstarkt; zum Schutz der gemeinsamen Interessen hat man sich organisiert.

Eine kommunale Organisation hat es in Trier seit dem Untergang der Römerherrschaft nicht gegeben. Auf dem weiten Gebiete der zerstörten Stadt bildeten sich allmählich einzelne örtliche Niederlassungen. Wir sahen die Domstadt sich mit einer eigenen Mauer umgeben. Eine weitere Siedelung lernten wir in dem unweit des Amphitheaters gelegenen Castel kennen. Am Abhang von Heiligkreuz lag eine Siedelung mit echt fränkischem Namen „Bergentheim". Eine Siedelung entstand auch bei einer Getreidepfalz, welche die Merowinger in der Nähe der Anlegestelle der Schiffe am Moselflusse gründeten. Vom lateinischen „horrea" erhielt diese Siedelung den Namen Oeren, an den in Trier die Oerenstraße dauernd die Erinnerung erhält. Nach der Spur eines Bandes, welches diese auf dem Boden der alten Römerstadt heranwachsenden Siedelungen verknüpfte, suchen wir vergebens. Ein Verband begegnet uns erst, wenn wir bis zu den Grenzen des Trierer Talkessels wandern; sie umschließen den Verband der alten Hundertschaft, welche am Ende des fünften Jahrhunderts den Talkessel besetzt hat. Neben den genannten dorfartigen Siedelungen beobachten wir nun aber auf dem alten Stadtgebiet auch den Einzelhof. Es sind zum Teil Höfe von außerordentlich großer Ausdehnung. So umfaßte ursprünglich das Gebiet des St. Katharinenklosters und eines Teiles des Deutschherrenhauses zu Trier ein großer Hof, welcher der Familie des Hochmeisters des Deutschordens, Karl von Trier (1311—24), gehörte. Die Anfänge einer neuen kommunalen Organisation auf dem Gebiete der alten Römerstadt hängen enge zusammen mit der Stellung dieser Hofbesitzer in der alten Hundertschaft. Seit die

Grafengewalt in dieser Hundertschaft vom Grafen auf den Bischof übergegangen war, war der Verwalter dieser Hundertschaft ein erzbischöflicher Schultheiß. Mit einem Kollegium von Schöffen erledigte er die Geschäfte der Justiz, die gesamte freiwillige Gerichtsbarkeit (Beurkundung von Käufen, Schenkungen u. dergl., Errichtung von Testamenten), die strittige über Mein und Dein, den Strafprozeß, namentlich aber auch die von der Justiz noch ungetrennte Verwaltung. Die Schöffen nun oder Beisitzer entnahm der Schultheiß den Besitzern der genannten großen Einzelhöfe. Deren Haupterwerbszweig aber war der Weinbau — auch ein Erbstück, welches die Antike der Moselbevölkerung hinterlassen hat. Die Weingärten lagen zum Teil im Hofbezirk, zum Teil außerhalb der Stadt. Der Weinbau ist nicht ein rein ländlicher Erwerbszweig, er nötigt den Besitzer größerer Weingüter zu kaufmännischem Denken über die beste Konjunktur für den Absatz seiner Ware; der größere Weinbauer wird zum Weinhändler, zum Kaufmann. Schon im zwölften Jahrhundert sehen wir die Trierer Weinhändler mit ihren Schiffen auf dem Rhein, zu Cöln, ja weiter rheinabwärts. Von der Blüte des mittelalterlichen Trierer Weinhandels zeugen auch die großen unter der Erde liegenden Weinkeller, die oft wie Kirchen mehrschiffig angelegt sind. Diese reichen Hofbesitzer und Weinhändler müssen wir als die oberste Schicht des Trierer Bürgertums um etwa 1100 ansehen. Sie waren die reichsten Mitglieder der Bürgerschaft, zugleich in ihrer Stellung als Schöffen die angesehensten. An Reichtum stand ihnen nahe die Gilde der mit der Münze verbundenen Wechsler oder Bankiers, die Münzerhausgenossen. Schöffen und Münzerhausgenossen bilden später als „Herren und Wechsler" ein in sich geschlossenes Patriziat innerhalb der Bürgerschaft. Was hat diese aus ganz verschiedener Wurzel entsprossenen Stände vereinigt? Die wirren Zeiten des Investiturstreites mit ihren Kämpfen und das gemeinsame kaufmännische Interesse. Seit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts, namentlich seit der Regierung des schwachen Erzbischofs Gottfried (1124—1127), schalten in der Diözese fast als unumschränkte Herren die kriegerischen, ritterliche Waffen führenden Dienstmannen des Erzbischofs und des hohen Adels der Umgegend. Unter ihrem Raubrittertum hat der Trierer Handel gewaltig zu leiden. Da raffen sich die Trierer Bürger im Jahre 1142 auf, begleiten ihren Erzbischof (Albero 1132—1152) und legen das gefährlichste Raubnest nieder. Zugleich umgeben sie ihre Stadt mit einer Mauer. 1149 tritt dann zum ersten Male neben dem Bischof

eine bürgerliche Organisation in Trier vor uns hin, in einem Zollvertrag, den die neue Gemeinde mit Cöln abschloß. Diese Gemeinde scheint zunächst nur die handeltreibenden Elemente Triers umfaßt zu haben, vor allem jene Hofbesitzer und Schöffen. Noch um 1200, nach dem alten Trierer Stadtrecht, wählen diese allein den Vorstand der Gemeinde, sie wählen ihn aus ihrer Mitte.

Diese Hofbesitzer und Schöffen sind in einzelnen Fällen zum Ritterstande emporgestiegen, dem führenden Stande der Hohenstaufenzeit. Seine durch die Kreuzzüge geförderten internationalen Beziehungen haben französischen Geschmack und französische Sitte nach Deutschland eindringen lassen, neben Minnesang und Frauenkult das opus francigenum der Gotik. Schon der Ostchor des Domes, zu dem Alberos Nachfolger Hillin (1152 bis 1169) den Grundstein legte, steht unter dem Einfluß der Gotik; siegreich hält diese in Trier und zwar hier zuerst auf deutschem Boden ihren Einzug in der Liebfrauenkirche (Abb. 4), dem herrlichen neben dem Dom gelegenen Zentralbau. Erbauer ist der Trierer Erzbischof Theoderich II. aus dem Geschlechte der Grafen von Wied (1212—1242). Wohl erst nach seinem Tode ist das Werk fertig geworden. Theoderich war ein kerndeutscher Mann. Als ein päpstlicher Gesandter auf dem Wege nach Trier war, um die Bannbulle gegen Friedrich II., den Hohenstaufen, zu überbringen, da wich er deren Verkündigung aus, indem er über den Rhein flüchtete. Ungefähr um dieselbe Zeit, wo man in Trier die Liebfrauenkirche erbaute, ist hier auch ein Profanbau vollendet

Abb. 4. Liebfrauenkirche. Westfront.

worden, das sogenannte Dreikönigenhaus (Abb. 5), eines der schönsten Bürgerhäuser jener Zeit, das uns an Bauten wie das Overstolzenhaus in Cöln erinnert. Wie dieses, so halte ich auch das Trierer Haus für die Wohnung eines jener Patrizier- oder Schöffengeschlechter, deren im Verein mit den Ministerialen gewährleistete Hilfe Otto IV. im Jahre 1212 mit zwei Privilegien lohnte, welche die Stadt zur Reichsunmittelbarkeit führten.

Die Trierer Schöffengeschlechter haben bis um 1300 anscheinend unangefochten das Gemeinderegiment in den Händen gehalten. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht die Wendung einer Urkunde des Jahres 1292 „scabini Trevirenses, per quos regitur universitas ipsius civitatis“. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts war aber der gewerbliche Teil der Bevölkerung an Zahl und Reichtum so erstarkt, vor allem die Zünfte der Weber, Bäcker, Metzger und Gerber, daß ihnen die politische Rechtlosigkeit nicht länger erträglich erschien. Im Jahre 1303 verjagten die Zünfte die Schöffen und warfen die Gerichtsbarkeit des Erzbischofs offen ab. Erzbischof Diether (1300—1307) gab nach und gestand den Bürgern einen Rat zu. Vierzehn Konsules, neun von den Zünften und fünf von der außerhalb der Zunftorganisation stehenden Gemeinde, sollten gemeinsam mit den zurückgekehrten Schöffen fortan über das Wohl der Stadt beraten. Vergebens hat Diethers tatkräftiger Nachfolger, der als Schöpfer des Rhenser Kurvereins bekannte

Abb. 5. Haus zu den 3 Königen (Simeonstraße).

Erzbischof Balduin (1307—1354), der Bruder Kaiser Heinrich VII., die Ratsverfassung wieder zu beseitigen gesucht. Sie setzte sich zu seinen Lebzeiten dauernd durch. Ein stolzes Wahrzeichen der errungenen Freiheit steht am Kornmarkt zu Trier, das alte Trierer heute Kaufhaus (Abb. 6) genannte Rathaus des beginnenden 14. Jahrhunderts. Die nun einsetzende Periode der Trierer Stadtgeschichte, die Zeit der Ratsherrschaft (1300—1580) ist die stolzeste Zeit des Trierer Bürgertums gewesen. Wohl erreichte der Trierer Erzbischof Cuno von Falkenstein (1362—1388), daß Karl IV. im Jahre 1364 der Stadt die Reichsstandschaft absprach, aber das war nur ein Erfolg auf dem Papier, die Stadt erscheint bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts in den Reichsanschlägen und auch unter den Städten,

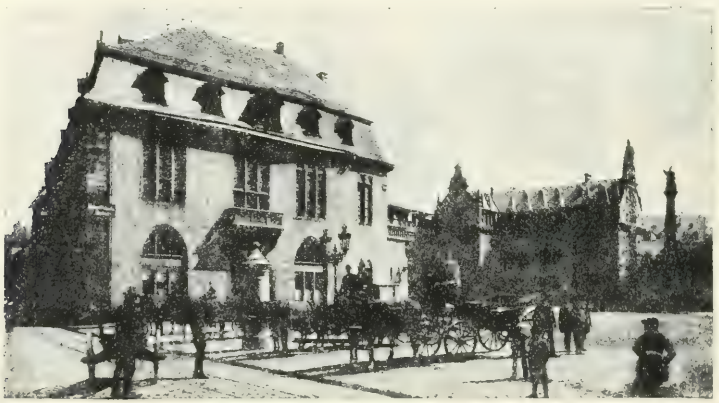


Abb. 6. Das alte Trierer Rathaus.

welche zu den Reichstagen geladen wurden. Die höchste Blüte erreichte die Stadt wohl im 14. Jahrhundert. Um die Mitte dieses Jahrhunderts zählte sie 10000 Einwohner. Viel mehr Einwohner besaßen damals selbst Städte wie Frankfurt und Nürnberg nicht; mit 10000 Einwohnern ist die Stadt 1815 an Preußen übergegangen. Ein Zeichen dieser Blüte ist die kraftvolle Abwehr innerer und äußerer Feinde durch das Bürgertum, das selbständig wie ein Staat Kriege führt und manchem Raubritter den Beruf verleidete. Diese Blüte bezeugt auch der Umstand, daß nunmehr mit dem Ende des 14. und dem 15. Jahrhundert die alten Fachwerkbauten immer mehr Wohnbauten aus Stein weichen; es ersteht das stadttrierische Bürgerhaus der Gotik, wie es uns Kutzbach geschildert hat, mit seinem im Hauptwohngeschoß in die Fassade vorspringenden Kamin, der

neben dem obersten Balken des Giebeldaches das Dach durchbricht, daher die Fassade nicht genau in der Mitte, sondern unregelmäßig teilt, ihr aber gerade dadurch etwas echt Malerisches leiht (Abb. 7). Diesen malerischen Charakter der Fassade erhöht oft noch die Fensterverteilung, im Hauptwohngeschoß reichliche Fenstergruppen, oft von bedeutender Höhe, die Fenster darüber in abnehmender Häufigkeit und wechselnder Gruppierung: die obersten im Speicher nur klein, mit Holzläden oder gar nicht geschlossen. An den Giebelanfängen treten steinerne Wasserrinnen konsolartig vor, oft zierlich durchbrochen. Auch die Konsole unter dem Kamin ist oft mit reicher Steinhauerarbeit geschmückt. Unten, das Erdgeschoß, unterschied sich natürlich je nach dem Zweck und Grundriß des betreffenden Hauses. Hie und da besteht noch die alte Haustüre, eine breitere daneben führte in die Lagerräume (Keller); daneben auch Fenster für Handwerks- und Wohnräume, je nach praktischen und malerischen Rücksichten in freier Verschiedenheit der Anordnung. Um 1850 gab es in Trier noch über 100 dieser gotischen Fassaden. Sie sind heute großenteils verschwunden, trotzdem Männer wie Reichensperger sich um ihre Erhaltung in den Kreisen der Bürgerschaft selber bemüht haben.

Abb. 7. Haus in der Dietrichstraße.

Was uns aber besonders an diesem Bürgertum des 14. Jahrhunderts erfreut, das ist sein Anteil an der geistigen Kultur der Zeit. Aus dem Trierer Bürgertum entnahm Erzbischof Balduin den Ordner des Archives des Erzstifts, den ersten kurtrierischen Staatsarchivar, Ordulph Scholer, welcher auch eine noch heute er-

haltene Biographie des Vorgängers Balduins, Erzbischof Boemund I. (1286—1299) schrieb. Und ein anderer Trierer, der Schöffe Johann Walrave, begleitete 1355 den Trierer Erzbischof Boemund II. (1354 bis 1362) zu dem Reichstage nach Nürnberg, wo die goldene Bulle beraten wurde, als Reisemarschall. Sein Rechnungsbuch über die Ausgaben auf der Reise ist uns noch heute erhalten. Das 15. Jahrhundert hat das malerische Steipe (Abb. 8) genannte Gebäude am Markte geschaffen. Um 1450 haben es die Trierer Ratsherren als Kasino erbaut. Hier haben die Trierer Ratsherren oft Bachus, dem Genius loci, gehuldigt, einmal so sehr, daß ein fremder in Trier eingedrungener Söldnerführer sie unsanft durch einen Kanonenschuß aus ihrer eifrigen Tätigkeit aufschrecken und von seiner Ankunft in Kenntnis setzen mußte. Also berichtet man von Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg—Kulmbach, welcher 1552 in Trier gehaust hat. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts sehen wir dann an der Südseite des Trierer Marktes den wuchtigen wie der Bergfried einer Burg gestalteten Turm emporsteigen, welcher dem Marktbild Triers an dieser Seite einen wundervollen Abschluß gibt (Abb. 9).

Abb. 8. Steipe.

Eine Trierer Bürgerin, die Erbin des Schöffen Nicolaus Mey, Adelheid von Besselich hat ihn aus eigenen Mitteln errichten lassen. Wie die Ritter an der Ostfassade der Steipe steht der Turm da ein Wahrzeichen des wehrhaften Trierer Bürgertums jener Tage.

An den Namen des Sprosses einer Trierer Bürgerfamilie des 15. Jahrhunderts knüpft sich auch die großartige Reform des Bene-

diktinerordens, welche gewöhnlich als Bursfelder Kongregation bezeichnet zu werden pflegt, an Johannes Rode. Die von ihm als Abt des Trierer Benediktinerklosters St. Matthias eingeleitete Reform verpflanzte sich von hier nach Bursfeld, von dort in wenigen Jahren in viele Klöster in Sachsen, Franken, Thüringen, Schwaben, am Rhein, im ganzen trierischen Lande, nach Straßburg, Friesland und andere deutsche Länder.

Aber die Führung auf dem Gebiete der geistigen und künstlerischen Kultur war längst an das Laientum übergegangen. Es ist bezeichnend, daß die Trierer Benediktinerabtei Maximin, von welcher,

Abb. 9. Hauptmarktplatz mit Gangolfskirche.

wie wir sahen, im zehnten Jahrhundert eine Erneuerung der wissenschaftlichen und künstlerischen Kultur in Deutschland ausging, um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert, was sie an künstlerischem Schmuck bedarf, in der Stadt, bei bürgerlichen Trierer Meistern herstellen läßt; Gold- und Silberarbeiten bei der Goldschmiedefamilie Wolf, die zum Nürnberger Kunstgewerbe Beziehungen unterhält, ja selbst die Illuminierung der Bücher, einst das ureigene Privileg des Benediktinerordens, besorgt für die Abtei ein bürgerlicher Meister.

Eine Gründung des Trierer Bürgertums ist auch die im Jahre 1473 in Trier errichtete Universität. Mit dieser Gründung beabsichtigte freilich die Bürgerschaft weniger der Wissenschaft, als den städtischen Finanzen zu dienen. Schon um 1500 klagt der Rat

über den Rückgang der Bevölkerung der Stadt; in den folgenden Jahrzehnten mehren sich die Zeugen für einen wirtschaftlichen Rückgang des Gemeinwesens. Noch 1512 war Trier, als Kaiser Maximilian dort weilte, Reichsstadt. Das beweist ein von ihm aus „unser und des Reiches Stadt" datierter Brief. 1521 war die Stadt aber nicht mehr in der Lage, den Wormser Reichstag zu beschicken; der Magistrat war nicht imstande, den erforderlichen Anschlag, der 200 Gulden, 10 Reisige und 40 Mann zu Fuß betrug, zu bestreiten. Von der Stadt gebeten, sie auf dem Reichstage zu vertreten, machte der Trierer Kurfürst kurzen Prozeß und ließ Trier von der Reichsmatrikel streichen. Immer mehr greift das Landesfürstentum in die autonome Selbstverwaltung der Stadt ein. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hat die selbständige Wirtschaftspolitik der Stadt, aus der und mit der die Freiheit des Trierer Bürgertums einst im zwölften Jahrhundert geboren wurde, ihr Ende erreicht. Eine am 30. April 1551 erlassene kurfürstliche Verordnung über den Verkauf der Wolle und die Einführung von gemeinsamem Maß und Gewicht zeigt deutlich den Übergang von der Stadt- zur Territorialwirtschaft in Kurtrier. Im Jahre 1580 sprach ein Urteil des kaiserlichen Kammergerichts der Stadt die Reichsstandschaft endgültig ab. In dem zur Landstadt erniedrigten Gemeinwesen nahm als dessen oberster Leiter ein kurfürstlicher Statthalter seinen Sitz.

Wie in Trier hat im 15. und 16. Jahrhundert fast allerwärts über das Bürgertum das Fürstentum, über die Demokratie die Aristokratie gesiegt. Die aristokratische Periode unserer Geschichte ist für das Bürgertum, dessen Seele die Selbstverwaltung ist, wenig erfreulich gewesen, trotz oder am Ende wegen einer fast übergroßen Fürsorge. Das Bild, welches Perthes in seinen Lebenserinnerungen von dem Zustand der rheinischen Städte am Ende des 18. Jahrhunderts zeichnet, ist überaus traurig und düster. Wie schon gesagt, ist Trier mit derselben Einwohnerzahl, welche es im 14. Jahrhundert erreicht hatte, 1815 an Preußen übergegangen. Analog liegen die Verhältnisse für die meisten rheinischen Städte. Erst mit dem Aufschwung des Verkehrs, der Dampfschiffahrt und dann der Eisenbahnen, ist seit der Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts ein neues Aufblühen Triers wahrnehmbar. In dieser Hinsicht hat die Entscheidung der königlichen Staatsregierung, daß die von der Natur geschaffene Verkehrsstraße der Mosel einem erweiterten Verkehr nicht dienstbar gemacht werden soll, weite Kreise mit Leid erfüllt. Sie läßt die Trierer Bürgerschaft fast mit Neid nach dem Rheine blicken, wo

außer den auf beiden Ufern des Flusses liegenden Schienensträngen die jederzeit benutzbare Verkehrsgelegenheit auf dem Flusse selbst kleineren Winzerorten wie Bacharach, St. Goar u. a. einen ausgesprochen städtischen Charakter verliehen hat. Im Namen der Trierer Bürgerschaft glaube ich der Hoffnung Ausdruck verleihen zu dürfen, daß die in das Moselgebiet unternommene Studienreise Sie zu Freunden des Moselkanals, lieber noch zu Pionieren dieses kulturellen Werkes, das verwirklicht, der Geschichte der landeskulturellen Arbeit des preußischen Staates ein neues Ruhmesblatt einreihen würde, machen wird.

Meine Herren! Wenn wir, statt in die Zukunft, den Blick rückwärts lenken in die Geschichte einer deutschen Stadt im Mittelalter, soweit diese in einer kurzen Stunde sich darstellen läßt, dann sehen wir, daß vom Standpunkte der allgemeinen Kulturgeschichte aus betrachtet, die Bedeutung der Stadt Trier im Mittelalter weniger in den Kreisen des Trierer Laientums beruht — nur einmal unter Otto IV. sehen wir die Stadt so tatkräftig in die Geschicke des Reiches eingreifen, daß wertvolle Freiheitsbriefe sie lohnen — als in der kirchlich-klösterlichen Kultur des frühen Mittelalters. Diese Kultur ist für unser Volk die Vermittlerin des Besten, was die Antike an Werten geschaffen hat. In diesem Vermittlungsgeschäfte spielt die Stadt allerdings eine hervorragende Rolle. Als Wahrzeichen dieser Tatsache erhebt sich im Herzen der Stadt der Dom, in seinem Kern ein Werk der Antike, als Ganzes recht gewürdigt ein ragendes Denkmal der Kontinuität der Kultur.

Das alte Metz.

Von

Professor **J. B. Keune,**
Museumsdirektor zu Metz.

‚Divoduron‘ lautet der älteste, untergegangene Name der Stadt Metz. Allerdings ist uns diese Benennung erst für das Jahr 69 n. Chr. in der lateinischen Umwandlung ‚Divodurum‘ bezeugt, sie ist indessen erheblich älter[1]. Denn der Name ‚Divoduron‘, der nach bewährter und neuester Forschung ‚Götterfeste‘ bedeutet, ist vorrömischen, keltischen Ursprungs und beweist, daß die Gründung der Stadt in jene Zeit fällt, als die Gallier zwischen Rhein und Atlantischem Ozean noch unabhängig und Herren waren.

Zu den belgischen Galliern zählte der Stamm der Mediomatriker, deren Name fortlebt in dem heutigen Namen der Stadt Metz[2]. Diese Mediomatriker sind, vermutlich im fünften vorchristlichen Jahrhundert, in Lothringen eingewandert, und wir dürfen annehmen, daß sie damals die Siedelung auf dem Höhenrücken zwischen dem Zusammenfluß der Mosel und Seille geschaffen haben, aus welcher Metz hervorgegangen ist. Ihr Gebiet dehnte sich östlich bis zum Rhein aus und reichte auch sonst über die Grenzen des heutigen Lothringen hinaus.

Julius Cäsar hat diesen Stamm wie die anderen bis dahin unabhängigen gallischen Stämme der römischen Herrschaft unterworfen, und nachdem auch die Mediomatriker im Jahre 52 v. Chr.

[1] Zuerst ist die Stadt (gelegentlich der Ereignisse des Jahres 69 n. Chr.) genannt von Tacitus, der um 106 n. Chr. geschriftstellert hat. Dann findet sich der Name Divodurum noch bei dem griechischen Geographen Ptolemaeus (um 150 n. Chr.) und in den Kursbüchern des dritten und vierten Jahrhunderts, um im vierten Jahrhundert zu verschwinden.

[2] Seit dem 4. Jahrh. n. Chr. diente der Name des Stammes Mediomatrici zur Bezeichnung der Stadt. Die Volkssprache benannte sie mit dem Ortskasus ‚Mediomatricis‘, der verkürzt und mundgerecht gemacht wurde zu ‚Mettis‘. Aus der Namenbildung ‚Mettis‘, welche seit 400 n. Chr. nachweisbar und in fränkischer Zeit allgemein üblich ist, ist Mets, Mes, Mez, Metz entwickelt. Vgl. die Namen der Hauptorte der Remi: Remis—Reims; der Ambiani: Ambianis—Amiens; der Senones: Senonis—Sens usw., deren ursprüngliche Eigennamen Durocortorum, Samarobriva, Agedincum usw., ebenso wie Divodurum, untergegangen sind.

an der fast allgemeinen, indessen vergeblichen Auflehnung der gallischen Stämme gegen die Römerherrschaft sich beteiligt hatten, waren sie bis in die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts n. Chr., also über ein halbes Jahrtausend Untertanen der Römer.

Infolge der Zugehörigkeit zum römischen Reich wurde das Land der Mediomatriker — spätestens im Jahr 12 v. Chr.[1] — in eine ‚Civitas', eine römische Gaugemeinde verwandelt, deren Hauptort ‚Divodurum Mediomatric(or)um', d. h. Metz, war. Doch wurde der zwischen Wasgenwald und Rhein gelegene Gebietsstreifen, der den Mediomatrikern übrigens schon vor ihrer Untertänigkeit durch die mit Ariovist in der ersten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts über den Rhein gedrungenen germanischen Triboker streitig gemacht und teilweise entrissen worden war, von der Gaugemeinde abgetrennt und der Militärgrenze zugeteilt.

Auch diese so verkürzte Gaugemeinde war noch größer als der heutige Bezirk Lothringen. Der ausgedehnte Gemeindebezirk umfaßte eine einzige ‚Stadt', nämlich Metz, und selbst dieser Hauptort war im strengen Rechtssinn keine römische ‚Stadt'. Zur Gemeinde gehörten aber, außer dem Hauptort, neben umfangreichen, manchmal recht prunkvollen Gutshöfen (z. B. bei Tetingen im Kreis Forbach, bei St. Ulrich im Kreis Saarburg i. L.) und vielen kleineren und bescheidenen Bauerngehöften zahlreiche ‚Vici', d. h. Dörfer und Flecken, von welchen manche in ihren Resten durchaus städtisches Gepräge zeigen. Von diesen Siedelungen waren Gegenden damals belebt, welche seit Jahrhunderten unbewohnt sind, wie die Wälder in den nördlichen Vogesen und der Herapel bei Kochern (Kreis Forbach). Nur von wenigen dieser zahlreichen Siedelungen sind uns durch Schriftstellen oder Inschriften römischer Zeit die Namen überliefert, so ‚Ad duodecimum (lapidem)', j. Delme, ‚Decempagi', j. Tarquinpol, ‚vicus Marosallensium', j. Marsal, ‚Scarponna', j. Scarponne bei Dieulouard, u. a.

Über die Zustände in diesen Siedelungen und über die Blüte, welche die gesamte Gemeinde, vor allem aber der Hauptort Metz während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung durchlebt hat, belehren uns fast ausschließlich Baureste mit den aus der Erde

[1] Im Jahre 12 vor Chr. hat Drusus, Stiefsohn des Kaisers Augustus, den Altar der Roma und des Augustus bei Lyon geweiht, wo alljährlich der Provinziallandtag der 60 Gaugemeinden der drei gallischen Provinzen (‚Tres Galliae') Aquitania, Lugudunensis und Belgica (zur letzteren gehörte die civitas Mediomatricorum) abgehalten wurde.

herausgeholten und größtenteils im Museum der Stadt Metz geborgenen Steindenkmälern und sonstigen Fundstücken.

So lernen wir aus Steininschriften zwei Stadtviertel des römischen Metz kennen; sie waren benannt nach dem Ehrengott (Honor) und der Friedensgöttin (Pax), welche offenbar, wie in der Reichshauptstadt Rom, Tempel in dem betreffenden Bezirk hatten. Eine dem Schutzgeist des Hausherrn nach italischem Brauch geweihte, unter seiner Büste einstmals angebrachte Inschrift bezeichnet diesen als Schatzmeister der Gemeinde der Metzer (quaestor civitatis Mediomatricorum) und Hauptmann einer städtischen Polizeitruppe (praefectus statorum). Andere Inschriften bezeugen uns Innungen der Moselschiffer und der Ärzte, verschiedene Handwerker und anderes mehr.

Eine römische Festung und Soldatenstadt ist aber das Metz der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung nicht gewesen, und solange die römischen Truppen im Bereich der Militärgrenze zusammengezogen waren, treffen wir im „unbewaffneten" Hinterland, wozu auch die Metzer Gaugemeinde zählte, nur vorübergehend Soldaten an. So haben im Jahre 69 n. Chr. Truppen, welche aus ihren Standorten am Niederrhein ausgerückt waren, um in Italien für ihren zum Kaiser ausgerufenen Oberbefehlshaber Vitellius zu kämpfen, bei ihrem Durchmarsch durch Metz ohne Grund ein Blutbad unter der friedlichen Bevölkerung angerichtet, dem an die 4000 Menschen zum Opfer fielen. Und im folgenden Jahre 70 haben sich Truppen von der Rheingrenze, denen ihre Beteiligung an einem vornehmlich von den Trierern genährten Aufstand leid geworden, in das Gebiet der dem Aufruhr fern gebliebenen Metzer zurückgezogen. Wenig später können wir von Legionen, welche damals in Straßburg und am Niederrhein standen, abkommandierte Abteilungen im Metzer Gemeindebezirk nachweisen, wo sie, offenbar für bauliche Zwecke, Steine gebrochen und gefördert haben. Außer den Altären, welche diese Detachements von Truppenteilen in einem Steinbruch zwischen Pagny und Pont à Mousson geweiht haben, und außer einer Grabschrift, welche der spätrömischen Zeit mit veränderten Verhältnissen (4. Jahrh. n. Chr.) angehört, sind hierzulande noch drei Soldateninschriften gefunden: es sind dies jedoch Grabschriften von ausgedienten Soldaten, welche nach ihrer Entlassung ihren Wohnsitz zu Metz aufgeschlagen hatten und hier im Ruhestand verstorben sind.

Die übrigen Grabschriften wie Weihinschriften nennen bürgerliche Leute und zwar weit überwiegend Einheimische, also Mediomatriker, welche ihre einheimischen Namen vielfach festgehalten, vielfach allerdings

auch nach römischer Weise umgemodelt haben. Eine Ausnahme machen Unfreie oder Freigelassene, deren griechische Namen ihre orientalische Abkunft verraten; einmal ist die orientalische Heimat eines Sklaven, Nikomedia in Kleinasien, ausdrücklich genannt[1].

Einheimische Art ist aber nicht bloß in Namen bewahrt, sondern auch in Tracht und Bräuchen, insbesondere auch im Götterglauben. Doch auch hier finden wir das Einheimische durch die Einwirkung römischer Sitte mehr oder weniger verändert.

Als Beispiel muß genügen die Darstellung des weiblichen Schutzgeistes der Pferde und verwandten Zugtiere, der Epona, deren engere

Abb. 1. Götterbild von einem heiligen Brunnen: Herkules tötet die lernäische Hydra, drei Fische, Fortuna, Ceres; gef. 1905 in Metz.

Heimat das Metzer und das benachbarte Trierer Land ist[2]. Die Bilder dieser nach Frauen- oder nach Männerart reitenden Frau haben, wenn wir absehen von vereinzelten und außerhalb des Metzer Sprengels gefundenen Darstellungen, von allen gallischen Götter-

[1] Der Grabstein stammt nicht aus Metz selbst, sondern aus einem nahen, südlich gelegenen Dorf (bei La Horgne-au-Sablon).

[2] Von den 21 Steinbildern der Epona, welche bis heute im Bereich der Metzer Gaugemeinde bekannt geworden sind, stammen zwei aus Metz selbst, sieben aus dem vorher erwähnten Dorf südlich von Metz. In Trier selbst ist noch kein solches Bild gefunden, wohl aber im Bereich eines einstmaligen gallischen Dorfes gegenüber Trier: das heutige Großherzogtum Luxemburg hat zehn Bilder der reitenden Frau aufzuweisen (wozu noch eine Darstellung derselben Göttin in römischer Auffassung, zwischen zwei Füllen sitzend, hinzukommt).

bildern am meisten Ursprüngliches bewahrt, und der römische Einfluß beschränkt sich vielfach lediglich auf die Wahl des Stoffes, aus dem das Bild gefertigt ist: Steinbilder haben die älteren, vorrömischen Holzbilder ersetzt. Manche Darstellungen der Epona bekunden allerdings römischen Einfluß auch in den sinnbildlichen Abzeichen, welche der Göttin beigegeben sind, selten auch in der Tracht. Bei anderen Götterbildern hingegen ist der römische Einfluß viel stärker und geht vielfach so weit, daß die einheimischen Gottheiten ganz wie griechisch-römische Gottheiten dargestellt und mit den Namen römischer Götter belegt werden oder daß hierzulande eigenartige Götterdenkmäler entstehen, deren Bauglieder ihre Bilder der griechisch-römischen Götterwelt entlehnen[1].

Noch greifbarer ist die Einwirkung römischer Kultur in der Baukunst. Draußen auf dem Lande können wir neben zahlreichen Resten widerstandsfähiger, römischer Bauweise noch heute die Spuren der leichten, vergänglichen gallischen Wohnhütten nachweisen, welche während der ganzen Dauer der Römerherrschaft in Gebrauch geblieben sind. Alle größeren und insbesondere die öffentlichen, gemeinnützigen Bauten sind jedoch nach den Regeln römischer Baukunst aufgeführt und überhaupt erst durch die Römerherrschaft bei uns heimisch geworden. Ihre Reste sind meist infolge von Um- und Neubauten verschwunden oder noch in der Erde vergraben.

Über der Erde stehen einzig und allein noch Reste der römischen Wasserleitung, welche 23 km weit aus der Nähe von Gorze der Stadt Metz Quellwasser in gemauerter, überwölbter Rinne zuführte und auf mächtigen Bogen bei dem heutigen Ars und in Jouy-aux-Arches den Taleinschnitt der Mosel überbrückte. Auf einer, jetzt durch die Umwälzungen der Stadterweiterung eingeebneten Bodenerhebung in der Nähe des alten Hauptbahnhofes lag das als Nymphenheiligtum ausgestaltete und mit Bildwerk geschmückte Brunnenhaus (Nymphaeum), von wo die Röhrenzuleitung nach der Stadt und ihren höchstgelegenen Vierteln begann[2]. Die Inschrift des Brunnenhauses ist noch größten-

[1] So das Säulendenkmal von Merten (Kreis Bolchen), an 15 m hoch.

[2] Erhalten sind von dieser Wasserleitung außer Abschnitten des unterirdischen Wasserkanals bedeutende Reste der oberirdischen Leitung oder Überbrückung, nämlich insbesondere auf der linken Moselseite bei Ars 2 + 5 Bogen nebst einem gewaltigen Pfeiler, auf der rechten Moselseite zu Jouy 16 Bogen und ein Pfeiler, sowie am Berghang eine Brunnenstube, welche die Aufgabe hatte, den Wechsel des Gefälles zu vermitteln und das Wasser von Schmutzstoffen zu befreien und zu klären (eine gleiche Brunnenstube auf dem gegenüberliegenden

teils erhalten: sie belehrt uns, daß (um das Jahr 100 n. Chr.) Würdenträger der Gemeinde, die Sexviri Augustales, diese Wasser-

Abb. 2. Metz. Reste der römischen Wasserleitung in Jouy-aux-Arches.

Berghang bei Ars war im 18. Jahrhundert noch vorhanden, ist aber heute verschwunden). Da der jetzt eingeebnete Hügel, welcher das Nymphaeum trug, sich bis zu 188 m erhob, so konnte nach dem Gesetz der kommunizierenden Röhren das Wasser ohne Schwierigkeit bis zur höchsten Erhebung des Stadtgebietes (H. Kreuzplatz, 187 m) geleitet werden. Das Nymphaeum muß bereits zerstört gewesen sein, als auf dem Hügel, um 400 n. Chr., eine christliche Kirche (später St. Arnulf) erstand.

leitung mit dem Nymphaeum angelegt haben. Wir haben demnach das kostspielige Bauwerk als eine Schenkung jener Körperschaft anzusehen, welche, gleich Bauwerken der nämlichen, aus reichen Gemeindeangehörigen (meist Freigelassenen) gewählten Würdenträger in anderen Provinzialstädten, ein Entgelt darstellte für die ihnen durch den Gemeinderat gewordene Ehrung.

Von einer zweiten, wenn auch nicht so großartigen Schenkung eines Würdenträgers der Gemeinde zeugt die Doppelinschrift des einstmaligen, heute in einem Keller der Goldkopfstraße verbauten Türsturzes vom Durchgang, welcher einen — unserem Luft- und Sonnenbad vergleichbaren — Turnplatz (‚campus') mit einem zugehörigen, ebenfalls unter freiem Himmel gelegenen Schwimmbad (‚piscina') verband: wie die Inschrift ausdrücklich besagt, hatte diese Anlage ein Priester der Roma und des Augustus[1] den Metzer Bürgern und den Fremden geschenkt.

Wo dieser Bau gelegen hat, wissen wir nicht. Dagegen kennen wir mit Bestimmtheit Lage und Ausdehnung eines großen Amphitheaters, dessen Reste im Jahre 1902/03 aufgedeckt und untersucht werden konnten, jetzt aber wieder zugeschüttet und von Anlagen und Zufahrtstraßen des Güterbahnhofes überbaut sind. Die Ausgrabungen ergaben die Überbleibsel eines Bauwerkes, welches, frei aufgeführt, an Gesamtumfang dem Amphitheater zu Verona gleichkam und nur von wenigen Amphitheatern im römischen Reich überboten war[2]. An die 70 Eingänge vermittelten den Zugang zu dem Podium oder den Logen der Honoratioren und zu den Sitzreihen, welche etwa 25 000 Zuschauer zu fassen vermochten. Gleich allen größeren Amphitheatern wurde auch unser wohl noch vor Ablauf des ersten nachchristlichen Jahrhunderts errichteter Bau später mit einer gemauerten Vertiefung oder Versenkung in der Arena ausgerüstet, einer Zugabe, welche mit Hilfe eines sich auf und ab bewegenden Bretterbodens

[1] Es muß dies Ehrenamt sich beziehen auf ein Heiligtum zu Metz, welches dem oben erwähnten Provinzialheiligtum bei Lyon nachgebildet war.

[2] Die beiden Axen des Gesamtbaues messen 148 m und 124,32 m; die gleich großen oder größeren Amphitheater von Thysdrus in Afrika: 150 und 125 m, Verona: 154 und 123 m, Italica in Spanien: 156½ und 134 m, Capua in Campanien: 170 und 139½ m, Puteoli in Campanien: 191 und 145 m, Colosseum zu Rom (vollendet im Jahre 80 n. Chr.): 188 und 155½ m. Kleiner als das Metzer Amphitheater sind also die Amphitheater von Arles, Nimes, Pola usw., auch Trier, doch war die Metzer Arena (65,12 × 41,44 m) kleiner als die der letzteren wie der größeren Bauten.

überraschende Aufführungen und Bühnenverwandlungen ermöglichte. Auch über die prächtige Ausstattung des Metzer Amphitheaters wie über die in seiner Arena veranstalteten Schaustellungen verdanken wir den Ausgrabungen wichtige Aufschlüsse. Denn trotzdem das Gelände schon seit römischer Zeit gründlich umgewühlt war, haben die Grabungen außer Kapitellen, Säulen und Gesimsstücken noch zahlreiche Stücke auserlesenen, von weit entlegenen Steinbrüchen in Griechenland und auf den griechischen Inseln, in Afrika und Italien bezogenen Wandbelags wie auch Überbleibsel von Marmorbildern geliefert, und unter der Menge von Tierresten sind neben Stier, Eber, Hirsch, Bär auch Auerochs[1] und Riesenhirsch vertreten, Tiere, die offenbar in der Arena gejagt worden waren.

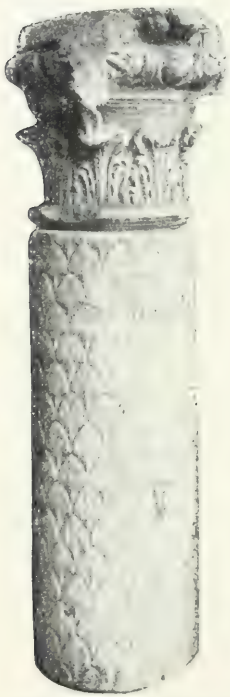


Abb. 3. Metz. Kapitell und Schuppensäule aus den Trümmern des Amphitheaters.

Über eine in der Nähe des Amphitheaters gelegene große öffentliche Badeanlage, die Thermen, haben wir nur ungenügende Angaben bei älteren Metzer Schriftstellern; aus diesen Thermen stammt nach alter Überlieferung die große Badewanne aus Porphyr, welche seit Jahrhunderten in der Kathedrale steht.

Von anderen prunkvollen Bauten haben sich beachtenswerte Architektur- und Ausstattungsstücke ins Museum gerettet. Einem Tempel z. B. muß entstammen die von einem fremden, fahrenden Künstler hier in Metz aus dem für Bildwerk so geeigneten und damals schon hochgeschätzten Kalkstein des Metzer Landes gefertigte Nachbildung eines kleinasiatischen Kunstwerkes, eine Darstellung der ägyptischen Isis, beim Bau der Kaiser Wilhelmkaserne, früheren Caserne du génie, 1841 gefunden.

Dieses Steinbild ist zugleich einer der Belege dafür, daß auch Metz, schon damals Knotenpunkt wichtiger Heerstraßen, an dem Weltverkehr im römischen Reich lebhaft Anteil genommen hat. Diese Tatsache findet aber ihre Bestätigung und Ergänzung unter anderem

[1] Der Auerochs oder Ur hauste damals noch im freien Germanien und in den Pyrenäen.

durch Weihinschriften und Grabsteine, welche, außerhalb der Metzer Gaugemeinde gefunden, vorübergehende oder dauernde Anwesenheit von Mediomatrikern (aus Stadt und Land) bezeugen bei Trier, zu Mainz, in der römischen Ortschaft an der Nidda bei Frankfurt a. M., zu Baden-Baden sowie in ländlicher Gegend im heutigen Baden und Württemberg, in Frankreich im Badeort Bourbonne-les-Bains und zu Sens, Autun, Lyon, Bordeaux, in England im Badeort Bath, in den Alpen in einem Tempel auf der Paßhöhe des Großen St. Bernhard, zu Mailand und in Rom.

Noch ein anderer Beweis für die ausgedehnten Verkehrs- und Handelsverhältnisse in damaliger Zeit sei angeführt. Im März dieses Jahres (1910) wurde neben dem alten Hauptbahnhof zu Metz ein mit schwerem Deckel verschlossener Steinkasten entdeckt, der durch eine Querwand in zwei Kammern geteilt war. Es war dies ein doppeltes Brandgrab, denn jede der beiden Abteilungen enthielt eine Aschenurne, d. h. einen Behälter, welcher mit verbrannten Leichenresten gefüllt war. Während aber in der einen Kammer eine einfache, breite, kelchförmige Urne aus Kalkstein stand, barg die andere Kammer eine zierliche doppelhenklige Urne aus kostbarem, achatähnlichem, vorwiegend honiggelbem Stein, welcher von den Alten, wie noch heutzutage, uneigentlich Alabaster (alabastrites) genannt war und ägyptischen Brüchen entstammt.

Die Wohlhabenheit, deren sich die Bewohner von Metz unter römischer Herrschaft und vornehmlich im zweiten nachchristlichen Jahrhundert erfreuten, spiegelt sich noch mehr als in dieser kostbaren Graburne wieder in den prunkvollen Familiengrabmälern, welche an den von der Stadt ausstrahlenden Heerstraßen auf einem Grundstück der Familie inmitten von Gartenanlagen errichtet waren und in ihrem Bilderschmuck teilweise mythologische Darstellungen wiedergaben, hauptsächlich aber Bilder boten, welche des Lebens Arbeit und Lust vor Augen führten. Hier sitzt die Familie, vertreten durch zwei Männer und in ihrer Mitte eine Frau, in lebhafter Unterhaltung begriffen, bei Tisch; aus einer Weinranke über ihnen, an welcher ein Eichhörnchen und ein Vogel naschen, schwebt ein geflügeltes Knäblein, der Liebesgott, zu den Schmausenden herab. Auf den Seiten sind dargestellt ein Fischer, der, mit Dreizack bewaffnet, emsig dahineilt, und ein junger Mann, welcher die Hirtenflöte (Syrinx) bläst und nach seiner Musik tanzt. Dort trägt ein Diener ein Metzer Huhn auf; damit aber die schmackhafte Speise auch von unten erkannt und gewürdigt werden kann, hält er naturwidrig den Teller

ſchräg. Oder ein Kaufladen iſt dargeſtellt mit Käufer und Verkäufer; jener, kenntlich am Kapuzenmantel, ſitzt am Ladentiſch, mit den Fingern ſcheinbar rechnend; ihm gegenüber ſteht der Ladenbeſitzer; im Hintergrund erſcheint über dem Ladentiſch ein mit Draperie umkleidetes und verziertes Geſtell, in welchem Waren aufgeſchichtet ſind.

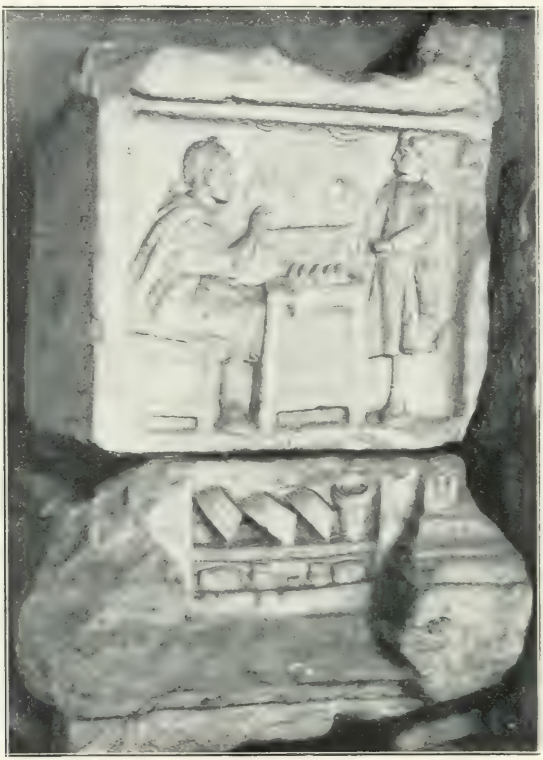


Abb. 4. Metz. Teile von zwei verſchiedenen römiſchen Grabdenkmälern, waren in der ſpätrömiſchen Stadtmauer verbaut: 1822 gefunden. Oben: Laden. Unten: Bottiche, Eimer u. a., wobei auch zwei altheimiſche Holzfäſſer mit Reifen.

Dieſe und andere Steinbilder ſind herausgeholt aus den Grundmauern der ſpätrömiſchen Befeſtigung von Metz, die um die Wende des dritten zum vierten Jahrhundert geſchaffen wurde. Vorher alſo mußten die Grabdenkmäler, welche mit dieſem Bildwerk geſchmückt waren, auseinandergeriſſen ſein.

Die zweite Hälfte des der Befeſtigung voraufgehenden dritten

Jahrhunderts war eine Zeit des Niederganges für das römische Reich überhaupt und für unsere Gegenden im besonderen gewesen, denn durch das Auftreten von Gegenkaisern im Osten und Westen und zumal die Aufrichtung eines gallischen Sonderreiches wie auch durch Einfälle der Germanen und Verlust der Grenzwehr (Limes) jenseits des Rheines war die Kraft des römischen Reiches erheblich geschwächt. Diocletianus (284—305) und Constantinus I. (306 bis 337) waren um die Herstellung der Sicherheit des Reiches bemüht. Zu diesem Zweck wurden zahlreiche, bis dahin offene Städte, auch Flecken und Dörfer, welche an den Heerstraßen lagen, befestigt. Damals ist auch Metz befestigt worden. Mit Rücksicht auf das Gelände und die Verteidigungsfähigkeit wurde jedoch der Mauerring enger gezogen, als das bebaute Stadtgebiet gewesen war. So hatte das römische Metz vor seiner Umfestigung, also vor etwa 300 n. Chr., im Süden eine größere Ausdehnung, als es noch bis zur jüngsten Stadterweiterung zu Beginn unseres Jahrhunderts gehabt hat, obschon die Stadt auf dieser Seite doch schon im 18. Jahrhundert eine Erweiterung erfahren hatte. Der Befestigung mußten jedoch nicht bloß die Gebäude, welche mit dem Lauf der Mauer zusammenfielen, sondern auch die vor diesem Mauerring gelegenen Bauten geopfert werden, damit sie nicht dem Angreifer einen Schutz und Stützpunkt bieten sollten. Aus diesem Grunde wurde damals das stolze Amphitheater eingeebnet; eingeebnet wurden aber auch die weiter draußen stehenden Familiengrabmäler. Die Architekturstücke und Blöcke von diesen Bauten wurden in den Grundmauern der neugeschaffenen Befestigung verwertet, um dem Feind ein Eindringen mit Hilfe von ‚Kaninchen' (cuniculi), d. h. unterirdischen Gängen zu verwehren. Daher sind in den Fundamenten der Stadtmauer von Metz zu wiederholten Malen Teile von Prachtbauten und von großen Grabdenkmälern, aber auch Weihdenkmäler und Grabsteine gefunden[1].

Die durch ihre Befestigung verschuldete Verstümmelung der Stadt bedeutet einen gewaltigen Rückschritt in ihrer Entwicklung. Trotz dieses Rückganges fehlt es indessen dem spätrömischen Metz nicht an Äußerungen einer beachtenswerten Kultur. So können wir auch für diesen Zeitabschnitt erhebliche Bautätigkeit nachweisen, wenn sich

[1] Nachweislich zuerst 1513, dann beim Bau der Zitadelle um 1560, weiter 1700, 1739, 1749, 1822 und zuletzt 1900/1901. Ebenso verwertet gewesene Steindenkmäler sind z. B. in Neumagen, Arlon, Paris, Rennes, Bordeaux usw. ans Tageslicht gekommen.

diese auch nicht mit der großartigen Bautätigkeit der entschwundenen Blütezeit des römischen Metz zu messen vermag. Als Ersatz des infolge der Stadtbefestigung niedergelegten großen Amphitheaters entstand an der ummauerten Stadtgrenze am rechten Moselarm ein kleinerer Bau[1]. Wohl zur nämlichen Zeit erhob sich auf der Höhe, welche die einstmalige gallische Stadt getragen hatte, ein umfangreicher Palast[2], in welchem sich 200 Jahre später, wie es scheint, die austrasischen Könige wohnlich eingerichtet haben. Schließlich wird uns noch durch ein Staatshandbuch des west- und oströmischen Reiches (um 400 n. Chr.) eine kaiserliche Tuchfabrik für Metz beglaubigt.

Für die weitreichenden Verkehrsverhältnisse, welche auch in dieser Spätzeit noch bestanden, legen Zeugnis ab die bei Metz und in Sablon gefundenen Bleisärge (oder Zinnsärge), deren Ausschmückung auf Syrien hinweist, wo solche Särge häufig sind.

Diese Bleisärge nebst den gleichzeitig gefundenen zahlreicheren Steinsärgen von teilweise erstaunlichen Maßverhältnissen und den Spuren dickwandiger Holzsärge bekunden aber auch eine inzwischen eingetretene Wandelung in der Sitte der Bestattung: Erdbestattung ist an die Stelle der Brandbestattung getreten, welche zur Zeit der oben besprochenen Denkmäler noch üblich war. Dieser Wandel hatte sich aber bereits seit der Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. allmählich vollzogen.

Einen weiteren Umschwung bringt das vierte Jahrhundert: das Christentum hält seinen Einzug in Metz und verdrängt die heidnischen Bräuche. Eine christliche Gemeinde zu Metz können wir nämlich frühestens erst unter Constantinus I., um 310, nachweisen. Die Legende allerdings verlegt die Anfänge des Christentums in Metz, wie anderswo, in die Zeit der Apostel, doch abgesehen von dieser zeitlichen Willkür ist die zuerst in karolingischer Zeit (um 783) schriftlich festgelegte Legende durch unsere Funde im gewissen Sinne bestätigt. Denn die Legende bringt das erste Auftreten des Christen-

[1] Die Länge der großen Axe betrug nur 74 m; Reste am Ludwigsstaden. — Später diente der Bau einem Kloster als Heimstatte und schließlich wurde er von einer Straße durchschnitten, welche, 1797 eröffnet, nach dem damaligen Friedensschluß von Campo Formio den Namen ‚Friedensstraße' erhielt.

[2] Reste zwischen Trinitarier- und Geisbergstraße. Dagegen wird der Name ‚Austrasierpalast' vielfach irrig übertragen auf das Hôtel St. Livier (12. Jahrhunderts, später umgebaut) in der Trinitarierstraße oder den städtischen Speicher (1536) in der Geisbergstraße.

tums zu Metz in Zusammenhang mit dem damals aufgegebenen und außerhalb der ummauerten Stadt gelegenen Amphitheater, in dessen Höhlungen der christliche Glaubensbote, St. Clemens, gewohnt und ein Gotteshaus eingerichtet habe. Tatsächlich bestand aber im vierten Jahrhundert, seit etwa 310, in der Versenkung des Amphitheaters eine Wohnung, zu welcher auf dem Baugelände herumliegende Säulen, Kapitelle und andere Trümmer verwertet waren, und gleichzeitig hat diese Stätte als christlicher Begräbnisplatz gedient und hat uns die ersten und auch ältesten, allerdings spärlichen christlichen Funde geliefert. Wenn nun wirklich in diesem Schlupfwinkel das erste christliche Gotteshaus eingerichtet war, so kann dies nur ein erster, vorübergehender Notbehelf gewesen sein, und nachdem die Gemeinde bald erstarkt war, entstanden in der Nähe würdigere Gotteshäuser. Zu diesen gehörte auch eine Kirche auf dem Hügel, welchen früher das Brunnenhaus der römischen Wasserleitung gekrönt hatte: diese Kirche war der Vorläufer der Apostelkirche, welche seit 717 den Namen des heiligen Arnulf trug und im elften Jahrhundert erneuert, 1552 aber niedergelegt wurde.

Jedenfalls lagen die ältesten christlichen Kirchen von Metz (wie auch z. B. zu Trier und anderswo) vor der Stadt, doch hat bereits gegen Mitte des fünften Jahrhunderts ein dem heiligen Stephanus geweihtes Gotteshaus innerhalb der Stadt gelegen, aller Wahrscheinlichkeit nach an der Stelle, wo später die dem nämlichen Heiligen geweihte Bischofskirche erstand. Im Jahre 451, als die Hunnen am Charsamstag die Stadt Metz in Asche legten, hat dieses kleine Gotteshaus den Bewohnern als Zufluchtsort gedient. Es ist also verteidigungsfähig gewesen, während die Stadtmauer, damals wohl in Verfall geraten, dem Eindringen der Hunnen kein wirksames Hindernis bot.

Einige Jahrzehnte später ist es mit dem Römerreich hierzulande zu Ende, und die Frankenherrschaft unter dem Merowinger Chlodwig (Chlodovech) tritt 486 an seine Stelle.

Die Stadt Metz hatte sich inzwischen aus dem Brandschutt des Jahres 451 wieder erhoben, und als König Chlodwig im Jahre 511 starb und sein Reich unter seine Söhne geteilt wurde, wählte der älteste, Theuderich, welchem das östliche Teilreich „Austrasien" zugefallen war, Metz als Hauptstadt und Herrschersitz. Nach einer kurzen Vereinigung der Teilreiche ward 561 abermals eine Teilung vorgenommen und Metz wiederum zur Hauptstadt des Teilreiches Austrasien erhoben durch Sigbert I. (561—575). Seine Gemahlin

war die schöne und kluge, aber herrische und rachsüchtige Brunhilde, die Tochter des Westgotenkönigs, welche auch als Witwe die Geschicke des Landes lange Jahre beeinflußt hat. Durch sie ist das Treiben am fränkischen Königshof zu einem Gemisch von Haß, Meuchelmord und prunkvollem Glanz geworden, bis sie 613 überwältigt und grausam hingerichtet wurde. Am austrasischen Hofe verkehrten zwei geistig bedeutende Männer der damaligen Zeit, der Dichter Venantius Fortunatus, ein Geistlicher aus Italien, der u. a. die Hochzeit von Sigbert und Brunhilde (566) besungen hat, und Gregorius, welcher seit 573 Bischof von Tours war. Daß ein spätrömischer Palastbau in Metz, die sogenannte Cour d'Orme oder Cour dorée, Anspruch darauf machen kann, als austrasischer Königssitz angesehen zu werden, war bemerkt. Von Bauten der fränkisch-merowingischen Zeit hat nur einer die Jahrhunderte überdauert. Es ist die Kirche St. Peter auf der Zitadelle, deren Anfänge aber vielleicht bis in die spätrömische Zeit zurückreichen: aus dieser ältesten erhaltenen Kirche von Metz stammen die kunstgeschichtlich sehr bedeutsamen Bestandteile einer Steinschranke des 7.—8. Jahrhunderts, welche dank S. Majestät des Kaisers dem Museum der Stadt Metz überwiesen sind. Die im letzten Drittel des 6. Jahrhunderts n. Chr. erbaute Bischofskirche dagegen besteht schon längst nicht mehr, denn sie wurde bereits im 10.—11. Jahrhundert durch einen Neubau ersetzt, der selbst wieder seit Mitte des 13. Jahrhunderts unserer gothischen Kathedrale Platz machen mußte. Auch die in merowingischer Zeit erneuerte Kirche St. Arnulf wurde, wie bemerkt, im 11. Jahrhundert durch einen romanischen Neubau abgelöst.

Das Erbe der Merowinger treten 751 n. Chr. mit König Pippin die Karolinger an, deren Stammvater, der heilige Arnulf, 611–627 Bischof von Metz gewesen war. Dem heiligen Arnulf war seit 717 die bereits genannte Kirche geweiht, in welcher Pippins Sohn, Karl der Große (768—814), außer zwei Schwestern und zwei in zartem Alter ihm entrissenen Töchtern auch seine auf der Pfalz zu Diedenhofen im Jahre 783 verstorbene zweite Gemahlin Hildegard beisetzen ließ. Hier hat auch später, auf Veranlassung des Metzer Bischofs Drogo, seines Halbbruders, der Sohn und Nachfolger Karls des Großen, Kaiser Ludwig der Fromme († 840), neben seiner Mutter Hildegard die letzte Ruhestatt[1] gefunden. Sein Leichnam wurde in

[1] Im strengen Wortsinn war es allerdings nicht die letzte Ruhestatt, da der Marmorsarg mit den Gebeinen Ludwigs des Frommen im Jahre 1552 nach

einem mit altchristlichem Bildwerk des 4. Jahrhunderts[1] geschmückten Marmorsarg gebettet, der aus Südfrankreich nach Metz gebracht war. In dieser Kirche wurde auch Bischof Drogo selbst († 855) beigesetzt, der, gleich seinen Vorgängern, den Bischöfen Chrodegang (742—764) und Angilram (768—791), auf die Geschicke der Stadt und ihre Gesittung einen wesentlichen Einfluß ausgeübt hat.

Den Namen des Drogo trägt ein Prachtbuch, welches einstmals zu den Beständen des reichen, infolge der Revolution wie auch schon vorher durch Verkauf oder Schenkung verschleuderten Schatzes[2] der Kathedrale gehörte, jetzt aber mit anderen handschriftlichen Prachtbüchern aus Metz Eigentum der Nationalbibliothek zu Paris ist. Diese Prachtbücher mit ihrer Bilderzier und ihrem Deckelschmuck sind in Metz entstanden, wo im 9. und 10. Jahrhundert die Buchkunst in hoher Blüte war. Von den Erzeugnissen jener Kleinkunst ist der Stadt Metz nur ein einziges Stück erhalten geblieben, aber ein Stück von besonderer Schönheit, nämlich eine der geschnitzten Tafeln aus Elfenbein, mit welchen die Buchdeckel ausgeschmückt wurden. Unsere dem 10. Jahrhundert angehörige Elfenbeinschnitzerei hatte man während der Revolutionszeit von ihrem Buchdeckel losgelöst und versteckt; durch einen glücklichen Zufall wurde sie unter Gerümpel wiedergefunden. Die Tafel (Abb. 5) zeigt außer der Kreuzigung mit Begleitdarstellungen ein Idealbildnis des Metzer Bischofs Adalbero I. (929—962).

Inzwischen hatten die politischen Verhältnisse der Stadt Metz mehrfachen Wechsel erfahren. Durch den Vertrag von Verdun 843 n. Chr. war Metz dem mittleren der drei Reiche zugesprochen, welches nach seinem Herrscher Lothar ‚Lotharingia' (Lothringen) genannt wurde, also einen Namen erhielt, der im späteren Herzogtum Lothringen

der Stadt in eine andere Klosterkirche verbracht und während der Revolution, nachdem die Reste des Toten zerstreut waren, versteigert und vom Ansteigerer nachher zersägt wurde.

[1] Die Vorderwand des Sarges stellte den Durchzug der Israeliten durchs Rote Meer dar; Reste im Museum der Stadt Metz. — Der zur Aufnahme der Leiche Karls des Großen aus der Ferne bezogene Marmorsarg zu Aachen trägt heidnischen Bilderschmuck: Raub der Proserpina.

[2] Zum Metzer Domschatz gehörte auch das berühmte kleine bronzene Reiterbild Karls des Großen, seit 1867 Eigentum der Stadt Paris, bis 1871 in dem (damals durch die Kommune niedergebrannten) Stadthaus von Paris, heute im städtischen Museum Carnavalet aufgestellt, zu Metz nur in Abgüssen vertreten. Der karolingische Ursprung des Kunstwerkes ist strittig, es wird vielmehr als ein Werk der Renaissance (1507) in Anspruch genommen.

und unter gänzlich veränderten Verhältnissen noch heute im Namen unseres Bezirkes Lothringen fortlebt. Der Vergleich zu Meerßen bei Maastricht im Jahre 870 n. Chr. löste das lotharingische Mittelreich auf und teilte die eine Hälfte dem westfränkischen, die andere

Abb. 5. Elfenbeintafel des 10. Jahrh. im Museum der Stadt Metz.

Hälfte dem ostfränkischen Reiche zu. Damals fiel Metz und das Metzer Land an das ostfränkische Reich, welches hauptsächlich aus Gebietsteilen deutscher Zunge sich zusammensetzte und dessen deutscher König später dauernd die von Karl dem Großen (im Jahre 800) erneuerte römische Kaiserwürde besaß.

Im Jahre 882 haben die Normannen, nachdem sie Trier zerstört, auch Metz bedroht. Der Bischof Wala von Metz stellte sich mit einem Heerhaufen in der Ebene bei (oder gegenüber) Remich ihnen entgegen, doch die Normannen blieben Sieger und Wala fiel im Kampfe. Die Stadt Metz blieb indessen damals von einer Zerstörung verschont. Die Ohnmacht des deutschen Königs veranlaßte schließlich Metz und Lothringen, sich an das westfränkische, also romanische, französische Reich anzuschließen (911), doch hat schon im Jahre 925 König Heinrich I., der Vogler, mit Waffengewalt die Wiederherstellung der 870 festgesetzten Abgrenzung der beiden Reiche erzwungen. Seitdem gehört Metz bis zum Jahre 1552 ununterbrochen zum westfränkischen oder deutschen Reiche, doch waren seine Bewohner nach wie vor Romanen, ihre Sprache also französisch[1].

Vertreter des deutschen Königs und römisch-deutschen Kaisers war (wie übrigens schon vorher in der merowingisch-fränkischen Zeit) auch zu Metz ein Graf, der in seines Herrn Namen die Gerichtsbarkeit und gesamte bürgerliche sowie militärische Verwaltung in dem ihm unterstellten Metzer Gau ausübte. Im Laufe des 10. Jahrhunderts und zwar mit dem bereits genannten Bischof Adalbero I. gingen jedoch die Rechte des Metzer wie der benachbarten Grafen über auf den Bischof von Metz. Seitdem war die Stadt Metz nicht

[1] Metz mit dem zugehörigen Gau war ebenso wie Toul, Verdun und andere westliche Städte des ehemaligen deutschen Reiches von einer Bevölkerung romanischer Zunge bewohnt. Der heutige Bezirk Lothringen, der außer dem Gebiet der Stadt Metz (Pays Messin) einen Teil des weltlichen Besitzes des Metzer Bischofs (Evêché de Metz), ferner einen Teil des späteren Herzogtums Lothringen-Bar, einen Teil des ehemaligen Herzogtums Luxemburg, sowie mehrere reichsunmittelbare, durch die französische Revolution aufgehobene Gebiete umfaßt, hat zum größeren Teil eine Bevölkerung deutscher Zunge. Denn die französische Sprache ist unter der einheimischen Bevölkerung nur Muttersprache in der Stadt und im Landkreis Metz, in dem größten Teil der Kreise Château-Salins und Diedenhofen-West, dann im südwestlichen Teil des Kreises Saarburg und in wenigen südlichen Gemeinden der Kreise Diedenhofen-Ost, Bolchen und Forbach. Die letztgenannten Kreise sind also nahezu vollständig, der Kreis Saargemünd aber vollständig deutscher Zunge. Vor dem 17. Jahrhundert und dem Dreißigjährigen Krieg lag jedoch die Sprachgrenze mehr südlich, und in zahlreichen Gemeinden, wo heute die französische Sprache üblich ist, war damals die deutsche Sprache Brauch, wie sich unter anderem z. B. noch aus den heutigen Flurbezeichnungen ergibt. Infolge der Auswanderung französischer Familien nach 1870 und der starken Zuwanderung aus Altdeutschland wird heutzutage in der Stadt Metz und ihren volkreichen Vororten sowie in den Industriebezirken von Diedenhofen-West und Metz-Land vorwiegend deutsch gesprochen.

bloß der Mittelpunkt der geistlichen Macht dieses kirchlichen Würdenträgers, sondern auch seiner weltlichen Hoheitsrechte. Denn der Metzer Bischof war ein Reichsfürst[1], dessen Botmäßigkeit umfangreiche Gebiete innerhalb und außerhalb des heutigen Bezirkes Lothringen unmittelbar oder (als Lehen) mittelbar unterstanden. Durch Verpfändung seiner Hoheitsrechte hat der Bischof aber später, da er diese nicht einlöste, einen Teil dieses Gebietes wieder eingebüßt, so insbesondere im 13. und 14. Jahrhundert auch die Stadt Metz und das zugehörige Metzer Land.

Die Hoheit des Bischofs fand ihren Ausdruck insbesondere auch in dem Münzrecht. Während jedoch die ersten bischöflichen, mit Adalbero I. beginnenden Prägungen, den von den karolingischen Königen und Kaisern wie auch von Heinrich dem Vogler zu Metz geschlagenen Geldstücken verwandt, neben dem Bischof auch den Kaiser nennen, treten später Prägungen auf, welche nur den Bischof als Münzherrn kennen und auch in den Bildern von den älteren Münzen abweichen. Seit Adalbero III. (1047—1072) tragen diese bischöflichen Geldstücke Namen und Bild des Schutzheiligen der Stadt, St. Stephanus, welcher auch das Wahrzeichen der späteren städtischen Gepräge von Metz bis zum Verlust eigenen Münzrechts bleibt[2].

Ferner spricht sich die bischöfliche Herrschergewalt aus in der Ernennung der städtischen Beamten durch den Bischof selbst oder durch seine geistlichen Würdenträger. Das Vorhandensein von städtischen Behörden bildet aber die Grundlage für eine gewisse Selbstverwaltung der Stadt, und diese ist Vorstufe und Vorbedingung der Entwicklung der bischöflichen Stadt zur freien Reichsstadt. Diese Entwicklung wurde von den Bischöfen teils aus eigenem Antrieb, teils notgedrungen gefördert. Insbesondere hat sich Bischof Bertram (1179—1212), ein Sachse, um die städtische Verfassung verdient gemacht. Er hat im Jahre 1180 verfügt, daß die Wahl des Schöffenmeisters (maître-échevin), der im Rat der Schöffen (échevins) den Vorsitz führte und bereits im vorhergehenden 11. Jahrhundert nachweisbar ist, erfolgen solle durch die Äbte der Benediktinerklöster von Gorze, von St. Arnulf, St. Clemens, St. Symphorian, St. Vincenz und den Primicerius (Princier, Propst) des bischöflichen Domkapitels.

[1] Wenigstens bezeichnet sich der Bischof von Metz selbst als ‚Reichsfürst' auf Geldstücken und anderen Gepräge des 16. und 17. Jahrhunderts. — Übrigens deckte sich der weltliche Besitz des Bischofs (Evêché de Metz, Bistum Metz) nicht ganz mit der seiner geistlichen Macht unterstellten Diözese Metz.

[2] Nur die kleinsten städtischen Geldstücke sehen meist davon ab.

Dagegen wurde die richterliche Behörde der 13 Geschworenen (tredecim iurati, les treize), welche seit 1207 besteht, unmittelbar vom Bischof ernannt. Im Jahr 1180 nennt auch eine Urkunde die ‚Gesamtheit der Bürger' als geschlossene Körperschaft, die ein Rechtsgeschäft voll-

Abb. 6. Teil einer bemalten Zimmerdecke aus Eichenholz, Anfang des 13. Jahrh., im Museum der Stadt Metz (gef. 1896 zu Metz).

zieht und mit eigenem Siegel besiegelt, während schon früher (1157) die Bürgerschaft als Eigentümerin festgestellt ist. Auf Bischof Bertram geht ferner eine Grundbuchordnung zurück. Diese lehnt sich an das Kölner Schreinsverfahren an, welches Bertram als Stiftsherr von

St. Gereon zu Köln und auch später[1] kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte; er übertrug es aber auf Metz mit Abweichungen und Besserungen, welche den Metzer Verhältnissen angepaßt waren. In einer 1197 vom Bischof ausgestellten und 1198 vom deutschen König Philipp von Schwaben bestätigten Urkunde wird bestimmt, daß zur Abstellung der bisherigen Rechtsstreitigkeiten Verträge schriftlich ausgefertigt und in einem Schrein aufbewahrt werden sollten. Zu diesem Zweck soll in jedem Pfarrbezirk ein Schrein vorhanden sein, mit zwei Schlössern ausgestattet und mit zwei Schlüsseln verschließbar. Über diese Urkundenschreine üben je zwei angesehene Männer der Pfarrei, die den Notaren vergleichbaren ‚Amans', die Aufsicht, und jeder von ihnen hat einen der beiden Schlüssel in Verwahr. Außerdem aber wurden von den Maiern (Maiores) der drei Stadtbezirke alljährlich auf Grund der öffentlichen Anmeldungen Verzeichnisse über den Wechsel im Grundbesitz geführt, die Bannrollen[2].

Unter bischöflicher Herrschaft hatten sich die ‚Geschlechter', d. h. die städtischen Familien, welche durch ihren Reichtum zu einer einflußreichen, bevorzugten Stellung unter ihren Mitbürgern emporgekommen waren und einen dem Geburtsadel später ebenbürtigen Geldadel darstellten, zu Genossenschaften, „Paraiges", zusammengeschlossen. Solcher Adelsverbände der Stadt Metz gab es zunächst fünf, von denen jeder ein Oberhaupt, Satzungen, einen Familienrat und ein Vereinshaus besaß; sie benannten sich nach Stadtteilen: Porte Sailly, Porte Moselle, Jurue, Saint-Martin und Outre-Seille[3].

[1] Als Bischof hat Bertram infolge seines Zwistes mit Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) Metz verlassen und $2^1/_2$ Jahre in Köln zugebracht.

[2] Die Anmeldung des Grunderwerbs und des damit verbundenen Besitzwechsels erfolgte an einem der drei jährlich festgesetzten Banntage vor dem Maier des betreffenden Bezirkes auf einem bestimmten Platz. Anfänglich genügte für diese jährlichen Eintragungen ein Pergamentblatt: da aber die Einrichtung sich allmählich einbürgerte und infolgedessen die Anmeldungen sich mehrten, wurden mehrere und nach Bedarf viele Blätter aneinander genäht. Die letzteren wie die größeren Einzelblätter wurden in Gestalt von Rollen aufbewahrt. Von diesen Aufzeichnungen oder ‚Bannrollen' ist nur ein Bruchteil erhalten: von den erhaltenen Verzeichnissen ist das älteste von 1220, das jüngste von 1546.

[3] Porte Sailly (Saillis), d. h. Seiltor, damaliges Stadttor an dem alten, jetzt zugeworfenen Seillelauf, bei der Kleinen Metzgerstraße. — Porte Muselle (Moselle), Moseltor, damaliges Stadttor auf der Höhe, am Ausgang der Trinitarierstraße, wo links, außerhalb der älteren Stadtmauer, der Weg (j. Metzgerstraße) abbog zur ersten und ursprünglich einzigen Moselbrücke des mittelalterlichen Metz (j. St. Georgsbrücke). — Jurue, Stadtteil beiderseits der noch heute so benannten Straße, deren Name unrichtig als ‚Judenstraße' gedeutet ist. —

Zu ihnen trat später noch eine sechste Genossenschaft, Paraige du Commun, welche die in der übrigen Bürgerschaft vertretenen bevorzugten Familien umfaßte. Aus diesen Paraiges wurden seit Bischof Bertram der Schöffenmeister nebst dem Schöffenkollegium sowie die Dreizehn gewählt. Dagegen ging die unter einem der nächsten Nachfolger von Bertram auftretende Behörde der 25 Schwurgrafen (comtes jurés, prud'hommes), welche für die Dreizehn ein richterlicher Beistand war, aus der gesamten Bürgerschaft hervor, da sie von den Pfarreien bestimmt wurden.

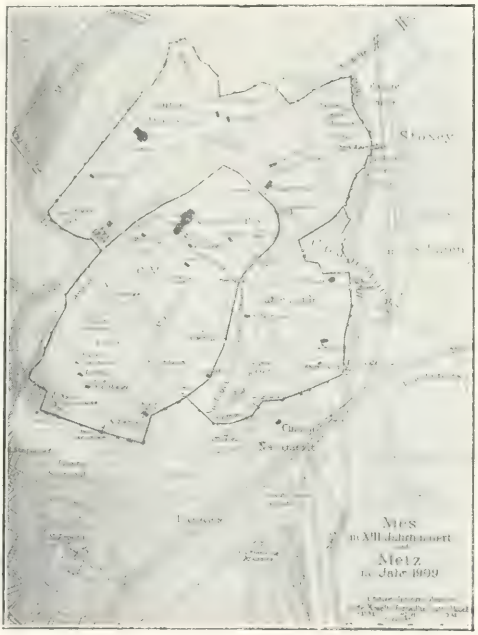


Abb. 7. Älterer Mauerring von Metz und Mauerring der erweiterten Stadt im 13. Jahrh. (Nach Wichmann, Bannrollen).

In diese Zeit der Entwicklung der städtischen Selbstverwaltung fällt die erhebliche Ausdehnung der ummauerten Stadt. Die in spätrömischer Zeit, um 300 n. Chr., durch eine Ringmauer mit Türmen geschützte Fläche hatte bisher keine Erweiterung erfahren, da der Mauerring in fränkischer und frühmittelalterlicher Zeit unverändert geblieben war. Vor dieser Stadtmauer hatten sich ausgedehnte Vororte entwickelt, welche jetzt — um 1230 — in den weit vorgeschobenen Mauerring einbezogen wurden. Infolgedessen umspannte die neue Stadtmauer das Dreifache der früher ummauerten Fläche. Denn der eigentlichen Stadt wurden jetzt hinzugefügt die bisherigen Vorstädte ‚Outre-Moselle' auf der Moselinsel um St. Vincenz, ‚Aiest' beiderseits der heutigen Marchantstraße und ‚Gran[d]s Meises',

Saint-Martin, nach der gleichnamigen (ursprünglich außerhalb der Stadtmauer gelegenen) Kirche und Pfarrei. — Outre-Seille, damalige Vorstadt beiderseits der Deutschen- und Mazellenstraße.

d. h. ‚große Gärten', ein von Nutzgärten durchsetztes bebautes Gelände zwischen Pairhansstraße und Seille, 1552 zerstört (s. Zeughaus I), ‚Outre-Seille' auf dem rechten Ufer des alten Seille-Laufes, ‚Vesignuel' (oder ähnlich, d. i. Vicus novus, neues Straßenviertel), am jetzigen Ludwigsplatz, und Nuefborc (Neufbourg, Neustadt) in der Umgebung der noch heute so benannten Straße. In diesen vorgeschobenen Mauerlauf waren neue Tore eingebaut, von welchen das nach der nahen Niederlassung des Deutschen Ordens benannte Deutsche (oder vielmehr Deutschherren-)Tor mit erheblichen späteren Verstärkungen noch besteht[1]. Doch verblieb die Porte Serpenoise an ihrer alten Stelle und die vor diesem südlichen Stadttor gelegenen Abteien und um diese entstandenen Vororte St. Arnulf, St. Clemens, St. Symphorian lagen weiterhin ungeschützt außerhalb des Mauerringes. Zur Verstärkung der vorgerückten Stadtbefestigung wurde auch das Wasser der Seille herangezogen. Der ursprüngliche Lauf der Seille, welche mit ihren Stapelplätzen[2] und ihren gewerblichen Anlagen (Gerbereien) eine große wirtschaftliche Bedeutung für die mittelalterliche Stadt gehabt hat, ist seit wenigen Jahren zugeschüttet und in eine Straße umgewandelt. Er lag außerhalb des älteren Mauerringes, durchquerte dagegen die um 1230 erweiterte Stadt. Von diesem alten Lauf wurde damals ein Arm abgeleitet und, mit dem teilweise verlegten Mazellenbach[3] vereinigt, als Festungsgraben der neugeschaffenen Stadtmauer entlang geführt.

Einige Jahrzehnte nach dieser Stadterweiterung wurde — um

[1] Die beiden gegenüber den großen Moselbrücken gelegenen Toreingänge wurden ebenso wie das ältere (nach einem benachbarten geistlichen Stift benannte) St. Theobaldstor und das ältere Mazellentor im 18. Jahrh. durch die Stadterweiterungen von Belle-Isle beseitigt und weiter hinaus verlegt. Das (früher nach der zugehörigen Brücke benannte) St. Barbarator ist infolge der jüngsten Stadterweiterungs- und Eisenbahnanlagen verschwunden; erhalten ist in der Sammlung im Deutschen Tor seine spätgotische, also nicht von der ersten Anlage herrührende, sondern zwei Jahrhunderte jüngere sinnreiche Inschrift: „|Si n|ous av|ons| paix dedans, nous avons paix defors (= dehors)", d. h.: Wenn wir Frieden haben drinnen, haben wir Frieden draußen. — Über das Deutsche Tor vgl. nachher.

[2] Landestellen für die Frachtkähne waren z. B. am Champ à Seille (Saalfeld, Platz der Coislin-, jetzigen Ludwigskaserne), weiter am Seille-Tor und für die Kähne, welche aus den Salzgegenden der oberen Seille (Salia = Saale, d. i. Salzfluß) Salz heranführten, weiter abwärts.

[3] Der Mazellenbach heißt heute Cheneau-Bach. Den künstlichen, als Festungsgraben verwerteten Lauf dieses Baches nannte man nämlich damals Chenal (altfz. = Cheneau), d. h. Kanal.

1250 — mit dem großartigsten Bauwerk der Stadt, der gotischen Kathedrale begonnen. Durch diesen Neubau sollte ein kleinerer, romanischer Bau an der nämlichen Stelle ersetzt werden; zugleich wurde aber eine südlich an die romanische Kathedrale anstoßende Stiftskirche in die äußerlich einheitliche Umfassungsmauer eingeschlossen, die Liebfrauenkirche[1], welche auch anfänglich durch eine Abschluß-

Abb. 8. Kathedrale von Metz (vom Paradeplatz aus gesehen).

[1] St. Maria rotunda oder Notre-Dame-la-Ronde, also ein zentraler Rundbau. Die Trennung der beiden Kirchen — Kathedrale und Stiftskirche St. Maria — ist noch heute durch die Verschiedenheit der Säulen augenfällig. Chor der Liebfrauenkirche war die neben dem erneuerten seitlichen Marienportal vorspringende Liebfrauenkapelle; außer dem Marienportal besaß diese in die Kathedrale eingebaute Sonderkirche noch einen zweiten Eingang gegenüber, welcher mit seiner reizvollen Ausstattung noch erhalten, aber verschlossen ist. Chor der Kathedrale war der jetzige Hauptchor, ihre Eingänge lagen unter den beiden Türmen. Die zweite nach dem Paradeplatz vorstoßende Kapelle (Chapelle des Evêques) hat Bischof Ademar de Monteil im 14. Jahrh. als Grabkapelle angefügt.

mauer von der eigentlichen Kathedrale abgetrennt war. An diesem gewaltigen Gotteshaus hat man indessen mehrere Jahrhunderte gebaut, denn es war — bis auf die unvollendet gebliebenen beiden Türme — erst im 16. Jahrhundert fertiggestellt und wurde im Jahre 1546 (also wenige Jahre vor der Besitzergreifung der Stadt durch die Franzosen) geweiht. Zunächst hat man nämlich das romanische Langhaus durch ein gotisches (im 14. Jahrhundert vollendetes) Langhaus ersetzt und mit der Liebfrauenkirche verschmolzen[1], und erst 1486 wird mit dem Umbau des Ostteiles, also des Querschiffes und Chores begonnen[2]. Mag auch das Äußere der Kathedrale in seiner Gesamtwirkung weniger befriedigen trotz ihrer mit Zierlichkeit gepaarten Wucht, um so erhebender sind die leichten, lichten Verhältnisse des Innenraumes. Hoch über die niedrigen Seitenschiffe schießt das Hauptschiff in die Höhe, welches zu den höchsten Kirchenschiffen zählt (41,70 m). Der Eindruck der Leichtigkeit des Riesenbaues, verstärkt durch die in die Dicke der überragenden Wände des Mittelschiffes eingebaute Triforiengalerie, wird aber vor allem erzielt durch die bei keinem andern Dom mit gleicher Kühnheit und in gleichem Umfang durchgeführte Auflösung der gewaltigen Wandflächen in Fenster[3].

Aber auch andre, kleinere Kirchen wurden in dem zu jener Zeit modernen Stil der französischen Gotik neu gebaut. So standen an der Stelle der seit Mitte des 13. Jahrhunderts entstandenen Kirchen St. Vincenz, St. Segolena und St. Martin[4] ältere Bauten, ebenso

[1] Daher trägt das Dombausiegel des 14. Jahrh. (Original im Besitz des Museums der Stadt Metz) das Bild der Gottesmutter, nicht des h. Stephan.

[2] Infolge dieser zeitlichen Verschiedenheit sind von den herrlichen Glasgemälden die des Hochschiffes und der Seite des heutigen Hauptportals mittelalterlich, zum Teil ein Werk des in der Kathedrale beigesetzten Meisters Hermann von Münster († 1392), hingegen gehören die Glasmalereien im Querschiff und Chor bereits dem 16. Jahrh. an und sind teilweise ausgeführt vom Meister Valentin Busch (um 1521). — Außer Glasmalereien ist von der alten, reichen Innenausstattung der Kathedrale infolge der Revolution sehr wenig mehr erhalten. Erwähnt sei die schöne Orgelbühne, ein Schnitzwerk der Renaissance aus dem Jahre 1547.

[3] Großartig ist insbesondere die Innenwirkung der beiden gewaltigen Fenster des Querhauses im Verein mit dem, durch Einbau eines Hauptportals im 18. Jahrh. leider verkürzten Fenster der südlichen Schmalwand.

[4] St. Vincenz wurde erbaut 1248—1376: die Fassade ist eine Änderung und Zutat des 18. Jahrhunderts. — St. Segolena ist 1896—1898 erweitert und größtenteils neu gebaut. — Das Langhaus von St. Martin gehört der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, der Chor aber erst dem Ende des 15. Jahrhunderts an; also hat man auch hier, wie bei der Kathedrale, den älteren Chor erst später

z. B. an der Stelle der früheren (jetzt abgerissenen) Pfarrkirche St. Georg. Überhaupt läßt sich für die meisten älteren Kirchen gotischen Stils Erneuerung oder Umbau nachweisen. Beim Umbau der Pfarrkirchen St. Eucharius und St. Maximin blieben die romanischen, übrigens schon die Einwirkung der Übergangszeit offenbarenden Türme bestehen. Bei der oben genannten Abteikirche St. Peter (im Bering der späteren Zitadelle) hat man sich auf Einbau eines gotischen Gewölbes in die Seitenschiffe und einige andere Zutaten beschränkt.

Diese rege Bautätigkeit ist ein Zeugnis für die damals in Metz herrschende Wohlhabenheit. Anderseits hat sie im Verein mit den Zerstörungen des 16. Jahrhunderts verschuldet, daß nur ganz spärliche Baureste älterer Zeit übriggeblieben sind. So ist das einzige nichtkirchliche Bauwerk, welches noch romanische Bestandteile des 12. Jahrhunderts aufzuweisen hat, das Hôtel St. Livier, ein verteidigungsfähiges Herrenhaus in der Trinitarierstraße, welches aber mehrfach in gotischer Zeit und im 17. Jahrhundert umgebaut wurde[1]. Außerdem haben sich vereinzelte von ihren Bauten losgelöste Architektur- und Ausstattungsstücke gerettet, wie ein Türsturz des 11. Jahrhunderts mit phantastischem Tierornament[2], ein dem 12. Jahrhundert zugerechnetes ganz eigenartiges Madonnenbild[3] und die aus zwei aneinanderstoßenden Räumen eines Baues an der Ponceletstraße, wohl der ehemaligen bischöflichen Vogtei, herrührenden beiden bemalten Zimmerdecken aus Eichenholz, von denen Balken und etwa 90 figürliche, meist groteske Bilder aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts erhalten und im Museum verwahrt sind (Abb. 6). Zu nennen ist

ersetzt. Der Turm von St. Martin ist eine neueste Zutat vom Jahre 1887, da der alte Turm mit Rücksicht auf den Bau der Zitadelle (1556 ff.) niedergelegt werden mußte. — Alle diese drei Kirchen lagen ursprünglich, d. h. vor der Stadterweiterung um 1230, also vor ihrem Umbau, außerhalb der Stadtmauer, ebenso auch die romanische St. Georgskirche (der Vorläufer der 1907 abgerissenen Kirche) und andre.

[1] Romanisch (12. Jahrhunderts) sind ein zweiteiliges Fenster der Straßenseite sowie ein zweiteiliges und ein dreiteiliges Fenster der Hinterseite. Dagegen sind die übrigen gekuppelten Fenster der Straßenseite frühgotisch und gehören der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts an. Von anders gestalteten gotischen Fenstern erscheinen noch die Bogensturze über dem Sims der im 17. Jahrhundert gebrochenen Lichtöffnungen der Straßenseite.

[2] Eingemauert am Kloster der Karmeliterinnen am Eingang einer Sackgasse der Trinitarierstraße; Abguß im Museum. Verwandt ist insbesondere ein Türsturz an der Kirche zu Mèy bei Metz.

[3] Im Hof eines Hauses der Gangolfstraße; Abguß im Museum.

schließlich noch die um 1200 erbaute Templerkapelle, ein Achteck mit vorgelegtem Chor, also eine wohl von der Niederlassung der Tempelherren im Heiligen Land hergeleitete Gestalt der Anlage[1].

Während eine lebhafte Baufreudigkeit die erwähnten und andere hehre Bauwerke erstehen ließ, hat sich die Wandlung der bischöflichen Stadt Metz in eine reichsunmittelbare Stadt, eine freie Reichsstadt vollzogen. Die bischöflichen Hoheitsrechte fallen nämlich nach und nach an die Adelsgenossenschaften, die geldkräftigen ‚Paraiges', von welchen vorher die Rede war. Seit etwa 1300 wird der Schöffenmeister von diesen Verbänden der Patrizier aus ihrer Mitte gewählt und nicht lange nachher bestimmten diese auch, statt des Bischofs, zunächst allerdings (bis 1384) unter seinem Vorsitz, die Dreizehn. Die 20 Schöffen suchte nach wie vor der Schöffenmeister sich aus. Unabhängig vom Bischof leitete jetzt der von seinem Schöffenkollegium unterstützte Schöffenmeister im Verein mit den Dreizehn die städtische Verwaltung einschließlich der Rechtsprechung; diese Beamten bildeten vereint den hohen Rat (le grand conseil), dessen zeitweise vom Kaiser bestätigten Erlasse ‚atours' hießen. Sitz der Verwaltung und Gerichtsbarkeit war das 1315—1317 gegenüber dem bischöflichen Palast (Evêché) erbaute Rathaus, ‚Palais' genannt[2].

Der Verlust der bischöflichen Hoheitsrechte wurde besiegelt und vollendet durch Verpfändung des Münzrechtes für Metz an die Stadt und die städtischen Behörden, wozu im Jahre 1383 Bischof Dietrich V. von Boppard sich durch Geldnot veranlaßt sah. Das Pfand wurde nicht wieder eingelöst. So gibt es seit dieser Zeit zu Metz städtisches Geld[3],

[1] Es ist dies das einzige sichere Beispiel einer solchen Templerkapelle auf deutschem Boden.

[2] In diesem Bau wurde im 17. Jahrhundert der damals (1633) geschaffene oberste Provinzial-Gerichtshof ‚Parlement' untergebracht, bis infolge der Umwandlung des Paradeplatzes (1754) das Palais abgerissen und durch einen andern Bau im Stil der Zeit ersetzt wurde. Nach dem Palais führt die Palaststraße ihren Namen (früher Rue derrière le Palais; seit 1816 kurz: Rue du Palais). Der Domplatz ist erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts öffentlicher Platz, vorher war er Vorhof des Bischofspalastes.

[3] Diese städtische Münzprägung dauert unter französischer Herrschaft fort bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. Als Reichsstadt hat Metz geschlagen: Goldmünzen (Florenus), größere, dünne Silbermünzen (grossus, gros, Groschen) und kleine Silberstücke (bugne oder tiercelle = $^1/_3$ grossus) nebst Teilstücken ($^1/_2$ und $^1/_4$) sowie den denier (Denar), außerdem eine kleine Kupfermünze angevine (‚Quartus denarius' = $^1/_4$ Denar). Unter französischer Herrschaft sind seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Gebrauch Floreni, Grossi, Bugnes und der Denarius; außerdem kamen damals auf eine kleine Kupfermünze, liard

und wir haben jetzt bischöfliche, zu Vic[1], wohin der Bischof inzwischen den Sitz seiner weltlichen Herrschaft verlegt hatte, oder zu Marsal geschlagene Münzen von den Münzen der Stadt Metz zu unterscheiden. Ebenso haben wir ein bischöfliches Gebiet von dem Gebiet der Reichsstadt, dem ‚Pays Messin' (Metzer Land) zu trennen, denn zur Stadt Metz gehörte noch ein Bezirk, der an 200 Pfarrdörfer nebst einer Anzahl von Weilern und Höfen umfaßte, umgrenzt von bischöflichem Gebiet (Evêché de Metz), den — seit 1431 vereinigten — Herzogtümern Lothringen und Bar und dem Herzogtum Luxemburg[2].

Da Schöffenmeister, Schöffen und die Dreizehn durch die in den Paraiges vertretenen Geschlechter gewählt und nur aus diesen genommen wurden, so hatten Verfassung und Verwaltung der Reichsstadt Metz, gleich der der sonstigen früheren Bischofs- und nunmehrigen Reichsstädte, ein entschieden aristokratisches Gepräge, wenn

(‚Quarta solidi'), der halbe Groschen (‚semigrossus') und verschiedene stärkere Silbergeldstücke, nämlich der Taler (auch Halb- und Vierteltaler) sowie der Teston welchen 1611 der Franc (= 12 Gros) nebst dem (späteren) Halb- und Viertelfranc ablöst. Vgl. S. 118, Anm. 2.

[1] Zu Vic an der Seille besaßen die Bischöfe von Metz ein festes, von dem genannten Bischof Bertram um 1200 begonnenes und von seinen Nachfolgern ausgebautes Schloß, von welchem noch ein Tor und ein Teil der Ringmauer erhalten sind. Ein in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstandener, von der Gesellschaft für lothringische Geschichte wiederhergestellter reizvoller Bau in Vic führt den Namen der bischöflichen ‚Münze' mit Unrecht. Wohl sind nachweislich zu Vic bischöfliche Geldstücke geschlagen und zwar bereits vor Erbauung jenes Hauses wie auch nachher. Erhalten sind von diesen in Vic geprägten Bischofsmünzen sehr wenige; viel häufiger sind in Marsal geschlagene bischöfliche Geldstücke. Ältere bischöfliche Münzen nennen noch andere Münzstätten, z. B. Epinal. — Zu Vic und Marsal (ebenso in dem zwischen beiden Städten gelegenen Moyenvic) haben, wie in ihrer Residenz Metz selbst, schon die merowingischen Könige Geld geschlagen.

[2] Eine Liste aus dem Jahre 1404 zählt 265 Dörfer, Weiler und Höfe auf, über welche die Stadt Metz damals die Hoheit beansprucht hat. Der Begriff des Pays Messin mit seinem eignen, mündlich überlieferten, seit 1578 durch Aufzeichnung festgelegten und 1613 zuerst gedruckten Gewohnheitsrecht (coutumes de Metz) blieb bestehen bis zur Einrichtung des Moseldepartements (1789/90). Unter dem Namen ‚Lorraine' (Lothringen), der eigentlich nur dem Herzogtum zukam, wurden allerdings schon im 17. Jahrhundert, also bevor das Herzogtum Lothringen-Bar französisch wurde (1766), der Kürze halber auch Metz mit dem Metzer Land, Toul, Verdun, Bistum Metz einbegriffen, doch nicht ohne die Verschiedenheit des Pays Messin und der andern Gebietsteile vom Herzogtum Lothringen hervorzuheben. — Grafschaft Bar wurde 1355 Herzogtum (Bar-le-Duc).

auch ein demokratisches Gegengewicht in den erwähnten 25 Schwurgrafen nicht fehlte. Während jedoch in den andern deutschen Reichsstädten die Handwerker, zu Zünften zusammengeschlossen, fast durchweg die Oberhand über die Geschlechter gewonnen haben, ist dies den Zünften (‚frèries', eigentlich ‚Bruderschaften') zu Metz nicht gelungen, und trotz des erheblichen Rückganges an Zahl und Bedeutung ihrer Mitglieder haben hier die Adelsverbände der Paraiges ihre ererbte oder erworbene Macht bis zum Ende der Reichsstadt behauptet[1].

Die aus den Paraiges hervorgegangenen Behörden waren, wie vorher der Bischof, Vertreter des Kaisers, welcher der eigentliche Herr des reichsstädtischen Gebietes war. Seine Oberhoheit übte der Kaiser unmittelbar aus während einer Anwesenheit in der Reichsstadt. Bei einem solchen Besuch bestätigte er, dem Herkommen gemäß, der Stadt ihre Freiheiten und Vorrechte. Diese Bestätigung wurde später vorsichtiger Weise vor seinem Einzug in die Stadt vom Kaiser erbeten, also ‚was ursprünglich kaiserliche Gnade war, ist allmählich gewissermaßen Bedingung für den Einzug geworden'.

Von den Kaisern, welche ihre Reichsstadt Metz besuchten, hat Karl IV. aus staatsklugen Erwägungen in den Jahren 1354 und 1356 zwei glänzende Reichstage hier abgehalten, um im Grenzland die Achtung vor dem Kaiser und das Vertrauen auf das Reich zu beleben und zu stärken. Auf dem zweiten dieser Metzer Reichstage

[1] Einige Namen von Geschlechtern der Metzer Paraiges mögen hier eine Stelle finden: Baudoche, Dex (d'Esch), Gournay, Heu, Louve, Raigecourt. Die Familie de Heu (Heus) hat diesen Namen nach ihrer Heimat Huy in Belgien, ebenso wohl Dex nach der luxemburgischen Heimat Esch. Erhalten ist noch das Herrenhaus der Heus in der Brunnenstraße zu Metz (jetzt Magazin). Von dem 1486 erbauten Herrensitz der Baudoche ‚le Passetemps' (Zeitvertreib), am Moselarm nahe St. Vincenz, ist nur noch ein Erker vorhanden. Auch der alte Bau gegenüber St. Martin gehörte den Baudoche, von denen ihn die Benediktiner von St. Symphorian in den 1560er Jahren ankauften. Das genannte Hôtel St. Livier war abwechselnd im Besitz der Raigecourt, Gournay u. a. An das Geschlecht Louve erinnert das Hochkreuz an der Busendorfer Landstraße, 6 km von Metz, das einzigerhaltene von den fünf Kreuzen, welche Nicol. Louve im Jahre 1445 im Umkreis der Bannmeile von Metz hatte errichten lassen; auch sind Steininschriften erhalten (in der Sammlung des Museums im Deutschen Tor), durch welche Angehörige des Geschlechtes der Louve ihr alleiniges Besitzrecht an einer Mauer beurkundet haben. Kapellen, die Angehörige dieser Patrizierfamilien gestiftet haben und Grabschriften von solchen sind erhalten in St. Martin, St. Maximin, St. Eucharius. Philippe Dex war städtischer Bauleiter bei Verstärkungen am Deutschen Tor um 1529.

wurde das unter dem Namen der ‚Goldenen Bulle' berühmte Reichsgrundgesetz, welches die Wahl des deutschen Königs durch die Kurfürsten regelte, ergänzt und feierlich verkündet. Auch Karls IV. Sohn, Kaiser Wenzel, hat im Jahre 1384 von seinem Luxemburger Land aus Metz besucht. Später weilte Kaiser Friedrich III. mit seinem Sohn Maximilian im Jahre 1473 zu Metz, dann Maximilian im Jahre 1492 und als Kaiser im Jahre 1498, schließlich Kaiser Karl V. dreimal in den Jahren 1541, 1544 und 1546, also zum letztenmal sechs Jahre vor dem Verlust der Stadt. Diese kaiserlichen Besuche und die damit verbundenen Festlichkeiten und Förmlichkeiten und Geschenke waren für die Stadt recht kostspielig; was indessen im 14. und im 15. Jahrhundert der reichen Stadt noch aufzubringen leicht gefallen war, wurde ihr im 16. Jahrhundert sauer, da durch Verheerungen, Kriegssteuern, Mißwachs, Seuchen und anderes Unglück der einstige Wohlstand zurückgegangen war. Das Band zwischen Kaiser und Reichsstadt hatte sich aber, trotz der kaiserlichen Besuche, mehr und mehr gelockert, denn die Kaiser standen der Stadt, wenn es zu leisten und nicht zu fordern galt, teilnahmlos gegenüber und griffen nicht ein, wenn diese durch Feindseligkeiten von Reichsfürsten oder des französischen Königs bedroht und geschädigt war. Doch hat die Stadt die oft sehr gefährlichen Angriffe, allerdings unter großen Opfern, aus eigener Kraft bezwungen.

Seit dem 14. Jahrhundert war Metz mit seinem Gebiet häufig von Kriegsnöten heimgesucht. Erb- und Erzfeinde der Stadt waren die Herzöge von Lothringen, welche bald mit Gewalt, bald mit List sich in den Besitz der reichen und vielbeneideten Stadt zu setzen suchten. In den Jahren 1323—1326 bekriegte der lothringische Herzog die Stadt im Bunde mit dem Herzog Johann von Luxemburg (König von Böhmen), dessen Oheim Erzbischof Balduin von Trier, sowie dem Grafen von Bar. Dieser nach der Zahl der (teilweise bei den Metzer Bürgern verschuldeten) Angreifer benannte ‚Vierherrenkrieg' endigte mit dem ‚Heringsfrieden', der also heißt, weil von den Metzern gespendete Heringe die Friedensabmachungen beschleunigt haben. Dann hatte das Metzer Land mit den Nachbarländern im selben Jahrhundert mehrfach schwer zu leiden durch Plünderungszüge entlassener Söldner, welche das Volk, wie auch ähnliche Banden im folgenden Jahrhundert, als ‚écorcheurs', d. h. ‚Schinder' bezeichnete. Mit dem ‚Äpfelkrieg' [1] des Jahres 1426 be-

[1] Eine Lehnsstreitigkeit, nämlich Verweigerung der für einen Korb Äpfel

gann eine Reihe fortgesetzter schwerer Angriffe der Lothringer. Besonders gefahrdrohend war der Angriff des Jahres 1444, da dem Herzog von Lothringen der französische König als Bundesgenosse zur Seite stand. Damals sahen sich die Metzer gezwungen, zur wirksamen Abwehr einer Belagerung einen Teil ihrer Vorstädte zu zerstören[1]. Die Stadt widerstand zwar dem Angriff, aber ihr Gebiet wurde gründlich verwüstet, und der Friede mußte mit schweren Geldopfern erkauft werden. Dann hat im Jahre 1473 der Herzog Nicolas von Lothringen zur List gegriffen und durch Überrumpelung sich der Stadt zu bemächtigen versucht; des Bäckers Harelle Verdienst ist es, das Vorhaben im letzten Augenblick vereitelt zu haben, als bereits Feinde durch die Porte Serpenoise in die Stadt gedrungen waren. Auch spätere Versuche der Herzöge von Lothringen, durch Gewalt oder Verrat und Überfall in den Besitz der Stadt zu kommen, sind fehlgeschlagen.

In allen diesen Kämpfen stand das Metzer Landgebiet den Feinden offen und hatte meist schwer zu leiden, wenn auch Stützpunkte und Zufluchtstätten in Gestalt von Wasserburgen und festen Häusern (maisons fortes) oder befestigten Kirchen[2] nicht fehlten. Dagegen war ja die Stadt wenigstens gegen offenen Angriff gesichert durch ihre Umwehrung mit Ringmauer, Türmen, befestigten Toren und vorgelegtem, teilweise nassem Festungsgraben. Die Türme führten vielfach die Namen nach Gewerken, welche diese zu unterhalten, im Kriegsfall zu besetzen und zu verteidigen hatten[3]. Die Fürsorge für die gesamte Befestigung lag aber einer aus sieben Männern zusammengesetzten Behörde, den Sept des murs ob, welche dem obersten Kriegsrat, den ‚Sieben vom Kriege' (les Sept de la guerre) zur Unterstützung beigegeben war. Zu den Aufgaben dieses Kriegsrates gehörte auch

vom lothringischen Herzog dem Abt von St. Martin bei Metz abverlangten Steuer hat diesen Krieg veranlaßt. — Über Steuern der Reichsstadt Metz vgl. S. 138.

[1] Die zerstörten Bauten sind großenteils nachher wieder erstanden. Doch wurde die Benediktinerabtei St. Symphorian an ihrem alten Platz nicht wieder aufgebaut, sondern nach dem Innern der Stadt verlegt (Gelände der jetzigen Esplanade), bis auch hier die Gebäude der Abtei nebst ihrer prächtigen, in den Jahren 1481 ff. gebauten Kirche infolge der Anlage der Zitadelle um 1560 niedergelegt werden mußten.

[2] Festungskirchen finden sich in der Umgebung von Metz zu Chazelles, Lessy, Plappeville, Saulny, Norroy-le-Veneur, Mey, Arry.

[3] So Tour des barbiers, Tour des bouchiers (— bouchers), T. des charpentiers, des pescheurs, des tonneliers, des vignerons usw., d. i. Turm der Bartscherer, Metzger, Zimmerer, Fischer, Küfer, Winzer usw.

die Sorge für die festen Schlösser im Lande wie für das Geschützwesen und die Leitung der verfügbaren Truppenmacht. Letztere zerfiel in eine stehende Abteilung von kriegsgeübten Söldnern (soldoyeurs) und die nur in Kriegszeiten aufgebotene Bürgermiliz. Die den Paraiges angehörigen Herren leisteten den Kriegsdienst als Ritter und rüsteten auf ihre Kosten berittene Knappen aus. Die übrigen Bürger, nach Gewerken gegliedert, dienten, gleich den zum Waffendienst in die Stadt berufenen Landbewohnern, zu Fuß. Aus Metzer Bürgern setzten sich aber auch zwei ständige und besoldete Abteilungen

Abb. 9. Das Deutsche Tor zu Metz.

zusammen, nämlich die Armbrustschützen (les arbalétriers) und die Bedienungsmannschaften der Feldschlangen (les couleuvriniers). Die groben Geschütze wurden von den maîtres des bombardes besorgt. Neben diesen Streitkräften bedienten sich auch die Metzer, der Sitte der Zeit gehorchend, in Kriegsgefahr in großem Umfang der Landsknechte, welche gegen entsprechende Bezahlung jedem Herrn zu Willen waren.

Von der Befestigung der Reichsstadt Metz ist außer dem Camoufle-Turm (Tour Commoffle), der als einsamer Rest inmitten der Wallbefestigung im 18. Jahrhundert stehen gelassen ist, und außer

Resten am Moselarm nebst einem Brückenkopf an der Mittelbrücke[1] die Befestigung auf der Ostseite noch teilweise erhalten, mit ihr das Deutsche Tor (Abb. 9).

Wenn man absieht von der Herstellung des Tores im Jahre 1859/60, durch welche die Oberteile der vier Türme ergänzt sind, und wenn man abrechnet den im Jahre 1892, gelegentlich des Durchbruchs einer zweiten Straße neben dem Torbau, vorgelegten Zinnenbau auf der Stadtseite, sind zwei Hauptabschnitte in der Baugeschichte der Torburg zu unterscheiden. Das stadtseitige Tor ist, wie schon bemerkt, mit der um 1230 vorgeschobenen Ringmauer entstanden. Dieses Tor hieß bereits ‚Porte des Allemands', d. h. Deutschherren-Tor, nach der nahen Niederlassung des Deutschen Ordens. Mehr als 200 Jahre später, also zur Zeit, da Metz Reichsstadt war, hat das Tor eine wesentliche Verstärkung erfahren. Denn in den Jahren 1445 ff. wurde auf der Landseite ein starkes Außentor mit spitzwinklig vorspringendem Zinnenbau zwischen zwei Türmen vorgeschoben und mit dem rückwärtigen Torbau durch einen von Bogengängen eingefaßten Hof verbunden. Um 1529 geschaffene Verstärkungen stehen in Verbindung mit der Anlage einer fausse-braye, d. h. einer niedrigern Brustwehr, welche hier vor den Hauptwall zur Erschwerung einer Bresche gelegt wurde[2]. Zu dieser fausse-braye gehört auch der kleine Grabenturm in der Nähe des Deutschen Tores, der durch seine erheiternden derben Steinbilder in der Geschichte des Grotesken eine Rolle spielt.

Außer den eben hervorgehobenen Befestigungswerken sind trotz der Zerstörungen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und trotz der einschneidenden Umwandlungen des 18. Jahrhunderts nicht bloß Kirchen, sondern auch noch manche Wohn- und Warenhäuser aus reichsstädtischer Zeit, also aus dem 14., 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erhalten[3], freilich vielfach durch Umbauten

[1] Die heutige Mittelbrücke hieß im Mittelalter Totenbrücke, nachdem im J. 1223 der Metzer Bischof verfügt hatte, daß als Beitrag zu den Kosten des Umbaues der früheren Holzbrücke in Stein aus dem Nachlaß jedes zu Metz Verstorbenen das beste Gewand durch den Pfarrer des betreffenden Pfarrbezirkes eingezogen werden solle. Später wurde der Name auf die in der Verlängerung liegende große Moselbrücke übertragen.

[2] Ungefähr um dieselbe Zeit war auch die Porte Serpenoise durch Vorwerke verstärkt worden (1503–1512), ähnlich wie Mazellentor.

[3] Genannt seien beispielsweise das Haus in der Spießstraße (14. Jahrh.), Haus Heu in der Brunnenstraße (14. Jahrh.), Haus in der Bankstraße (Ausgang des 15. Jahrh.), Heiligkreuzstraße (13.—15. Jahrh.), Heiligkreuzplatz (14. Jahrh.).

entstellt. Andere solcher Bauten, die bei den angegebenen Anlässen oder in neuerer Zeit abgerissen wurden, sind uns wenigstens durch Abbildungen bekannt. Jene reichsstädtischen Bauten waren nicht so schmucklos und nüchtern, wie sich heute die Häuser der Metzer Altstadt vielfach den Augen darbieten. Stattliche Giebel waren allerdings den Häusern der Reichsstadt Metz fremd. Dafür trugen sie einen Zinnenkranz, wenn sie nicht einfach wagerecht oben abschlossen. Fenster- und Türöffnungen waren mit Kleeblattbogen gekrönt, die Fenster vielfach gekuppelt und ihr Sturz oft mit Maßwerk ausgefüllt, wozu später Wappenschilder und anderer Bilderschmuck kamen. In Saal und Küche aber nahm einen hervorragenden Platz ein der Herd, dessen mit Zinnen oder Maßwerkbrüstung gekrönter und mit Wappen und andern Bildern verzierter Steinmantel ein architektonisches Kunstwerk im Kleinen darstellte[1].

Die Straßen, an welche diese mit Vorhof oder Binnenhof ausgestatteten Häuser anstießen, waren eng. Doch fehlte es der Reichsstadt nicht an freien, öffentlichen Plätzen. Der größte öffentliche Platz war der am linken Ufer der (alten) Seille gelegene Champ à Seille (Saalfeld), welcher an 10000 Menschen fassen konnte. Er war ringsum von spitzbogigen Lauben (Arkaden) umrahmt[2]. Auch der Vorläufer des jetzigen Paradeplatzes hatte solche Bogengänge. Erhalten sind sie noch heute auf der einen Seite des Ludwigsplatzes, der damals nach den hier aufgerichteten Ständen der Geldwechsler, den mittelalterlichen Banken benannt war[3]. Doch sind die ursprünglichen

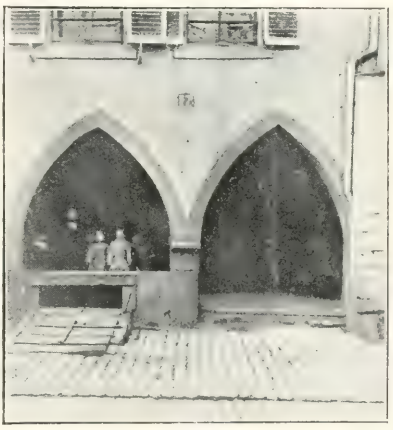


Abb. 10. Alte Bogen am Ludwigsplatz zu Metz.

[1] Ein prächtiges Stück des 16. Jahrh. nebst Resten von anderen Kaminen im Museum der Stadt Metz.

[2] Dies ersehen wir insbesondere aus Abbildungen der ersten Jahrzehnte des 17. Jahrh. Einige Bogen waren in den 1870er Jahren noch vorhanden, sind aber inzwischen verschwunden.

[3] Die Bezeichnung St. Ludwigsplatz kam auf mit dem Anfang des 18. Jahrh. Vorher hieß der Platz: Place de Change. In den Bannrollen des 13. Jahrh.

alten Spitzbogen nur noch an wenigen Stellen der Lauben des Ludwigsplatzes erhalten (vgl. Abb. 10), da die früher schmalen Bogenöffnungen meist zu langgestreckten Rundbögen, teilweise gewaltsam und unschön, im 17. oder 18. Jahrhundert erweitert sind. Unter und vor diesen Lauben spielte sich ein reges geschäftliches, auch öffentliches Leben der Reichsstadt ab. Glänzende, farbenprächtige Festlichkeiten hat aber insbesondere der Fest- und Turnierplatz der Reichsstadt, der Champ à Seille gesehen, so im Jahre 1356 gelegentlich des von Kaiser Karl IV. in Metz abgehaltenen Reichstages.

Die Bauten, welche in der Reichsstadt Metz in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts entstanden sind, lehnen sich mit ihrem gotischen Aufriß an die ältere Metzer Bauweise an[1], doch macht sich der Einfluß der Renaissance geltend in der Zugabe von Bildwerk, wie z. B. den Brustbildern von Männern und Frauen über den Fenstern eines Hinterhauses der Goldschmiedstraße aus dem Jahre 1529. Die in diesen und andern[2] Werken betätigte Kunstrichtung der Renaissance war ein Ergebnis der geistigen Bewegung, welche seit dem 15. Jahrhundert das ganze gebildete Europa ergriffen hatte. Auch in ihren sonstigen Nachwirkungen ist diese Bewegung nicht spurlos an Metz vorübergegangen: der Buchdruck mit beweglichen Typen ist auch zu Metz seit dem 15. Jahrhundert ausgeübt worden[3], die gelehrte Richtung des Humanismus ist auch hier wirksam gewesen[4], und die Reformation hat, wie in allen Reichsstädten, so auch zu Metz starken Anhang gefunden.

heißt es im J. 1227: au(x) Change(s) mit Zusatz des benachbarten damaligen Stadttors (Porte Saillis) oder der an den Platz stoßenden Kirche St. Simplicius; seit 1245 wird zwischen alten und neuen Wechslerbänken unterschieden. Der alte Name ist beibehalten in der in den Platz einmündenden Wechslerstraße.

[1] So der städtische Speicher, ein Zinnenbau in der Geisbergstraße vom J. 1536, auch das Portal des Hospitals St. Nicolas vom J. 1514.

[2] Erwähnt waren bereits u. a. die Glasmalereien von Valentin Busch in der Kathedrale (um 1521), die Orgelbühne in der Kathedrale (1547); außerdem sind zu nennen z. B. geschnitzte Holztüren.

[3] Der älteste (datierte) Metzer Druck entstammt dem J. 1482: ihm folgen Drucke aus den Jahren 1498, 1511, 1514, 1516. Im J. 1539 ist zu Metz ein Büchlein gedruckt, welches die damals nach dem Beschluß der städtischen Behörden als Zahlung anzunehmenden Gold- und Silbermünzen mit ihren Abbildungen und Werten zusammenstellt. Da unter diesen Geldstücken alle damaligen Kulturstaaten vertreten sind, so legt der Druck Zeugnis ab für den lebhaften Handelsverkehr, den Metz noch zu jener Zeit gepflegt hat.

[4] Genannt sei der Arzt und Hellenist Anucius Foës(ius), dessen Renaissance-Büste sich gerettet hat (Museum). Beachtenswerte Äußerungen des Humanismus

Der Reichsstadt macht das Jahr 1552 ein Ende. Am 10. April 1552 hat Montmorency mit französischen Truppen Metz besetzt, und am 18. April 1552 hielt der König von Frankreich, Heinrich II., seinen Einzug in die Stadt. Die Besitznahme erfolgte auf Grund einer Abmachung des französischen Königs mit protestantischen Reichsfürsten, die mit Kaiser Karl V. verfeindet waren. Diese Übereinkunft besagte: beide Teile hätten es für gut erachtet, daß der König von Frankreich die Städte, welche von alters her zum Reiche gehörten und nicht deutscher Zunge seien, wie Cambrai, Toul, Metz, Verdun und andre ähnliche, ohne Verzug einnehme[1] und sie innehabe und behalte als vicarius (Stellvertreter) des Heiligen (römisch-deutschen) Reiches, zu welchem Titel die unterzeichneten deutschen Fürsten den König zu befördern geneigt seien, doch vorbehaltlich der Rechte, welche das Heilige Reich auf die genannten Städte habe, usw. Trotz dieses Abkommens wären jedoch die Franzosen nicht so leicht Herren der Stadt geworden, wenn sie nicht Helfer und Gesinnungsgenossen in Metz gehabt hätten[2]. Jedenfalls bedeutete die Besetzung durch die Franzosen das Ende der freien Reichsstadt oder der ‚Metzer Republik' (République Messine), wie die Metzer das einstmalige staatsrechtliche Verhältnis ihrer Stadt so gerne später bezeichnet haben.

Wohl war der französische König eingezogen als ‚Vertreter des Heiligen Reiches und Beschützer der Stadt', in Wirklichkeit jedoch beanspruchte er unumschränkte Hoheitsrechte, was dann im Jahre 1585 unter Heinrich III. in dem Titel ‚protecteur et souverain seigneur' (Beschützer und unumschränkter Herr) seinen Ausdruck gefunden hat. Und wenn der französische Besitz auch erst infolge des Dreißigjährigen Krieges anerkannt und durch den Frieden von Münster in Westfalen

in Metz liegen dann noch vor aus der 2. Hälfte des 16. Jahrh., als die Stadt im französischen Besitz war; seine Vertreter waren damals Eingewanderte.

[1] So (‚inneme') lautet der Ausdruck in der deutschen Ausfertigung; in der französischen heißt es: ‚s'impatronisât', d. h. sich zum Herrn und Meister mache.

[2] Vor allem werden die reformierte Paraigen-Familie de Heu und der damalige Bischof von Metz (1551—1555) Kardinal Robert de Lenoncourt beschuldigt, die Stadt den Franzosen in die Hände gespielt zu haben; ihre ehrgeizigen Absichten wurden jedoch betrogen. — Die ganzen Vorgänge werden gewöhnlich als ‚Verrat' verurteilt; doch ist von berufener Seite gegen diese Auffassung Widerspruch erhoben und darauf hingewiesen worden, daß die Absichten der Reichsfürsten gegen die burgundischen Sondergelüste Karls V. gerichtet gewesen seien. Es ist schwer, in einem solchen Streit der Meinungen Partei zu ergreifen, denn in der Politik ist, mit Fritz Reuter gesprochen, dem einen seine Eule, was dem andern seine Nachtigall.

im Jahre 1648 rechtskräftig geworden ist, so war doch tatsächlich mit dem Einrücken der Franzosen im April 1552 Metz eine französische Stadt.

Doch vorher mußte der Besitz der Stadt gegen den übermächtigen Angriff des Kaisers Karl V. behauptet werden. Die Verteidigung hatte Herzog Franz Guise, von König Heinrich II. zum Befehlshaber der Stadt ernannt, ebenso geschickt und tatkräftig wie rücksichtslos vorbereitet. Um dem Belagerer jeden Stützpunkt und jede Unterkunft in der Nähe der Stadt zu nehmen, wurde auf seinen Befehl die ganze Umgebung in eine Wüstenei verwandelt: die um Metz herum gelegenen Vororte, Abteien, Kirchen, Kapellen, Schlösser und Höfe wurden niedergelegt. Infolge dieser Maßnahmen verschwanden damals die Ortschaften und Niederlassungen, welche das Vorgelände zwischen dem Deutschen Tor und der Seille-Mündung füllten: Hospital und Kirche der Deutschordensritter, Pfarrdorf St. Julien, welches damals nordöstlich vom Deutschen Tor auf dem Hang und der Höhe des Bergrückens Desiremont gelegen war[1], Vorort Storey auf dem nördlichen Teil der Höhe Desiremont und im Tale Chaponrue, d. h. Kapaunenstraße (also nach der Zucht der ‚Metzer Hühner' benannt), dann in der Richtung der Seillemündung Stintefontenne (‚Versiegte Quelle') und Parnemaille (‚Sparpfennig', weil durch Übernachten im Wirtshaus dieses kleinen Vorortes die nächtliche Stadttorgebühr erspart wurde). Im Süden der Stadt fielen den Vorbereitungen zur Verteidigung z. B. zum Opfer Montigny mit seinem festen Schloß, die Benediktinerabtei St. Clemens mit der umliegenden Ortschaft, dem ausgedehntesten der südlichen Vororte von Metz, wie auch die altberühmte Benediktinerabtei St. Arnulf. In feierlicher Prozession, an welcher Guise selbst mit seinem Stabe sich beteiligte, wurden die Reliquien dieser Abteikirche und die Särge der Karolinger, die hier beigesetzt gewesen waren, nach der Kirche der Dominikaner (der heutigen, aber verkürzten Turnhalle der Kriegsschule) verbracht,

[1] Der Höhenrücken Desiremont, d. h. Desiderius-Berg, ist seit den Jahren 1731 ff. mit einem Festungswerk, dem Fort Bellecroix, jetzt Steinmetz bekrönt. Seinen Namen trug er von einer dem heiligen Desiderius geweihten Wallfahrtskapelle, bei welcher eine Kreuzigungsgruppe (Christus zwischen den beiden Schächern) errichtet war. Von dieser Gruppe hieß die Höhe auch Bellecroix (Schönes Kreuz). Das Dorf St. Julien ist nach 1552 an anderer Stelle, weiter nordwärts, wieder erstanden, um durch die Anlage des Forts Bellecroix abermals vernichtet zu werden und in größerer Entfernung von der Festung an seinem heutigen Platz sich zum drittenmal zu erheben.

und hier, auf dem Gelände und in den Gebäuden des jetzigen Allgemeinen Militärkasinos mit Divisionskommando und Kriegsschule, war von nun ab bis zur Revolution das Heim der Benediktiner von St. Arnulf. Jenseits der Mosel wurde z. B. die Benediktinerabtei St. Martin mit dem um diese erwachsenen und nach ihr benannten Ort (Ban St. Martin) von Guise zerstört.

Weiter hat Guise die Niederlegung eines ganzen inneren Stadtteiles angeordnet. Dieser Stadtteil, der den Raum von der jetzigen Pairhansstraße bis zur Seille ausfüllte und geschützt war durch die noch großenteils erhaltene Stadtmauer (das Barbara-Tor vermittelte den Zugang), war beherrscht von der Höhe Desiremont. Da hier die schwächste Seite der damaligen Stadtbefestigung war, legte Guise mit den Trümmern des abgetragenen Stadtviertels (auf dem Gelände der jetzigen verbreiterten Pairhansstraße) eine zweite, rückwärtige Befestigung an, die nach ihm Retranchement Guise genannt wurde, aber erst später (seit 1570) endgültig ausgebaut werden konnte[1].

Zahlreiche Gebäulichkeiten mußten auch fallen, weil Guise hinter der Stadtmauer eine 50—70 Schritt breite Straße schuf, die einmal gestattete, möglichst rasch Truppen an bedrohte Stellen der Befestigung zu werfen, anderseits Raum bot für rückwärtige Befestigungsabschnitte, die er hinter etwaigen Breschen anzulegen plante. An dem Ringweg wurden auch die zur Ausfüllung von Breschen und zum Aufbau der Hinterwerke nötigen Vorräte (Faschinen, Schanzkörbe, Balken, Pfähle und sonstiges Holzwerk, Sandsäcke usw.) aufgestapelt.

Plattformen zur Aufstellung von Kanonen wurden dadurch geschaffen, daß günstig gelegene Kirchen[2] abgedeckt und auf ihren Gewölben gedeckte Geschützstellungen hergerichtet wurden.

Die zahlreichen Menschen, welche durch die Zerstörungen obdachlos geworden waren, brachte Guise in der Stadt vorläufig unter, solange er ihrer zu den von ihm befohlenen Verstärkungs- und Niederlegungsarbeiten bedurfte. Als aber das Heer Karls V. heranrückte, jagte er diese Leute größtenteils unbarmherzig hinaus und behielt in der

[1] Beim Abbruch dieser rückwärtigen Befestigung zu Anfang unseres Jahrhunderts fanden sich Architekturstücke, Grabplatten und andere Reste, die als Baumaterial verwertet gewesen waren und meist den beiden Kirchen des abgetragenen Stadtteils entstammen müssen. Eine auf den Ausbau bezügliche Inschrift aus dem Steinwall der Befestigung nennt das Jahr 1570 als Beginn der Arbeiten. (Sammlung im Deutschen Tor.)

[2] St. Martin, St. Segolena, die ehemalige Kirche der Großkarmeliter am Ausgang der Marchantstraße, die neue Kirche St. Symphorian (S. 104, 1), u. a.

Stadt an Bürgern nur zurück, was unentbehrlich und insbesondere zum Schanzen und ähnlichen Arbeiten geeignet war.

Endlich erschien das kaiserliche, dem Oberbefehl des Herzogs Alba unterstellte Heer, das sich aus deutschen, spanischen und italienischen Truppenteilen zusammensetzte, am 19. Oktober 1552 in nächster Nähe der Stadt bei dem damaligen St. Julien auf der Höhe Desiremont[1]. Wie Guise richtig vorausgesehen hatte, erfolgte auch von hier der erste förmliche Angriff auf die Stadtbefestigung. Da jedoch der Angriff wegen der von Guise getroffenen Maßregeln auf dieser Stadtseite aussichtslos erschien, wurde die Stellung anfangs November verlassen und der Angriff auf die Südseite der Festung gerichtet. Nachdem ein Versuch, den Befestigungsabschnitt zwischen St. Theobaldstor und Porte Serpenoise zu bezwingen, gegen Erwarten der Verteidiger aufgegeben war, richteten sich die Anstrengungen des Herzogs Alba gegen die von der Porte Serpenoise nach dem Moselarm hinziehende Mauer. Inzwischen war Markgraf von Brandenburg-Kulmbach, der bisher planlos und plündernd herumgezogen war, zu den Kaiserlichen gestoßen und lagerte auf dem linken Moselufer. Am 20. November langte Kaiser Karl V., der, gichtkrank, sein Heer auf dem Anmarsch hatte verlassen müssen, von Diedenhofen her wieder bei den Truppen an und fand in dem auf Anordnung von Guise, doch nur teilweise zerstörten Schloß La Horgne-au-Sablon im Süden von Metz notdürftig Unterkunft; in den ersten Tagen hatte er sich mit einem kleinen, vom Brand verschonten Raum der von Guise zerstörten Abtei St. Clemens begnügen müssen, wo Albas Quartier aufgeschlagen war.

Der kaiserlichen Artillerie gelang es, in die Befestigungsanlagen westlich der Porte Serpenoise mehrere, teilweise zusammenhängende Breschen zu legen. Aber Guise begegnete dem drohenden Sturm durch einen unterdessen rückwärts aufgeführten hohen Wall, und zum großen Verdruß des Kaisers wagte der bedächtige Alba den Sturm nicht. Zu diesen Mißerfolgen hatte sich im Dezember eine Seuche gesellt und zwang die Belagerung aufzugeben; mit Anfang Januar 1553 zogen der Kaiser und sein Heer ab[2].

[1] Das starke Heer war über Zweibrücken-Bolchen herangerückt: doch wurde der Belagerungspark zu Schiff moselaufwärts über Diedenhofen geschafft.

[2] Über diese denkwürdige Belagerung besitzen wir insbesondere zwei im Jahre 1553 gedruckte Berichte von Männern, die selbst an der Verteidigung teilgenommen haben. Der eine Bericht hat den französischen Edelherrn Bertrand de Salignac zum Verfasser, der andre einen Italiener (vielleicht den hervorragenden

Durch die glänzende Verteidigung der Stadt, welche Guise mit geringer Truppenzahl gegen eine zehnfache Übermacht (8000 gegen 80000 Mann) durchgeführt hatte, war der Besitz von Metz Frankreich gesichert und blieb es bis zum Jahre 1870. Allerdings war die nunmehr französische Stadt infolge der durchgreifenden, aber zweckdienlichen Maßregeln ihres Verteidigers schrecklich verstümmelt. Eine weitere starke Verstümmelung folgte durch die in den Jahren 1556 bis 1562 ausgeführte Anlage einer Zitadelle[1]. Diesem Bollwerk fiel ein weiterer ausgedehnter Stadtteil zum Opfer, der sich auf dem heutigen Gelände der Esplanade mit Kaiser Wilhelmplatz, Zitadelle, Kaiser Wilhelmkaserne bis über die Römer-Allee hinaus ausbreitete; mit ihm verschwand auch die Porte Serpenoise, der seit 1200 Jahren bestehende wichtige und verkehrreiche südliche Zugang

Ingenieur des Herzogs Guise, Ritter Strozzi). Beide Berichte sind mit Plänen ausgestattet, die für uns zugleich die ersten Stadtbilder von Metz darstellen, weil die Stadtverwaltung von Metz die Bitte des Verfassers einer Kosmographie, Sebastian Münster, um 1548—1549, leider unerhört gelassen hatte. Da jedoch die beiden Pläne der Belagerung von 1552 das Innere der Stadt wenig oder kaum berücksichtigen, gehören die ältesten wahrhaftigen Bilder von Metz erst der Zeit um 1570 an, also der Zeit, wo die Stadt mehrfache Verstümmelungen erfahren hatte.

[1] Den Bau der Zitadelle hat der damalige gestrenge Kgl. Statthalter, Marschall Vieilleville, angeregt, dessen Denkwürdigkeiten von Schiller nach den im Familienschloß des Marschalls (Durestal) vorgefundenen Mémoires seines Geheimschreibers in den ‚Horen' 1797 veröffentlicht sind (Schillers Werke, 11. Band). Die Zitadelle war auch gegen die Stadt und etwaige Feindseligkeiten der Einwohner gerichtet, denn vorher war u. a. im J. 1555 die Verschwörung von Franziskanern (Frères Baudes oder Observanten) durch Vieilleville unterdrückt worden, welche Metz den Franzosen wieder entreißen sollte. Die eigentliche Zitadelle bestand aus einem Steinwall und vier an den Ecken vorspringenden mächtigen Basteien, von welchen eine, nach dem zweiten Namen der Porte Serpenoise (Porte Champenoise) „Bastion Champenoise" genannt, an der Stelle dieses Tores und seiner Umgebung lag, eine zweite, „Bastion royal" (Königsbastei), auf dem jetzigen Kaiser Wilhelmplatz sich ausdehnte, der bis 1870 den Namen ‚Place royale' (Königsplatz) führte, eine dritte, nach der benachbarten bisherigen Abtei „Bastion St. Pierre" (St. Peter-Bastei) geheißen, einen Teil der heutigen Esplanade überdeckte. Steinwälle und Basteien waren durch einen Wassergraben und ein vor diesem sich ausbreitendes sturmfreies Gelände, eine sogenannte ‚Esplanade' gesichert, von welcher der Name im 19. Jahrh. auf die herrlichen Gartenanlagen, den Stolz der Metzer, übergegangen ist. Die heutige Römerstraße mündete damals auf den Wassergraben vor der Bastion royal, da ihre nach der Porte Serpenoise führende Fortsetzung mit diesem Tor unterdrückt war: die heutige Römerallee gehörte mit den nach der Bischofsstraße zu gelegenen Gärten damals zur ‚Esplanade', d. h. dem sturmfreien Vorland der Zitadelle.

zur Stadt, welcher erst 300 Jahre später (1851/52) wieder eröffnet wurde[1]. Nur Baulichkeiten, die in den inneren Bering der Zitadelle hineinfielen, blieben erhalten, wurden aber ihrer bisherigen Bestimmung entzogen und militärischen Zwecken dienstbar gemacht[2]. Anderseits wurden infolge des Baues der Zitadelle auch außerhalb ihres Bereiches und des zugehörigen Geländes gelegene Kirchen in Mitleidenschaft gezogen und verstümmelt oder gar völlig niedergerissen, damit sie im Ernstfalle jener nicht gefährlich werden sollten[3]. Für die Festung Metz bedeuteten jedoch alle diese Verstümmelungen der bürgerlichen Stadt eine erhebliche Verstärkung.

[1] Die Wiedereröffnung war bedingt durch die seit 1850 eröffneten ersten Eisenbahnverbindungen für Metz; auf den neuen Tordurchgang wurde der alte Name der Porte Serpenoise übertragen, der gewöhnlich von der gallisch-römischen Ansiedlung Scarponna bei Dieulouard hergeleitet wird (Porta Scarponnensis, woher sich die im Mittelalter auch übliche Schreibung Porte Sarpenoise erklärt). — Solange die Zitadelle bestand, war das St. Theobaldstor der einzige Ein- und Ausgang der Stadt zwischen Mosel und Seille. Seit Aufgabe der Zitadelle (1802) hatte man sich bis 1851/52 mit dem (infolge der Stadterweiterung verschwundenen) ‚Zitadellentor' als zweitem Zugang zur Stadt begnügt. — Von der 1851/52 geschaffenen neuen Toranlage war das Außentor bereits 1892 aus Verkehrsrücksichten abgebrochen. Infolge der Niederlegung der Stadtbefestigung wurde in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts das stadtseitige Walltor erheblich verkürzt und das erhaltene Stück mit Hilfe von vier, den vorspringenden Ecken der niedergelegten Stadtumwallung entstammenden steinernen Schilderhäusern und von neuen Zutaten zu einer Festung im Kleinen ausstaffiert, um als Wahrzeichen der einstmaligen Stadtgrenze zu dienen.

[2] Heute sind von diesen alten Bauten noch erhalten die Kirche St. Peter und die Templerkapelle; infolge der mit der jüngsten Stadterweiterung verbundenen Einebnung des Vorgeländes vor dem Neubau des Generalkommandos sind verschwunden der sogenannte Kapitelsaal der Templer und die letzten Reste des Frauenklosters St. Marie, deren Kirche noch bis zum Jahre 1861 erhalten geblieben war, dann aber größtenteils niedergerissen wurde. Eine Pfarrkirche war inmitten der Zitadelle bis in die Revolutionszeit hinein stehen geblieben. Infolge der Erbauung der Zitadelle wurden indessen z. B. abgetragen zwei weitere Pfarrkirchen und, wie bereits erwähnt, die Abtei St. Symphorian, welche seit 1444/1449 nach der Stadt verlegt war. — Mit der Zitadelle wurde für deren selbständige Verteidigung innerhalb ihrer Umwallung errichtet ein großes, noch heute seiner Bestimmung dienendes Proviant-Magazin. Die nach der Esplanade zu gelegenen Magazine (Zeughaus II) sind erst in den 1860er Jahren, die Kaiser Wilhelmkaserne um 1841 f. erbaut.

[3] Der alte Turm der nahen St. Martinskirche wurde damals abgetragen (er ist erst 1887 erneuert); dann wurde die hochragende Erlöserkirche eines Stiftes St. Sauveur (zwischen Jakobsplatz und Klein-Pariserstraße) 1565 niedergerissen und die daneben gelegene Pfarrkirche St. Jacques (St. Jakob) 1574 arg verkürzt, nachdem die Pfarrei bereits früher aufgelöst war.

Mit der Verkürzung der bürgerlichen Stadt ging ein beträchtlicher Rückgang ihrer Bevölkerungsziffer Hand in Hand: vor 1552 hatte man (einschließlich der Vorstädte) 60000 Einwohner gezählt, 50 Jahre später zählte man deren nur 20000, wovon noch die Hälfte aus Frankreich zugewandert war, und die Bürger, welche jetzt in Ansehen standen und eine Rolle in der Verwaltung oder im geistigen Leben der Stadt spielten, waren zumeist Eingewanderte[1].

Doch nicht bloß die Stadt und ihre Bevölkerung war anders geworden, sondern auch ihre staatsrechtliche Stellung. Wohl wurden die reichsstädtischen Behörden und Einrichtungen vorläufig noch beibehalten, aber ihr Inhalt und ihre Bedeutung waren keineswegs mehr die alten, und mit der Zeit wurden sie durch französische Einrichtungen

[1] So war die Buchdrucker-Familie Fabert aus Straßburg, welches damals noch deutsche freie Reichsstadt war, nach Metz gekommen: ihr Vertreter Abraham Fabert, der Vater des berühmten Marschalls Abraham Fabert (geb. zu Metz 1599, gestorben als Gouverneur von Sedan 1662), war Mitglied des Rates und viele Jahre Bürgermeister (maître-échevin) der Stadt Metz. Aus seiner Druckerei ist seit dem Jahre 1587 ein größerer Teil der Werke des berühmten Archäologen und Fälschers Jean Jacques Boissard hervorgegangen. Dieser Boissard, der auch in lateinischer Sprache gewandt Gedichte geschmiedet hat und ein geschickter Zeichner war, ist im Jahre 1528 zu Besançon geboren und wurde nach unstäten Wanderungen im Jahre 1583 dauernd zu Metz seßhaft, wo er 1587 heiratete und 1602 starb. Sein Schwiegervater Aubry, ein kunstfertiger Goldschmied, war von Troyes in der Champagne zugewandert. Auch Boissards reicher Gönner, Claude Antoine de Vienne, Baron de Clervant, der mit dem Metzer Paraigen-Geschlecht de Heu durch Heiraten nächstverwandt war, war nach dem Jahre 1552 zugewandert; in seinem Hause lebte Boissard seit 1583 bis zu seiner Verheiratung, nachdem er bereits seit dem Anfang der 60er Jahre des 16. Jahrh. als Erzieher der Kinder des Barons Clervant dessen Haus sehr nahe gestanden hatte. Boissards literarischer Freund war der humanistisch gebildete und gesinnte Kgl. Generalprokurator für die drei Bistümer (procureur général des Trois Evêchés) Jean-Pierre Joly oder, wie er sich nach Humanistenart mit lateinisch übersetztem Namen nannte, Petrus Lepidus. Dieser hohe Beamte war gleichfalls kein Metzer. Seine humanistische Neigung fand ihren Ausdruck in einer von ihm unterhaltenen Antiken-Sammlung, unter deren inschriftlichen Denkmälern auch Machwerke von Boissard sich fanden, der eine Antiken-Sammlung seines Schutzherrn Clervant, wenn auch nicht vollständig, so doch nahezu vollständig aus Fälschungen zusammengestellt hat. Die Triebfeder dieser unlauteren, aber im Zeitalter des Humanismus für Inschriften wie auch für literarische Erzeugnisse sehr beliebten Tätigkeit war nicht niedrige Geldgier, sondern gelehrte Eitelkeit. Alle diese genannten Männer waren Anhänger der Reformation, welcher Baron Clervant in jenen wechselvollen Zeiten (mehrfach wurde ein reformierter ‚Temple' errichtet, bald aber wieder abgerissen oder geschlossen) auf einer seiner Besitzungen die Möglichkeit eines Gottesdienstes bot.

ersetzt. Die längste Lebensdauer betätigte neben dem Begriff des Pays Messin der Titel des Schöffenmeisters (maître-échevin), mit denen erst die Revolution (1789) aufgeräumt hat; doch hat der Schöffenmeister diesen seinen Sondernamen auch eine Zeitlang aufgeben und mit dem eines gemeinfranzösischen maire royal vertauschen müssen, von dessen Befugnissen sich die seinen nicht unterschieden.

Mit der Herrschaft der Metzer Geschlechterverbände, der Paraiges, war es seit 1552 zu Ende. Jetzt ernennt der Vertreter des Königs, der Gouverneur des Trois Evêchés, der königliche Statthalter der Provinz der drei Bistümer (Metz, Toul, Verdun), den Schöffenmeister nebst den Schöffen sowie auch die Dreizehn; er wählt sie aber aus aus der gesamten Bürgerschaft. Die Befugnisse dieser Behörden werden durch Schaffung französischer Ämter mehr und mehr eingeschränkt, und schließlich wird das Richterkollegium der Dreizehn gänzlich beseitigt, nachdem nach dem Vorbild der Justizverwaltung im übrigen Frankreich im Jahre 1633 ein ‚Parlement', d. h. ein oberster Gerichtshof für die Provinz der drei Bistümer, und im Jahre 1634 königliche Bezirksgerichte, ‚bailliages', geschaffen waren [1].

Ein Vorrecht war aber der Stadt noch belassen worden, die Befugnis, eigenes Geld zu schlagen. Der Metzer Bischof Kardinal Robert de Lenoncourt hatte, auf Grund eines scheinbaren Rückkaufs des 1383 verpfändeten bischöflichen Münzrechtes, im Jahre 1553 zu Metz bischöfliches Geld schlagen lassen, doch hatte der französische König dessen hierdurch und durch anderes betätigtes Gelüste, sich als Herrn der Stadt aufzuspielen, nicht geduldet. Die Stadt dagegen durfte (seit 1555) Münzen, wie zur reichsstädtischen Zeit, mit ihrem Wappen und ihren Wahrzeichen und mit eigener Währung prägen, bis Ludwig XIV., nach verschiedenen fruchtlosen oder widerrufenen Verboten eigener städtischer Münzprägung sowie der Ausgabe und

[1] Das Parlement wurde in dem reichsstädtischen Rathaus (‚Palais') untergebracht. Doch waren Streitigkeiten die Veranlassung, daß dieser hohe Gerichtshof im Jahre 1637 nach Toul verlegt wurde, wo er bis 1658 verblieb. Seither war sein Sitz wieder Metz, wo dem Parlement im Jahre 1681 die hier eingerichtete ‚Chambre royale', d. h. eine der vier sogenannten Reunionskammern angegliedert wurde, welche über die Ausdehnung der insbesondere durch den Westfälischen Frieden erfolgten Abtretungen an Frankreich zu entscheiden hatten. Nachdem das Parlement wegen seiner Widersetzlichkeit gegen die königliche Regierung 1771 aufgelöst war, wurde es im Jahre 1775 wieder eingerichtet und bezog den inzwischen an Stelle des alten Rathauses erneuerten Bau auf der Südseite des Paradeplatzes. Durch die Revolution ist dieser Gerichtshof beseitigt.

Annahme von solchen, dieses Metzer Geld im Jahre 1693 endgültig untersagte[1].

Inzwischen hatte der Thron in Frankreich mehrfach gewechselt. König Karl IX. (1560—1574), unter dem die Hugenottenkriege in Frankreich tobten[2], hat Metz 1569, auch 1573 besucht. Dann war König Heinrich IV. (1589—1610), mit dem das Haus Bourbon zur Herrschaft gelangt, dreimal zu Metz in den Jahren 1603, 1604 und 1606. Im Jahre 1603 hat er der Willkür und den Erpressungen der Gebrüder Sobole, von denen der eine stellvertretender Statthalter, der andere von diesem zum Kommandanten der Zitadelle ernannt war, persönlich ein Ziel gesetzt. Über den Besuch des Königs im genannten Jahre 1603 und die aus diesem Anlaß veranstalteten Empfangsfeierlichkeiten und sonstigen Festlichkeiten sind wir durch ein mit kulturgeschichtlich wertvollen Bildern ausgestattetes Buch unterrichtet, welches den Buchdrucker und Ratsherrn der Stadt Metz Abraham Fabert zum Urheber hat[3]. Dem König und der Königin wurden als Geschenke Metzer Goldschmiedearbeiten überreicht, und

[1] Allerdings wurde in der Metzer Münze noch weiter bis zum Jahre 1799 Geld geschlagen, aber französisches Geld mit dem Kennzeichen AA.

[2] Im Gegensatz zu diesem Bürgerkrieg atmen an Angehörige der katholischen Geistlichkeit gerichtete Gedichte des Reformierten Boissard in seiner zweiten, im Jahre 1589 von Abr. Fabert zu Metz gedruckten Gedichtsammlung Frieden und Eintracht.

[3] Über Fabert vgl. Anm. S. 115. In seinem, erst 1610 gedruckten Bericht (Voyage du roy à Metz usw.) sind abgebildet: der Aufmarsch der Metzer Bürgerwehr aus Stadt und Land, zu Fuß und zu Pferde; Ehrenpforten und andere Ausschmückungen; der Einzug des Königs und der Königin; die ihnen überreichten Geschenke; ein unter Leitung von Fabert als ‚Commissaire ordinaire de l'Artillerie' auf dem heutigen Domplatz vor dem damaligen Bischofspalast abgebranntes großes Feuerwerk mit nächtlichem Scheinkampf. Ferner sind beigegeben eine große Abbildung der Reste der römischen Wasserleitung bei Ars und Jouy, eine Karte des Pays Messin und ein Planbild der Stadt Metz, das beste unter den älteren Metzer Stadtbildern, welche wir besitzen.

Welchen Aufwand und welche Anstrengungen die damaligen Metzer Bürger gemacht haben, wenn es galt, hochgestellte Persönlichkeiten bei ihrem Einzug in Metz zu begrüßen, zu geleiten und zu unterhalten, lehren die von Boissard (vgl. Anm. S. 115) im Auftrag der Stadt gelieferten, im Geiste des Humanismus gehaltenen zeichnerischen Entwürfe von Ehrenpforten u. dgl. zum feierlichen Empfang des Kgl. Statthalters de la Valette Duc d'Epernon im Jahre 1582 und ein Buch, welches unter Beigabe von Bildern die Festlichkeiten gelegentlich des Einzuges der Ducheſſe de la Valette, der Frau des damaligen Statthalters, Nachfolgers seines eben genannten Vaters, im Jahre 1624 schildert (Combat d'honneur concerté par les 4 élémens usw., o. J.).

zwar dem König eine kunstvolle Vase, gefüllt mit Geldstücken der Stadt, Prägungen aus dem Jahre 1603, der Königin eine Kunstuhr in Gestalt eines Wagens[1]. Unter den Geldstücken sind auch solche mit dem deutschen Reichsadler, von welchem es in dem angeführten Bericht heißt: Der Adler mit zwei Köpfen ist geblieben als Erinnerung, daß das Reich Rückhalt gehabt hat an dem Schutz der Könige von Frankreich.

Diesen Reichsadler zeigen Metzer Stadtmünzen, wie schon unter früheren französischen Königen, so noch weiterhin unter Heinrichs Nachfolger[2], und zur selben Zeit waren städtische Siegel in Gebrauch, welche ebenfalls den Doppeladler tragen[3]. Es war also, allen Wandlungen zum Trotz, die Erinnerung an die Zugehörigkeit zum Deutschen Reich damals nicht geschwunden. Zugleich spricht aber aus Faberts angeführtem Bericht wie aus anderen Kennzeichen das bestimmte Gefühl der Zugehörigkeit zum Königreich Frankreich.

Dem „guten König" Heinrich IV. hat die Bevölkerung von Metz ein dankbares Andenken bewahrt. Auf seinen Nachfolger, Louis XIII (1610—1643), oder vielmehr auf dessen staatsklugen, allmächtigen Ratgeber Richelieu († 1642) gehen die erwähnten einschneidenden Änderungen in der Justizverwaltung, insbesondere die vorher mehr-

[1] Diese „Kunstfigur" in Gestalt eines Triumphwagens (char triomphal) wird folgendermaßen von Fabert beschrieben: An Stelle des Sitzes war ein Cupido (Liebesgott) angebracht, im Begriff, seinen Bogen abzuschießen; vor ihm erhob sich eine Pyramide, deren Sockel eine Federung mit Räderwerk barg. Letztere Mechanik setzte zunächst eine auf zwei Seiten des Sockels angebrachte Uhr mit ihrem Schlagwerk in Gang, dann belebte sie zwei Damhirsche, welche den Wagen zogen und etwa 20 Fuß weit vorwärts bewegten, und machte schließlich auch den Liebesgott seinen Pfeil nach einem bestimmten Ziel abschießen. Die Königin und ihre Damen, so sagt die Beschreibung, lobten die Erfindung und die Neuheit des Kunstwerkes, dessen allegorische Zusammenstellung noch erläutert wird (die Pyramide bedeutet die Monarchie; die Grundlage dieser Monarchie ist unser König, d. i. das Federwerk, welches sein ganzes Staatswesen in Gang bringt, usw.).

[2] Den Doppeladler mit dem Wappenschild der Stadt Metz auf der Brust tragen der Taler (‚Tallart' oder ähnlich) und der Teston. Ersterer wurde zu Metz auch vielfach als ‚Reichstaler' (‚reisdaller', ‚reistallar', oder ähnlich) bezeichnet. Der älteste bekannte Metzer Taler ist vom Jahre 1571 (1568?). Den Doppeladler haben nachweislich die Taler bis 1634; auf den nächstfolgenden Talern von 1638 ist er ersetzt durch ein größeres Stadtwappen. Taler sind dann von der Stadt Metz noch geschlagen bis 1650. Testons wurden von der Stadt 1590—1611 geprägt, sie tragen alle als Münzbild den Reichsadler.

[3] Auf Urkunden der Stadt Metz sind Papiersiegel mit dem Reichsadler bekannt seit 1559; er findet sich z. B. noch auf einem Schriftstück vom Jahr 1627.

fach vergeblich versuchte Einrichtung eines Parlements zu Metz zurück, welche die Beschränkung und gleich hinterher die gänzliche Beseitigung der Gerichtsbarkeit der städtischen Obrigkeit zur Folge hatte. Während der Regierung Ludwigs XIII. verheerte der Dreißigjährige Krieg Lothringen und die Nachbarländer[1]. Auch das Metzer Land hat damals schlimme Zeiten durchlebt; zu den Brandschatzungen und unbeschreiblichen Roheiten der Kriegshorden verschiedenster Nationen gesellten sich Hungersnot und Seuchen. Die Stadt Metz selbst war als französische Feste zwar gegen Gewalttaten feindlicher Truppen gesichert, aber die Pest wütete auch in der Stadt und Kriegssteuern wie andere Steuerlasten bedrückten ihre Bevölkerung schwer.

Der Krieg wird erst beendigt unter Louis XIV (1643—1715) dem im Alter von fünf Jahren die Krone zugefallen war. Der Friedensschluß im Jahre 1648 spricht Frankreich auch den unumschränkten Besitz von Metz zu. Der große König, welcher mehrfach in Metz geweilt hat, hat die Stadt arg geschädigt, jedoch nicht etwa dadurch, daß er ihr das Recht eigener Münzprägung nahm, wohl aber durch Aufhebung des von König Heinrich IV. im Jahre 1598 erlassenen Ediktes von Nantes, welches den Reformierten freie Religionsübung gewährleistet hatte. Denn der Widerruf dieses Ediktes durch Louis XIV im Jahre 1685 zwang 5000 tüchtige, gewerbfleißige und begabte Metzer Bürger zur Auswanderung, insbesondere nach Brandenburg und Berlin[2]. Dieser Schlag hat die reformierte Gemeinde in Metz so gut wie vernichtet[3]. Vorher hatten hier zwei hervorragende geistliche Vertreter in gemeinsamem, freundschaftlichem Verkehr sich vergeblich bemüht, den Frieden zwischen den beiden Bekenntnissen anzubahnen: Bossuet, der berühmte Kanzelredner und spätere Bischof von Meaux († 1704), welcher 20 Jahre (1649—1669) der Metzer Geistlichkeit angehört hat und dessen Vater Rat am Metzer Parlement war, und der bescheidene Paul Ferry (geboren

[1] Zahlreiche Dörfer waren infolge der Kriegsleiden verödet, nicht wenige sind seit dem Dreißigjährigen Krieg vollständig verschwunden, z. B. Wallingen (der Name ist auf das früher Vitry genannte Dorf bei Rombach übertragen), Bride bei Buisse (Kr. Château-Salins), Girlingen (Kr. Forbach), usw.

[2] Unter den ausgewanderten Reformierten befanden sich z. B. Ancillon, ein glänzender Anwalt des Metzer Parlement, und sein älterer Bruder, der Prediger (ministre) David Ancillon. Noch heute zählt die französische Kolonie zu Berlin zahlreiche Abkömmlinge von diesen ‚Réfugiés' aus Metz.

[3] Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. haben die Reformierten wieder Gottesdienst zu Metz feiern können. Seit 1803 ist wieder ein Pfarrer bestellt und als Pfarrkirche die frühere Klosterkirche der Trinitarier benützt.

und gestorben zu Metz, 1591—1669), ein hochangesehener und beliebter Prediger der reformierten Gemeinde zu Metz.

Die Widerstandsfähigkeit der Festung Metz hingegen wurde unter Louis XIV erheblich erhöht, denn sein großer Festungsbaumeister Vauban († 1707), nach dessen Plänen überhaupt die französischen festen Plätze, vor allem an der deutschen und niederländischen Grenze umgebaut wurden, hat seit 1674 auch die Befestigungen von Metz nach den von ihm entworfenen Plänen zu verstärken begonnen. Doch wurden die von Vauban geplanten Anlagen damals nur teilweise durchgeführt, und die Verstärkung beschränkte sich auf Vorschieben einer aus Bastionen und ihren Vorwerken bestehenden planmäßigen Wallbefestigung vor die Stadtmauer[1].

Das Werk von Vauban hat im folgenden Jahrhundert ein ihm nicht ebenbürtiger Schüler und Nachfolger, Cormontaigne, fortgesetzt, ohne jedoch alle Entwürfe des Meisters ausführen zu können. Diese Befestigungsanlagen von Cormontaigne fallen in die Regierungszeit des Königs Louis XV (1715—1774). Königlicher Statthalter der drei Bistümer war damals (seit 1723 bis 1761) Charles-Louis-Auguste Foucquet duc de Belle-Isle[2], dessen Name einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der Stadt bezeichnet, denn er hat das Stadtbild von Metz gründlich umgestaltet. Wenn seine Umgestaltungen auch gewiß sehr verdienstlich waren, sofern man die Anforderungen der Festung und des Krieges, des Verkehrs und der Gesundheitspflege, teilweise auch der Schönheit berücksichtigt, so ist doch sein radikales Vorgehen vom Standpunkt der Denkmalpflege zu beklagen. Denn zahlreiche geschichtlich bedeutsame und architektonisch schöne Bauten und Bauteile, welche frühere Zerstörungen, vor allem in dem Jahrzehnt 1552—1562, übriggelassen hatten, sind jetzt der Vernichtung anheimgefallen.

Die Umwandlungen und Neuanlagen, welche unter dem Gouvernement von Belle-Isle vorgenommen wurden oder durch ihn ver-

[1] An einigen Stellen waren schon vorher Erdwerke vor den Mauerring vorgeschoben; auch das (jetzt eingeebnete) Hornwerk der Zitadelle war schon vor Vauban vor letztere gelegt.

[2] Belle-Isle war Gouverneur 1723—1753 und 1758—1761. In der Zwischenzeit (1753—1758) war sein Sohn Louis-Marie Foucquet comte de Gisors Kgl. Statthalter. Dieser wurde aber im Siebenjährigen Krieg in der von den Franzosen verlorenen Schlacht bei Krefeld 1758 tödlich verwundet, worauf sein Vater das Gouvernement wieder übernahm und bis zu seinem Tode (1761) verwaltete.

anlaßt waren, sind: Verstärkungen der Befestigung von Metz; Erweiterung der Stadt durch Anlage von Plätzen und Straßen auf eingeebnetem rückwärtigem Festungsgelände; Neuschaffung und Verbreiterung von Plätzen und Straßen im Innern der Stadt. Mit diesen Arbeiten hängen aufs engste zusammen Neubauten, nämlich einmal Errichtung von Kasernen und sonstigen militärischen Gebäuden, dann die Schöpfung von monumentalen Bauwerken in dem einfachen, wirksamen Stil der Zeit, der französischen Spätrenaissance.

Zur Sicherung der Festung wurde zunächst in den Jahren 1728 ff. angelegt das Moselfort, ein ausgedehnter Brückenkopf auf der linken Moselseite. Dieses Festungswerk ist aber zugleich ein neues Stadtviertel von Metz geworden, doch beschränkt sich der bürgerliche Anteil, abgesehen von der hier (1737—1740) errichteten Pfarrkirche St. Simon, auf die Häusergruppe beiderseits der Pariser Straße. Im übrigen füllen Kasernen, ein Lazarett[1], Magazine und andere militärische Gebäude den Raum zwischen der Mosel und den durch Wassergräben gesicherten mehrfachen Wällen aus.

Dann wurde der Bergrücken Belle-Croix (früher Desiremont), welcher die Ostseite der Festung beherrschte und bedrohte, in den Jahren 1731 ff. mit dem starken Fort Belle-Croix (jetzt Fort Steinmetz) bekrönt. Außerdem wurden einige Schanzen vor die Wallbefestigung vorgeschoben[2].

Mit dem Jahr 1737 beginnt die Niederlegung des größten Teiles der mittelalterlichen Befestigungen[3]. Auf dem eingeebneten Gelände entstanden der Mazellenplatz, die nach einem damaligen Festungsbaumeister benannte Asfeldstraße, der St. Theobaldsplatz, die nach einem Grundstück des Klosters Châtillon (bei Verdun) benannte Straße, ferner Weidenplatz, Vincenzplatz, die nach ihrem Urheber benannte Belle-Isle-Straße und andere. Die Tore oder Torburgen, soweit sie in dem abgetragenen Mauerring lagen, wurden ebenfalls

[1] Vorher lag das Garnisonlazarett (Hôpital royal) außerhalb der Befestigungen auf der Chambière-Insel (Friedhofs-Insel). Die deutsche Verwaltung hat das Garnisonlazarett im Moselfort 1881 vergrößert und später ein zweites Lazarett auf dem Bann von Montigny errichtet; ein drittes Lazarett ist geplant.

[2] So die Redoute du Pâté (Pasteten-Schanze) oder Seille-Redoute, welche die Einmündung der Seille in die Stadt mit der dortigen Schleusenanlage sichern sollte und 1736—1737 über den Resten des großen römischen Amphitheaters (auf dem Gelände des heutigen Güterbahnhofes) angelegt wurde.

[3] Über die damals noch stehen gebliebenen Teile der reichsstädtischen Befestigung vgl. S. 105—106.

niedergelegt, und die Zugänge zur Stadt beschränkten sich nunmehr auf die in die Umwallung eingefügten Torwege, wo weniger Festungstoren als Ehrenpforten vergleichbare Bauten die Stadtgrenze bezeichneten. Die schönste dieser Pforten war das St. Theobaldstor (Abb. 11), dessen Giebel überragt war von Standbildern und dessen Außenseite insbesondere Wappenbilder schmückten. Dieses 1739—1740 südwärts vorgeschobene Tor ist aber Ersatz und Neuauflage einer im Jahre 1612 vor dem am Ausgang der Neustadtstraße gelegenen älteren Tor errichteten Pforte gewesen, auf welcher das zwischen vier allegorischen Bildern gestellte Standbild des Herkules später (1675) durch ein Bild des Königs Louis XIV abgelöst war[1].

Abb. 11. St. Theobaldstor zu Metz im 18. Jahrh., nach einer Handschrift der Metzer Stadtbibliothek.

Auf eingeebnetem altem Festungsgelände wurden auch die Seille-Kaserne (1727 bis 1728) und die Chambière-, jetzige König Johann-Kaserne (1727 ff.) erbaut. Der erste dieser großen Kasernenbauten, zu welchen auch die erwähnten, seit 1732 errichteten Kasernen im Moselfort gehören, ist aber die in den Jahren 1726—1731 erbaute Coislin-Kaserne, jetzt König Ludwig-Kaserne[2]. Während die Kosten der übrigen Kasernen der Stadt Metz zur Last fielen, hatte die nach ihm benannte Kaserne der damalige Bischof von Metz, Henri-Charles du Cambout duc de Coislin, in hochherziger Absicht auf seine Kosten hinstellen lassen und der Stadt zum Geschenk gemacht[3]. Denn vorher besaß die Festung Metz außerhalb der Zitadelle nur geringfügige Unterkunftsräume für die Garnison[4]; die meisten Soldaten lagen (nach

[1] Der Bilderschmuck des jüngeren St. Theobaldstores war, wohl infolge der Revolution, größtenteils verschwunden und wurde, als man im Jahre 1844 das Tor herstellte, durch anderen Bilderschmuck teilweise ersetzt: die Standbilder wurden nicht erneuert. Das St. Theobaldstor ist im Jahre 1909 niedergelegt, nachdem schon früher die anderen ähnlichen, einfacheren Tore verschwunden waren.

[2] Kaiser Wilhelm-Kaserne, König Ludwig-Kaserne und König Johann-Kaserne haben diese Namen nach 1870/71 erhalten zu Ehren der drei Monarchen deren Soldaten in Metz liegen (Preußen, Bayern, Sachsen).

[3] Daher tragen auch, dem Bischof zu Ehren, die die Kaserne umgebenden Straßen seine Namen: Coislin-, Cambout-, St. Heinrich-, St. Karlstraße.

[4] Insbesondere ist zu nennen die 1691 errichtete kleine Kaserne S

der allgemeinen Sitte jener Zeit) in Bürgerquartieren. Um diese unerträgliche Last der Metzer Bürger zu mildern, hat ihr Bischof mit seinem Vermögen eingegriffen[1]. Durch den Bau der Coislin-Kaserne büßte aber die Stadt Metz einen großen öffentlichen Platz ein, den sie seit alters besessen hatte, den Champ à Seille[2]: dadurch war der Gewinn an öffentlichen Plätzen an anderen Stellen teilweise wett gemacht.

Dank den von Coislin erbauten und vom Gouverneur Belle-Isle veranlaßten Kasernenanlagen war es möglich, wenigstens 12000 Mann unterzubringen, während die Garnison von Metz damals gewöhnlich nur etwa 8000 Mann betrug[3]: somit war auch für außerordentliche Fälle vorgesorgt und den Bürgern Einquartierungslast erspart. Mit den Kasernen erstanden aber auch andere militärische Anlagen. Lazarett und Magazine im Moselfort sind bereits genannt. Außerdem ist noch zu nennen das Artillerie-Arsenal, welches auf dem Gelände des 1552 niedergelegten Stadtteiles, zwischen der von Guise damals geschaffenen rückwärtigen Befestigung und der mittelalterlichen Stadtmauer in den Jahren 1725—1730 erbaut wurde und hier ohne Gefahr angelegt werden konnte, da ja die beherrschende Höhe durch das Fort Belle-Croix gesichert war.

Im Innern der Stadt wurde zunächst die kleine Weideninsel (Le Petit Saulcy) durch Belle-Isle in einen regelrechten Stadtteil umgewandelt. Diese mit Weiden bestandene flache Insel entbehrte allerdings bisher der Bauten nicht ganz, da militärische Baracken (Artillerie-Magazine u. a.), auch städtische Mühlen sich hier befanden. Jetzt aber ward die Insel durch Steinböschungen gesichert, und auf ihr wurden zwei öffentliche Plätze (Regierungs- und Theaterplatz) geschaffen, an welche sich massive Bauten anlehnten, darunter das Hôtel

auf dem rechten Ufer des Moselarmes, oberhalb der Georgsbrücke (auf dem Quai St. Pierre, d. i. dem jetzigen Felix Maréchal-Staden). Diese Kaserne (bezw. der Quai) hieß so nach dem vom Baugelände der Zitadelle hierher verlegten Frauenkloster St. Pierre (St. Peter).

[1] Auch ein prächtiges Schloß Frescaty hat der Bischof und Herzog Coislin in den Jahren 1709 ff. bauen lassen, um hungernden Arbeitern Verdienst und Brot zu schaffen. Dies südlich von Montigny gelegene Schloß ist infolge der Revolution verschwunden: das heutige, durch die Kapitulation von Metz (27. Okt. 1870) berühmt gewordene kleine Schloß ist nur ein bescheidener Ersatzbau aus dem Jahre 1835.

[2] Vgl. S. 107.

[3] Vor dem Krieg 1870 betrug die Garnison der Festung Metz rund 10000 Mann, heute 25000 Mann.

de l'Intendance, d. h. die Wohnung des Kgl. Intendanten[1], des höchsten Beamten nächst dem Gouverneur, und das Theater[2], beide Gebäude 1738 begonnen. Zur besseren Verbindung dieses neuen Stadtteils mit den beiderseits gegenüberliegenden Stadtvierteln wurden neue Brückenübergänge nebst zugehörigen Straßenabschnitten geschaffen[3].

Zur Verbindung der Goldkopfstraße mit dem St. Ludwigsplatz wurde im Jahre 1749 die Neue St. Ludwigsstraße gebrochen, wobei Reste der auf römische Denksteine gegründeten spätrömischen (auch frühmittelalterlichen) Stadtmauer zutage kamen[4].

Alsdann wurde der Paradeplatz wesentlich vergrößert und seine Umgebung gänzlich umgewandelt. Neben dem Liebfrauenportal bis zum Chor der Kathedrale stieß ein umfangreicher Häuserblock, der dem Domkapitel gehörte und außer einem Kreuzgang u. a. vier Kirchen oder Kapellen[5] umschloß, an die Kathedrale an und versperrte den Zugang zur nördlichen Stadt. Dieses den alten Platz nördlich begrenzende Häuserviertel wurde seit dem Jahr 1754 beseitigt, der Platz nach dieser Richtung erweitert und zu seiner unmittelbaren

[1] Das Amt des „Intendant de justice et police pour la ville de Metz, le pays Messin et les terres de l'Evêché" bestand seit 1663; sein Vorläufer war der ‚Commissaire du roi'. Das Dienstgebäude des Intendanten lag früher in der Goldkopfstraße, welche danach auch benannt wurde. Das auf der kleinen Weideninsel (an der Stelle des jetzigen Bezirkspräsidiums) in den Jahren 1738—1744 aufgeführte Gebäude brannte 1803 großenteils nieder.

[2] Das Theater ist mehrfach, so noch in letzter Zeit, umgebaut.

[3] Vor dem 18. Jahrh. vermittelten den Übergang nur Pont du Sauley (jetzt: Regierungsbrücke) und Pont du Therme (vielmehr: Terme). Letztere Brücke, von welcher noch ein Pfeiler mit eingemauerten römischen Grabsteinen und einem mittelalterlichen Bildwerk erhalten ist, wurde 1737 durch Pont Moreau ersetzt. Als weitere Verbindungen erhielt die Insel damals die Felsenbrücke mit der Felsenbrückenstraße und St. Marcellenbrücke mit der St. Marcellenbrückenstraße (diese letzteren Namen wie die Bezeichnung der St. Marcellenstraße gehen auf eine heute verschwundene Pfarrkirche zurück).

[4] Drei Köpfe von römischem Bildwerk sind seitdem in einem anstoßenden Haus eingemauert. — Vgl. S. 84—85.

[5] Unmittelbar an den Platz stieß mit ihrem reichen spätgotischen Portal die Chapelle des Lorrains, welche zum Dank für die Errettung der Stadt aus der Gefahr des Überfalls der Lothringer im Jahre 1473 errichtet war. Die anderen damals niedergerissenen Kirchen waren St. Pierre-aux-Images und St. Pierre-le-Vieux, sowie eine Doppel-Kapelle, St. Paul mit einer zweiten Kapelle, welche seit 1530 Erbbegräbnis der Familie Foës (vgl. S. 108, 4) war. Beim Abbruch des Häuserblocks stieß man auf Reste (auch Mosaik) eines großen römischen Baues, von dem jüngst noch Säulen zum Vorschein gekommen sind.

Verbindung mit der St. Georgsbrücke durch Gartengelände eine Straße gelegt, die ‚Gartenstraße'. Die auf der Ostseite an den früheren Platz anstoßende Pfarrkirche St. Gorgon[1] wurde ebenfalls abgerissen, die neben ihr vom Platz nach der Rue de la Princerie[2] führende Straße unterdrückt; desgleichen verschwand auf der Südseite des Platzes das mittelalterliche Rathaus mit den anstoßenden Arkadenhäusern. Der neue Platz erhielt nach den Entwürfen des hervorragenden französischen Architekten Blondel († 1774) eine einheitliche Umrahmung, deren Durchführung Belle-Isle nicht mehr erlebt hat. Von dieser Umrahmung sind noch erhalten das 1766—1781 erbaute Stadthaus, die Hauptwache, sowie die heute etwas entstellte und von Geschäftshäusern eingenommene Südseite, welche damals Dienstgebäude des Parlements war. Dagegen ist der Teil der Einrahmung des Platzes, welcher sich der Kathedrale entlang hinzog, jetzt vollständig beseitigt: mit seiner Beseitigung hatte bereits die französische Verwaltung um 1860 begonnen, die deutsche Verwaltung hat sie zum Abschluß gebracht.

Auf die Erweiterung des Paradeplatzes folgte die Umwandlung des Vorhofes des Bischofspalastes in einen öffentlichen Platz, den Domplatz. Diesem Platz gegenüber aber entstand als Ersatz der durch den Anbau am Paradeplatz versperrten Eingänge und als wirksame Fassade ein im Stil der Zeit gehaltenes, von Blondel entworfenes Portal, welches in den Jahren 1761—1764 ausgeführt wurde, doch jetzt durch ein bilderreiches gotisches, 1903 eröffnetes Portal ersetzt ist. Die Blondelsche Torhalle hatte das Metzer Domkapitel errichtet als Zeichen des Dankes für die Genesung des Königs Louis XV, der im Jahre 1744 bei seiner Anwesenheit in Metz lebensgefährlich erkrankt war[3].

Auch eine bessere Verbindung der beiden genannten Plätze mit dem Kammerplatz wurde geschaffen. Wie andere der erwähnten An-

[1] St. Gorgon war auch der Heilige der berühmten und reichen, seit dem 8. Jahrh. bestehenden Benediktinerabtei Gorze, in dem heutigen Städtchen Gorze, dem Hauptort der weltlichen Herrschaft der Abtei, welche früher der Hoheit des Bischofs, dann aber unmittelbar dem Deutschen Reich unterstellt war, ohne jedoch eine Reichsstandschaft zu besitzen (seit 1661 französischer Besitz).

[2] Die Straße (in deutscher Übertragung oder vielmehr Umdeutung: Kapitelstraße) hat ihren Namen von der Wohnung des Primicerius, Princier des Domkapitels (Probst), dem heutigen Gouvernement der Festung Metz.

[3] Die Maitresse Ludwigs XV., Herzogin Chateauroux (die Vorgängerin der berüchtigten Marquise Pompadour), hatte diesen begleitet; während der Krankheit des Königs gelang es aber, die Buhlerin zu entfernen.

lagen und Bauten ist auch diese erst nach dem Tode von Belle-Isle zur Ausführung gelangt: an Stelle eines bereits seit 1607 bestehenden schmalen Durchganges zwischen Kathedrale und Bischofspalast wurde in den 1760er Jahren eine regelrechte Straße gebrochen, die man nach dem Nachfolger des Statthalters Belle-Isle „Rue d'Estrées" nannte [1].

Noch zu Lebzeiten von Belle-Isle waren andere Straßen verbreitert worden, insbesondere solche Straßen, welche wichtige Verkehrsadern für die Stadt waren. Denn für die von dem Gouverneur

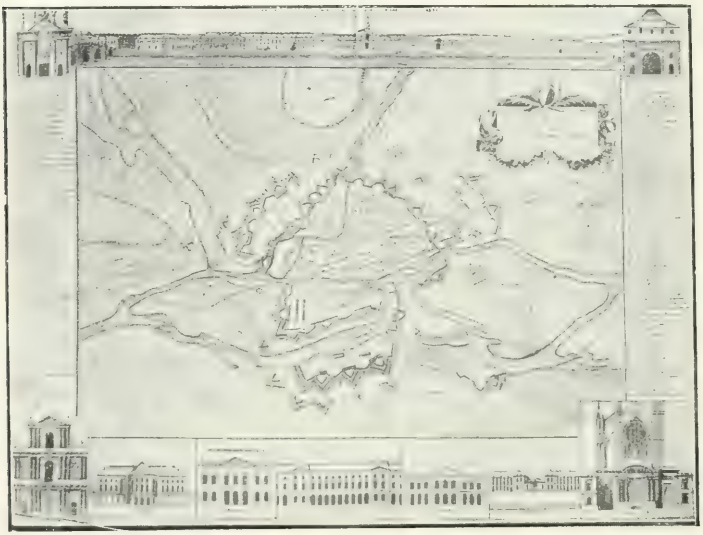


Abb. 12. Plan und Abbildungen der Umbauten zu Metz im Zeitalter von Belle-Isle.

veranlaßten Straßenanlagen und Straßenverbreiterungen war neben der Verschönerung der Stadt vor allem das militärische Interesse maßgebend, welches in der Festung ungehinderte und rascheste Verbindungen erheischte. Doch wurden auch Seitenstraßen nicht vergessen. So wurden verbreitert: Deutsche Straße, Goldschmiedstraße [2],

[1] Diese Straße, der ‚Domsteig', ist im gegenwärtigen Jahrhundert beträchtlich verbreitert. — Louis-César Le Tellier, duc d'Estrées war Gouverneur 1761—1771.

[2] Fournirue lautet die alte, mindestens seit 1241 nachweisbare Straßenbezeichnung, d. h. Rue des fournisseurs, Lieferanten- oder Geschäftsstraße. Diese und andere Straßen sind trotz ihrer damaligen Verbreiterung heute noch eng.

Römerstraße, Ladoucettestraße[1], Stationsstraße, Goldkopfstraße, Palaststraße, Steinweg, Fasanenstraße, Leuchtstraße, Bärenstraße usw., ferner von Plätzen der Ludwigsplatz und der Jakobsplatz.

Die Kosten aller dieser Besserungen und Umgestaltungen von Straßen und Plätzen trugen nicht der Staat, sondern die Stadt und die Hausbesitzer. Da letztere die abgebrochenen Fronten ihrer Häuser in den verbreiterten Straßen weiter rückwärts neu aufzuführen genötigt waren, kamen sie der Anforderung in möglichst billiger und einfacher Weise nach; daher erklärt sich das nüchterne, einförmige Aussehen so mancher Straßenzüge. Die Stadt aber mußte, um die riesigen Geldmittel, welche für die rücksichtslose Durchführung der Neuanlagen erforderlich waren, aufbringen zu können, zeitweise geradezu wahnsinnige Steuern ihren Bürgern auflasten. Dazu hatte der Stadtsäckel bei allen festlichen Anlässen in den Familien der hohen Beamten herzuhalten, so trotz der großen Not und Teuerung im Jahr 1753 zur Feier der Übernahme des Gouvernements durch Comte Gisors, den Sohn von Belle-Isle, und im Jahre 1754 zu dem Taufeste eines Söhnleins des damaligen Intendanten, welches der Stadt 20000 Livres gekostet hat[2].

In den vorstehenden Ausführungen waren auch Baudenkmäler genannt, welche den Umgestaltungsarbeiten und Anregungen von Belle-Isle zu verdanken sind. Sie sind jedoch zum Teil erst unter Louis XVI fertig geworden, der 13 Jahre nach dem Tode von Belle-Isle im Jahre 1774 den Thron bestieg. Unter seiner Regierung[3] sind noch zwei Bauwerke vollendet oder ausgeführt, welche mit Theater, Stadthaus und anderen Bauten beredte Belege für die Baukunst der französischen Spätrenaissance sind: die Fassade von St. Vincenz und der Justizpalast. Die Fassade von St. Vincenz ist 1768—1786 entstanden als Ersatz eines früher (1710) vom Blitz getroffenen Hauptturmes, der abgetragen werden mußte. Der Justizpalast war eigentlich bestimmt, Wohn- und Dienstgebäude des Kgl. Statthalters der

[1] Mit diesem Straßennamen ist ein Wohltäter der Stadt († 1869) geehrt. Der ältere Name war Rue du Plat d'étain, d. h. Zinntellerstraße, nach einem Geschäftsschild.

[2] Unter den Vornamen des Täuflings ist auch der Name seiner Patin und Geburtsstadt Metz vertreten: Cas. Ant. L. F. Metz de Caumartin, wie ihn die von der Stadt damals geschlagene Denkmünze nennt.

[3] Im Jahre 1777 weilte Kaiser Josef II. auf der Durchreise von Deutschland nach Paris einige Zeit zu Metz, wo er bei seinen Besichtigungen Offiziere mit aufgespannten Regenschirmen und andere Mißstände erlebte.

drei Bistümer zu sein und ein älteres, diesem Zweck dienendes, aber baufälliges Gebäude abzulösen. Der Palastbau war 1776 begonnen, seiner Bestimmung konnte er indessen nicht mehr zugeführt werden, denn der Ausbruch der Revolution im Jahre 1789 machte ihn anderen Zwecken dienstbar. Die Ausführung eines dritten großen Baues, des vom Bischof Montmorency de Laval 1785 begonnenen Bischofspalastes, welcher den alten Palast an der gleichen Stelle ersetzen sollte, wurde durch die Revolution vereitelt: später nahm eine Markthalle seine Stelle ein[1].

Die große französische Revolution macht dem Gouverneur der Provinz der drei Bistümer und den anderen königlichen Beamten sowie dem Parlement ein Ende; auch der Schöffenmeister büßt diesen seinen Titel ein und heißt nunmehr endgültig ‚maire'. Metz aber wird infolge der Neueinteilung von Frankreich in Departements Hauptstadt des Département de la Moselle, welches, wie alle diese Bezirke, einem Direktorium und Verwaltungsrat unterstellt wird (1790). Die Kirchengüter werden als Nationaleigentum erklärt und infolgedessen die Kathedrale ausgeräumt und zum Vermieten ausgeschrieben (Abb. 13), der Marmorsarg, in welchem Kaiser Ludwig der Fromme beigesetzt gewesen, versteigert und vom Ansteigerer nachher zerstückelt, zahlreiche kirchliche Bauten veräußert und zu anderen, vielfach unwürdigen Zwecken herangezogen.

Abb. 13. Maueranschlag vom Jahre 1795.

Inzwischen war der Versuch des ‚Königs der Franzosen', Louis XVI, mit Hilfe seines letzten Gouverneurs der drei Bistümer, jetzigen militärischen Oberbefehlshabers in Metz und den benachbarten Bezirken, de Bouillé, sich in Sicherheit zu bringen mißglückt (1791). Während der ‚Campagne in Frankreich' (1792) wurde Metz von den nördlich vorrückenden Verbündeten nicht behelligt. Mit der Hinrichtung des Königs (Januar 1793), für welche auch

[1] Als Bischofspalast dient jetzt ein früheres Kloster, St. Glossinde.

fast alle Abgeordneten des Moseldepartements gestimmt hatten, hebt die Schreckenszeit an. Die Guillotine[1] hat auch zu Metz ihre blutige Arbeit verrichtet, doch hat sie hier verhältnismäßig wenige Opfer gefordert. Harmloser waren die Umnennungen von Straßen und Plätzen, durch welche man zu Metz, wie in allen Städten der jungen Republik, die kirchlichen und dynastischen Namen durch — übrigens kurzlebige — Bezeichnungen aus dem revolutionären Wortschatz zu ersetzen bemüht war (Place de la Révolution, Place de la République, Rue de la Liberté usw.); aber auch für die Revolutionäre unschuldige Namen sind abgeändert worden.

In den Napoleonischen Kriegen spielt Metz als hervorragender Waffenplatz natürlich eine wichtige Rolle. In diese Zeit fällt die Einrichtung einer vornehmlich aus den Beständen der als Nationaleigentum eingezogenen Klosterbibliotheken erwachsenen öffentlichen Bibliothek, der Stadtbibliothek, in der Kirche des Barfüßerklosters und der Ausbau der bereits vorher zu Metz errichteten Artillerie- und Ingenieurschule, die (1803) den Namen ‚Ecole d'application de l'artillerie et du génie' erhielt. Diese einem Brigadegeneral unterstellte berühmte Schule wurde in den Klosterräumen der Benediktiner von St. Arnulf untergebracht, welche jetzt Allgemeines Militärkasino, Divisionskommando und Kriegsschule umschließen. Auch die Herstellung der Esplanade mit dem anstoßenden Platz fällt in die nämliche Zeit, nachdem die Einebnung der stadtseitigen Zitadellfronten 1797—1802 vollzogen war. Die Ruhmesnamen, mit welchen man unter dem ersten Kaiserreich Plätze und Straßen belegt hat, sind inzwischen meist wieder außer Gebrauch gesetzt, wie Place d'Austerlitz = Jakobsplatz usw.; erhalten hat sich die Benennung Rue de la Grande Armée (Heerstraße) für eine Straße, die mit dem anstoßenden Neumarkt[2] in den Jahren 1808—1809 geschaffen wurde.

In den Freiheitskriegen wird Metz 1814 wie 1815 von den Verbündeten blockiert, aber nicht genommen.

Die folgenden Regierungen von Louis XVIII und Karl X, die Julirevolution 1830 und die Regierung des Bürgerkönigs Louis Philippe, die zweite Republik 1848 und 1852 die Übertragung der

[1] Dieselbe Guillotine (mit einigen Abänderungen und Ausbesserungen) war noch bis zur letzten Hinrichtung zu Metz seit den 1870er Jahren in Gebrauch, wird aber, weil altersschwach, jetzt durch eine andere Fallbeilmaschine ersetzt.

[2] Place Friedland oder aber Place St. Simplice, weil hier die durch die Revolution außer Gebrauch gesetzte und als Kornhalle verwertete, 1809 abgebrochene Pfarrkirche St. Simplicius gestanden hatte.

erblichen Kaiserwürde an Napoleon III., den bisherigen Präsidenten der Republik, der zu Metz kräftige Unterstützung gefunden, haben auch in Metz ihre Spuren hinterlassen. Doch sollen nur einige für die Stadt bedeutsame Errungenschaften hier hervorgehoben werden.

Im Jahre 1840 wurde eine Dampfschiffverbindung mit Nancy und Trier eingerichtet[1], auch Gasbeleuchtung in der Stadt eingeführt; im Jahre 1844 ist der optische (Zeiger-) Telegraph auch in Metz durch die elektrische Telegraphie ersetzt, im Jahre 1850 die erste Eisenbahn eröffnet[2]. In den Jahren 1857—1865 hat die Stadt mit einem Kostenaufwand von 3 680 000 Mk. eine Wasserleitung gebaut, welche von denselben Quellen bei Gorze gespeist wird, wie die römische Leitung. Im Jahre 1861 fand auf dem Kaiser Wilhelmplatz, an dessen Südseite sich seit 1842 eine neuerbaute Génie-Kaserne (jetzt Kaiser Wilhelm-Kaserne) anlehnte, eine allgemeine Ausstellung (Exposition universelle) statt, deren Patronat die Kaiserin Eugenie übernommen hatte.

Nach dem Jahre 1866 hat Napoleon III. die Festung durch Anlage weit vorgeschobener Forts gegen die Wirkung der modernen Geschütze zu sichern unternommen. Doch als Frankreich im Juli 1870 Preußen den Krieg erklärte, waren von den geplanten Forts nur zwei (St. Quentin, Plappeville) fertiggestellt, die übrigen waren noch im Bau (St. Julien, Queuleu) oder kaum, ja teilweise überhaupt nicht begonnen[3].

Die französischen Niederlagen vom 6. August 1870, welche für die Einleitung des großen Krieges bestimmend waren, werden hier als bekannt vorausgesetzt. Die seit dem 12. August 1870 dem Oberbefehl des Marschalls Bazaine unterstellte Armee[4], an welcher der

[1] Eine Ankündigung vom Jahre 1840 nennt die den Verkehr vermittelnden Schiffe ‚Inexplosibles' und bildet ein ‚Fabert' genanntes Schiff ab.

[2] Die älteste von diesen Eisenbahnen ist die Strecke Metz—Frouard, welche im Anschluß an die Eisenbahnverbindung Paris—Nancy—Straßburg am 10. Juni 1850 eröffnet wurde. Ihr folgte die Strecke Metz—Saarbrücken, 1852 eröffnet, und später die Strecke Metz—Diedenhofen—Luxemburg, 1854 eröffnet. Die Linie Metz—Verdun war 1870 noch im Bau: sie ist erst nach 1870 fertiggestellt. Jünger sind die anderen Linien.

[3] Mit den Erdarbeiten für Fort Prinz August von Württemberg, südlich von Montigny, war erst am 15. März 1870 begonnen. Es wurde dann notdürftig als Erdwerk angelegt und nach dem Krieg von den Deutschen ausgebaut.

[4] Die Rheinarmee setzte sich zusammen aus der Kaisergarde (Bourbaki), Korps II (Frossard), Korps III (Decaen † 14. 8., dann Leboeuf), Korps IV (Ladmirault), nebst Kavallerie- und Artillerie-Reserve. Dazu kam noch eine vom Korps V abgedrängte Brigade und das unvollständige Korps VI (Canrobert).

verfehlte Name ‚Armée du Rhin' (Rheinarmee) haften blieb, sollte über Metz den Rückzug nach Verdun und Châlons bewerkstelligen, um sich hier mit der Armee von Mac Mahon zu vereinigen. Der Rückzug vollzog sich überaus langsam und wurde zudem noch durch den am Sonntag, 14. August, nachmittags erfolgten deutschen Angriff (Schlacht bei Colombey-Nouilly), französisch: bataille de Borny) aufgehalten. Während es dem Kaiser Napoleon, der sich bei der Rheinarmee befand, am 16. August früh geglückt war, auf der mittleren der drei Straßen nach Verdun zu entkommen, wurde durch die am gleichen Tage geschlagene Schlacht von Vionville—Mars-la-Tour (französisch: bataille de Rezonville) die südliche Straße von den Deutschen gesperrt und, nachdem von Bazaine eine rückwärtige Verteidigungsstellung bezogen, durch die Schlacht von St. Privat (Gravelotte) am 18. August jedoch diese unhaltbar geworden war, die Rheinarmee gezwungen, sich in den Bereich der Festung Metz zurückzuziehen. Diese Erfolge der deutschen Waffen führten zur Einschließung von Metz, welche am Abend des 19. August vollständig durchgeführt war. Seitdem war Metz 70 Tage lang von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, wenn auch das Einschließungsheer die notdürftigsten Verbindungen durch landeskundige Boten, Briefballons usw. nicht gänzlich verhindern konnte. Die Deutschen befestigten ihre Stellungen, und auch die Franzosen sicherten ihre Lager durch Befestigungsarbeiten.

Nun war es die Aufgabe von Bazaine, den um seine Armee und die Festung gezogenen Ring zu durchbrechen, um sich mit Mac Mahon zu vereinigen und auch um die auf Verpflegung so zahlreicher Massen nicht eingerichtete Festung von diesen zu befreien und nicht beider Schicksal zu verquicken. Hatte doch die Rheinarmee zu den in der Stadt und Festung vorhandenen 90 000 Menschen[1] einen Zuwachs von mindestens 180 000 Mann und 40 000 Pferden gebracht! Bazaine zeigte sich jedoch seiner Aufgabe wiederum nicht gewachsen. Der einzige ernstliche Versuch, sich von der Umklammerung zu befreien, war ein Ausfall in östlicher Richtung und führte zur

[1] Die Besatzung der Festung bestand aus einer Linien-Division des Korps II der Rheinarmee, sowie aus Depots von Linientruppen, Mobilgarde und der ‚Garde nationale sédentaire' (einer Bürgerwehr). Dazu kamen die Einwohner, soweit sie nicht der Mobil- oder Nationalgarde angehörten, und in die Stadt geflüchtete Landleute. Zum Oberstkommandierenden der Festung war der Divisionsgeneral Coffinières ernannt, der jedoch infolge der Anwesenheit der Rheinarmee von den Befehlen des Marschalls Bazaine abhängig war.

Schlacht bei Noisseville-Servigny (31. August bis 1. September): ein Durchbruch war jedoch unmöglich. Die späteren, seit dem letzten Drittel des September unternommenen Ausfälle bezweckten hauptsächlich Beischaffung von Lebensmitteln für die darbende Festung; dies gilt selbst für den kräftigsten dieser Vorstöße, der am 7. Oktober auf dem linken Moselufer nordwärts gemacht wurde.

Die Not in der Stadt und Festung war groß und verschlimmerte sich immer mehr. Die eingeschlossenen Truppen lagerten fast alle außerhalb der Stadt unter freiem Himmel, gegen die zeitweise scheußliche Witterung mit ihren luftigen Zelten kaum geschützt[1]. Zu den übervielen Verwundeten gesellten sich infolge der schlechten Unterkunft und der mangelhaften Verpflegung zahlreiche Kranke, und die Höchstzahl der gleichzeitig zu besorgenden bettlägerigen Verwundeten und Kranken ist auf mindestens 27 000 zu veranschlagen. Zu ihrer Pflege reichten die Lazarette[2], Spitäler, öffentlichen Gebäude, Kasernen und Privatwohnungen nicht aus; daher wurden Zelte in Gartenanlagen sowie 300 Eisenbahnwagen auf der Place Royale (jetzt Kaiser Wilhelmplatz) zur Aufnahme eingerichtet (Abb. 14). Dazu fehlte es an Desinfektionsmitteln, weshalb man zu Kaminruß und Gerberlohe seine Zuflucht nahm. Mit Chloroform mußte die Einschließungsarmee aushelfen. Überaus empfindlich war die Salznot. Um dem Mangel an Kochsalz abzuhelfen, wurde u. a. aus Viehsalz und aus

Abb. 14. Lazarett in Zelten und Eisenbahnwagen auf der Esplanade und dem j. Kaiser Wilhelmplatz zu Metz, 1870.

[1] Die bei Ban St. Martin, wo Bazaine sein Hauptquartier hatte, lagernden Garde-Zuaven hatten sich wetterfestere Wohnlöcher mit Schutzdächern aus Reisig nach nordafrikanischem Brauch hergerichtet, die mit afrikanischem Namen ‚Gourbis' hießen.

[2] Die Festung besaß ein Lazarett im Moselfort (vgl. S. 121). Außerdem war, ehe man an die Möglichkeit einer Einschließung von Metz dachte, ein Barackenlazarett auf der Insel Chambières (Friedhof-Insel) in Angriff genommen.

dem Abfluß einer chemischen Fabrik ein schmieriges Salzwasser hergestellt, und mit dieser Brühe übergoß man das Pferdefleisch, um es genießbar zu machen. Auch eine salzhaltige Quelle bei Fort Belle-Croix fand viel Zuspruch, wurde aber den Bürgern erst seit dem 24. September während drei Stunden täglich freigegeben. Die durch Abschneidung der Gorzer Wasserleitung drohende Wassernot war rechtzeitig durch Pumpwerke und filtriertes Moselwasser beschworen. Das Brot wurde immer schlechter, die den Einzelnen zugeteilten Brotrationen kleiner; die Feldarmee hat zwei Tage lang überhaupt kein Brot gehabt. Auch fehlte es an Mühlen, das Getreide zu mahlen, weshalb man zu Kaffeemühlen zu greifen genötigt war. Das infolge des starken Pferdebestandes der Armee anfänglich reichliche Pferdefleisch wurde, weil kein Futter mehr vorhanden war, schlechter und, da zahlreiche Pferde dahinstarben, auch spärlicher. Der Kohlenmangel gebot, den Gasverbrauch erheblich einzuschränken. Harmlos im Vergleich war der Mangel an Zeitungspapier[1].

Die Kapitulation war unvermeidlich. Am 27. Oktober 1870 wurde abends die Urkunde mit der Vereinbarung der Übergabe von Rheinarmee und Festung Metz auf dem Schloß Frescaty[2] vollzogen. Am 28. Oktober wurde die Kapitulation in der Stadt bekannt; Bürgermeister Felix Maréchal[3] und Gemeinderat bemühten sich in einem Aufruf mit edlen Mahnungen die Erregung unter der Bürgerschaft zu beschwichtigen. Nachdem die Waffen an französische Kommissionen abgeliefert waren, wurden am 29. Oktober die Forts und die Stadt durch deutsche Truppen besetzt. Am selben Tage schlug auch der deutsche Präfekt seinen Sitz in Metz auf (Abb. 15).

Die kriegsgefangenen Korps der französischen Armee rückten am 29. Oktober nach den ihnen angewiesenen Lagerplätzen ab, von wo sie in einzelnen Abteilungen auf zwei Wegen nach dem inneren

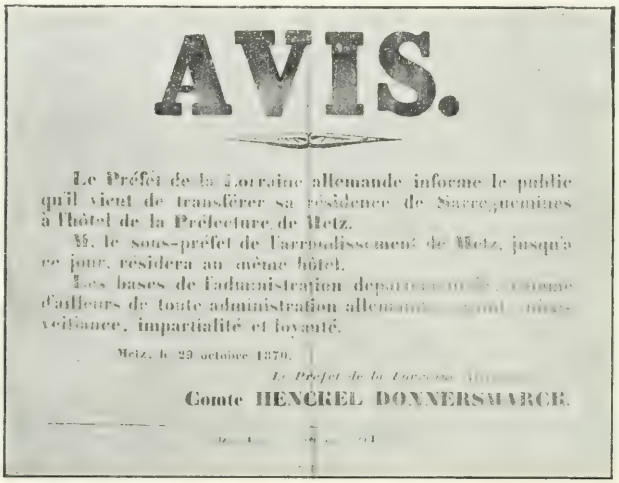
[1] Infolge des Mangels an Zeitungspapier sind während der Einschließung viele Blätter auf buntem Plakatpapier oder auch auf Luxuspapier gedruckt. — Damals bestanden zu Metz fünf Zeitungen, von welchen drei nur dreimal wöchentlich ausgegeben wurden. Für die Dauer der Kriegsereignisse um Metz kam hinzu: Le Journal de Metz. Von den damaligen Zeitungen besteht keine mehr. Dafür gibt es heute zu Metz sieben täglich ausgegebene Blätter, von welchen nur mehr drei in französischer Sprache erscheinen, dagegen vier in deutscher Sprache. Vgl. S. 135.

[2] Vgl. S. 123, Anm. 1.

[3] Dieser tüchtige Mann, der seit 1854 Bürgermeister von Metz gewesen war, ist am 29. März 1871 gestorben. Seinen Namen erhielt der frühere Quai St. Pierre (Felix Maréchal-Staden).

Deutschland geschafft wurden; die kriegsgefangenen Offiziere[1] wurden von Metz aus mit Sonderzügen nach ihren deutschen Bestimmungsorten befördert.

Durch den Friedensschluß zu Frankfurt a. M. vom 10. Mai 1871 ist die einstmalige Reichsstadt Metz, die jedoch seither sich zu einer durchaus französischen Stadt entwickelt hatte, dem erneuerten Deutschen Reiche endgültig zugesprochen; sie wurde Hauptstadt des Bezirkes Lothringen der Reichslande Elsaß-Lothringen. Diese Wandlung hatte zunächst einen Rückgang in der Entwicklung der bürgerlichen Stadt



AVIS.

Le Préfet de la Lorraine allemande informe le public qu'il vient de transférer sa résidence de Saargueminnes à l'hôtel de la Préfecture de Metz.

M. le sous-préfet de l'arrondissement de Metz, jusqu'à ce jour, residera au même hôtel.

Les bases de l'administration départementale, comme d'ailleurs de toute administration allemande, sont: bienveillance, impartialité et loyauté.

Metz, le 29 octobre 1870.

Le Préfet de la Lorraine allemande

Comte HENCKEL DONNERSMARCK.

Abb. 15. Maueranschlag vom 29. Oktober 1870: Der deutsche Präfekt Graf Henckel Donnersmarck macht bekannt, daß er an diesem Tage seinen Sitz von Saargemünd nach Metz verlegt hat. „Die Grundlagen der Bezirksverwaltung wie übrigens der ganzen deutschen Verwaltung, werden sein: Wohlwollen, Unparteilichkeit und Gesetzlichkeit."

zur Folge, da zahlreiche Einwohner und zwar vornehmlich begüterte und gebildete Familien nach Frankreich auswanderten. Doch wurde die Abnahme der Bevölkerungsziffer durch starke Einwanderung, besonders aus Altdeutschland, nach und nach ausgeglichen[2], und heute

[1] Nicht kriegsgefangen wurden die Offiziere, welche bereit waren, schriftlich ihr Ehrenwort abzugeben, daß sie bis zum Schluß des Krieges nicht gegen Deutschland kämpfen noch gegen seine Interessen handeln würden. Alle Offiziere durften ihre Degen oder Säbel behalten.

[2] Bevölkerungsziffern für Metz (ohne die selbständigen Vorortgemeinden) im Jahre 1866: 54817, im Jahre 1871: 51332, im Jahre 1875: 45856,

überwiegt die altdeutsche Einwohnerschaft in der Stadt Metz und ihren Vororten entschieden. Deutsche Zeitungen erscheinen zu Metz bereits seit 1871, da auf die vom 20. August 1871 ab herausgegebene deutsch-französische ‚Zeitung für Deutsch-Lothringen, Gazette de la Lorraine allemande' mit dem 18. Oktober 1871 die vollständig in deutscher Sprache gedruckte ‚Metzer Zeitung' gefolgt ist.

Während das wiedergewonnene Straßburg nicht bloß neu befestigt, sondern auch mit friedlichen Aufgaben dienenden Bauten in reichem Maße beschenkt wurde, lag zu Metz in den ersten Jahrzehnten nach dem Krieg die bürgerliche Bautätigkeit brach[1]. Hier spitzte sich alles dahin zu, die Wehrkraft des Waffenplatzes zu steigern. Die von den Franzosen begonnenen und geplanten Forts wurden ausgebaut und verstärkt, und seit einer Reihe von Jahren hat man begonnen, in weiter Ferne einen zweiten, äußeren Gürtel von starken Panzerfestungen um die Stadt zu legen. Die Besatzung aber wurde immerzu vermehrt und ist heute die stärkste im Reiche (25000 Mann). Für die zahlreiche Besatzung reichten die französischen Kasernen nicht aus, und nachdem man sich zunächst mit Errichtung minderwertiger oder weniger widerstandsfähiger Unterkunftsräume begnügt hatte, hat man, insbesondere seit den 1880er und 1890er Jahren, eine Reihe von monumentalen Kasernenbauten geschaffen. Mit diesen Bauten gingen andere militärische Anlagen, Magazine usw., Hand in Hand. Zu ihnen gehört auch die im gotischen Stil in den Jahren 1875 bis

---

im Jahre 1880: 53131, im Jahre 1890: 60186, einschließlich der Militärpersonen; im Jahre 1905: 60419 (darunter 13035 Militärpersonen). Seit 1. April 1908 sind zwei Vororte eingemeindet (Plantières-Queuleu und Devant-les-Ponts).

Bevölkerungsziffern für Montigny im Jahre 1866: 2673, im Jahre 1871: 2813, im Jahre 1875: 2734, im Jahre 1880: 3101; im Jahre 1905: 12079 (einschließlich 3693 Militärpersonen) und 1908 über 14000 Einwohner.

Bevölkerungsziffern für Sablon im Jahre 1866: 1072, im Jahre 1871: 1039, im Jahre 1875: 1200, im Jahre 1905: 7680; seither hat dieser Vorort die Zahl von 10000 Einwohnern überschritten.

Im Jahre 1817 zählte die Stadt Metz 42217 Einwohner, Plantières nur 93, Devant-les-Ponts 495, Montigny 848, Sablon 308 und die übrigen Vororte (Ban St. Martin, Longeville, St. Julien) 1124 Seelen. Schon im Jahre 1905 hatte z. B. das später in Metz eingemeindete Plantières-Queuleu allein weit mehr Einwohner (3964) als im Jahre 1817 alle jene Vororte zusammen, und seitdem ist es noch ganz erheblich gewachsen.

Die Gesamtbevölkerung von Metz mit allen Vororten und einschließlich der Garnison ist heute (1910) auf mehr als 100000 Seelen zu veranschlagen.

[1] Private Bautätigkeit war reger in den Vororten als in dem durch seine Stadtbefestigung eingeengten Metz.

1881 erbaute evangelische Garnisonkirche. Von nicht militärischen Bauwerken sind aus den drei Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts nur zu nennen der seit 1908 außer Dienst gestellte Hauptbahnhof, welcher als Ersatz eines 1873 abgebrannten Holz- oder Fachwerkbaues erbaut und 1878 eröffnet ist, die in den Jahren 1896—1898 umgebaute Pfarrkirche St. Segolena, mehrere Schulen und einiges andere. Hinzuzurechnen sind dann noch die Arbeiten an unserer herrlichen Kathedrale, insbesondere die Herstellung des Liebfrauenportals und Errichtung des 1903 vollendeten neuen Hauptportals. Auch die 1900—1904 im romanischen Stil erbaute neue evangelische Stadtkirche mag noch der älteren Bautätigkeit beigezählt werden.

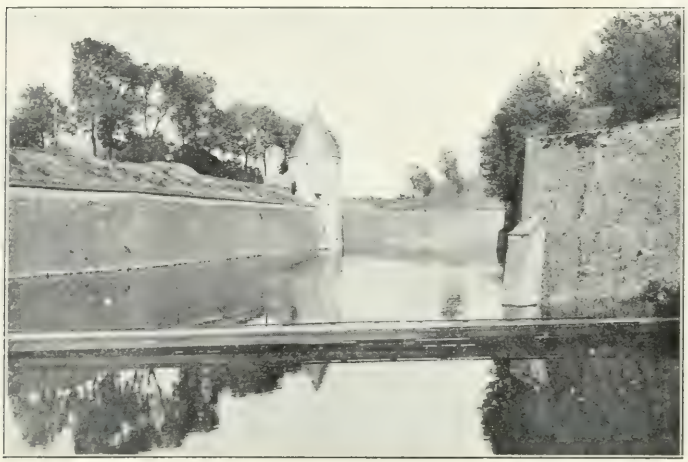


Abb. 16. Frühere Stadtbefestigung mit dem Camouflet-Turm am jetzigen Kaiser Wilhelm-Ring zu Metz.

Inzwischen war aber die Stadt Metz in einen gänzlich neuen Abschnitt ihrer Entwicklung eingetreten. Nachdem durch kaiserlichen Erlaß vom 9. Februar 1898 die Auflassung der Stadtbefestigung angeordnet war, war in unserem Jahrhundert eine überaus rege und umfassende Bautätigkeit die Folge. Die Einebnung des Festungsgeländes begann 1900/1901 auf der Südseite der ehemaligen Zitadelle, wo der (im Januar 1905 vollendete) Neubau des Generalkommandos im Stil der deutschen Renaissance errichtet wurde. Die umfangreichen, mit dem Jahre 1901 folgenden Arbeiten der Stadterweiterung haben in Verbindung mit der Umgestaltung der Eisen-

bahnanlagen das Stadtbild gründlich verändert. Zahlreiche Neubauten sind seither aus der Erde herausgewachsen, nicht bloß private Häuser, sondern auch öffentliche Baudenkmäler. Es mögen nur Erwähnung finden der neue Hauptbahnhof (vollendet 1908) und der Neubau der Oberpostdirektion (vollendet 1911), beide im romanischen Stil, das Gewerbehaus (vollendet 1909) im Stil der Renaissance, die Reichsbank (vollendet 1907), im Stil Louis XVI, ferner Intendantur und städtische höhere Mädchenschule (vollendet 1909, 1910), sowie eine (1907 fertiggestellte) große Volksschule an der Pairhansstraße[1].

Diese lebhafte Geschäftigkeit im Stadterweiterungsgebiet hat aber auch den Baueifer in der Altstadt wachgerufen. Zahlreiche Privatbauten, insbesondere Geschäftshäuser und Gasthöfe wurden hier erneuert oder vergrößert. Die Stadt ist an dieser Bautätigkeit im Stadtinnern gleichfalls beteiligt. Sie hat auch hier in letzter Zeit zwei stattliche Schulhausneubauten hingestellt, hat den alten Seillelauf zugeschüttet und in einen Straßenzug[2] umgewandelt und hat hiermit wie durch Beseitigung baufälliger Häuser und Durchbruch neuer Verbindungsstraßen in enggebauten Vierteln Luft und Licht und Gesundung geschaffen.

Zu allen diesen Arbeiten in Alt- und Neustadt kommt, um nur diese hervorzuheben, die Verbesserung der Wasserversorgung durch zwei innerhalb des Festungsgürtels neu angelegte Grundwasserleitungen und durch Herstellung der älteren Quelleitung von Gorze.[3]

[1] Die infolge der Stadterweiterung in einen ‚Boulevard' umgewandelte Straße hat ihren Namen von dem zu Metz 1783 geborenen General Paixhans († 1854), u. a. Erfinder der nach ihm benannten Bombenkanonen.

[2] Obersaalstraße und Gerbergraben. Allerdings ist diese Anlage infolge der Entschädigung von anstoßenden Gerbern für entzogene Wasserrechte kostspielig geworden.

[3] Infolge der Stadterweiterung sowie durch Ankauf der elektrischen Straßenbahn und die Kosten anderer Aufgaben hat die vorher schuldenfreie Stadt eine beträchtliche Schuldenlast und erhöhte Steuern auf sich genommen.

Zu tröstlichem Vergleich mögen einige Angaben über die durch Finanznöte bedingten Steuergesetze der mittelalterlichen Reichsstadt Metz dienen.

Bis zum 14. Jahrhundert bildeten die Gerichtsgefälle die hauptsächliche Einnahme der Stadt, nach Bedürfnis traten außerordentliche Steuern und Anleihen hinzu; für das 14. Jahrhundert ist auch vorübergehende allgemeine Vermögenssteuer, z. B. im Jahre 1365 nachzuweisen. Infolge der riesigen Geldopfer, welche der ‚Vierherrenkrieg' (S. 103) erheischte, wurde im Jahre 1326 behufs Tilgung der Kriegsanleihen bestimmt, daß, bis zur völligen Befriedigung der Gläubiger der Stadt, eine direkte Verkehrssteuer (maltôte) erhoben werden solle u. a. vom Verkauf der verschiedensten Erzeugnisse und von urkundlich übertragenen Vermögens-

Jedenfalls befindet sich die Stadt Metz mit dieser jüngsten Entwicklung auf fortschrittlicher Bahn. Es ist nicht die erste Erweiterung, welche sie jetzt erlebt, denn bereits in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, im 13. Jahrhundert und im 18. Jahrhundert hat die Stadt erhebliche Vergrößerungen erfahren. Diesen früheren Stadterweiterungen sind jedesmal Verstümmelungen der Stadt oder sonstige Schädigungen gefolgt, welche als Los der Festung beschieden waren. Die mit unserem Jahrhundert begonnene Entwicklung bietet bestimmtere Gewähr für Dauer und Beständigkeit. Wohl ist, ehe die eingeleitete Stadterweiterung und Stadtverschönerung zum Abschluß gebracht sein wird, noch manche Schwierigkeit zu beseitigen, manche Widerwärtigkeit niederzukämpfen, aber hier gilt der Wahlspruch des Schöffenmeisters von Metz, Abraham Fabert:

‚Labor omnia vincit', Arbeit bezwingt alles.

werten, also bei Kauf und Verkauf von Grundstücken, Schuldverschreibungen u. dgl. Im letzteren Fall dürfe die betreffende Urkunde nur nach erfolgter Zahlung der Abgabe, ‚maltôte', vom Aman in dem Schrein (S. 94) niedergelegt werden. Diese vernünftige Maßregel, welche den Mißstand, alte Anleihen durch neue Anleihen zu tilgen, abstellen sollte, erbitterte jedoch das Volk und führte zu einem Aufruhr, der Behörden und Geschlechter aus der Stadt trieb. Infolgedessen ist jene Steuer bei dem zwischen den beiden streitenden Parteien im Jahre 1327 geschlossenen Friedensvertrag fallen gelassen. Doch wird in den Jahren 1348 und 1353 auf das Steuergesetz von 1326 zurückgegriffen. Als oberste Steuerverwaltung wurde (wie für andere Obliegenheiten der Reichsstadt) (vgl. S. 104) ein Siebener-Ausschuß eingesetzt, die ‚Sept de la maltôte', denen Steuereinnehmer, zwei in jedem Pfarrbezirk, unterstanden. Im Jahre 1363 wird das im Jahre 1353 für zehn Jahre erlassene Gesetz bis auf weiteres erneuert und im Jahre 1365 der Steuersatz verdreifacht, doch sollte jetzt nicht der Verkäufer allein die Steuer leisten, sondern Käufer und Verkäufer sollten sich in die Abgabe mit je $1^1/_4$ %, zusammen $2^1/_2$% des übertragenen Wertes teilen; auch wurde der Kreis der beim Verkauf steuerpflichtigen Gegenstände erweitert. Die Steuer blieb eine dauernde Einrichtung. Der Siebener-Ausschuß erhält ein kleines Siegel, ‚bullette', um dem Steuerzahler eine besiegelte Empfangsbestätigung auszustellen, welche den Gerichtsbeamten gegenüber als Ausweis dient. Nach dem Siegel heißt diese Verkehrssteuer ‚Bullette', sie entspricht durchaus dem französischen (in Elsaß-Lothringen noch heute bestehenden) ‚Enregistrement'. Der Sitz dieser Steuerbehörde, das Hôtel de la Bullette, am H. Kreuzplatz, ist noch erhalten, nur ist der Bau teilweise umgestaltet.

Bemerkung. Die Klischees sind vom Verkehrsverein für Metz und vom Museum, Nr. 8 von der Metzer illustrierten Zeitschrift ‚L'Austrasie' zur Verfügung gestellt.

Das neue Metz.

Von

Bürgermeister Dr. **Paul Böhmer**-Metz.
Geheimer Regierungsrat
(nunmehr Unterstaatssekretär im Reichskolonialamt).

Am 29. Oktober 1870 erfolgte der Einzug der deutschen Truppen in Metz. Die Exekutivgewalt ging auf die Befehlshaber der Okkupationsarmee über. Durch den Friedensvertrag vom 10. Mai 1871 ging Metz in deutschen Besitz über. Ein Drittel der Bevölkerung, und zwar der wohlhabendere Teil, wanderte aus, so daß die Zahl der Zivilbevölkerung, die 1870 rund 48300 Köpfe betrug, im Jahre 1872 auf 33100 gesunken war. Die Abnahme betrug also 15100 Köpfe. Diese Auswanderung machte sich auch im Steuerprinzipal bemerkbar, das 1869 418000 Mk. betrug und allmählich bis 1878 auf 364000 Mk. herabsank. Was an Bevölkerung in Metz verblieb, war vollkommen französisch in Abstammung, Sprache, Kultur und Gesinnung. Nur langsam vollzog sich anfangs die deutsche Einwanderung. Doch es waren meist unbemittelte und nicht immer die besten Elemente, die nach Metz ihren Wohnsitz verlegten. Dies änderte sich natürlich mit dem Laufe der Jahre wesentlich. Die Bevölkerungszunahme zeigt nachstehende Tabelle über die Einwohnerzahl: 1870 rund 48000; 1872 ca. 33000; 1873 ca. 35000; 1875 ca. 37000; 1880 ca. 41000; 1885 ca. 42000; 1890 ca. 44000; 1895 ca. 45000; 1905 bei der letzten amtlichen Volkszählung ca. 47000 Einwohner ohne Militär. Der Stand von 1869 ist also noch nicht erreicht, wobei aber auf das stete Anwachsen der Vororte hingewiesen werden muß. Zurzeit wird Metz *mit seinen gesamten Vororten* eine Zivilbevölkerung von ca. 75000 Personen umfassen.

Auch die wirtschaftliche Entwicklung ging langsam wieder in die Höhe. Das Steuerprinzipal, das 1870 418000 Mk. betrug und bis 1878 auf 364000 Mk. gesunken war, erreichte die Höhe von 400000 Mk. erst wieder 1893, die Höhe des Steuerprinzipals vom Jahre 1869 erst wieder 1896. Im Jahre 1900 betrug es 443000 Mk.; infolge einer neuen Gesetzgebung im Jahre 1901 stieg es auf 521000 Mk., dann 1903 auf 579000 Mk., 1907 auf 599000 Mk., und ist heute durch die Neuregelung der Gebäudesteuer und umfassende Eingemeindungen auf 759000 Mk. angewachsen.

Die statistischen Angaben über die Bevölkerungsziffern und die Steuerprinzipale der Stadt Metz zeigen, mit welch großen ökonomischen Schwierigkeiten die Stadt zu kämpfen hatte und noch hat, um unter deutscher Herrschaft zu einem Aufschwung zu gelangen. Diesen finanziellen Schwierigkeiten haben sich besonders in der ersten Periode der deutschen Verwaltung nationale Widerstände seitens der eingeborenen Bevölkerung zugesellt. Die politische Geschichte der Stadt Metz spiegelt die politische Geschichte des Landes in gewissem Sinne wieder. Die deutsche Verwaltung hatte nach dem Friedensschluß zunächst den amtierenden Gemeinderat im Amte gelassen. Am 29. März 1871 starb der Bürgermeister Felix Maréchal, der in schwierigster Situation das Stadtregiment in versöhnlichstem Sinne geführt hat und es den deutschen Behörden gegenüber an loyalem Entgegenkommen nicht hat fehlen lassen. Am 9. August wurde an seine Stelle der wohlhabende Metzer Kaufmann Paul Besanzon gewählt, eine deutschfeindliche, intransigente Persönlichkeit. Er wurde von der Regierung, erst nach langen Erwägungen, am 9. Oktober 1871 bestätigt. Besanzon blieb bis 1876 im Amt. Die Stadtverwaltung wurde nach den Regeln ängstlicher französischer Sparsamkeit und des starren Festhaltens an dem Überkommenen geführt. Daß der Bürgermeister, wie die große Mehrheit der Gemeinderatsmitglieder, mit ihren Sympathien ausschließlich auf französischer Seite standen, bedarf keiner Ausführung.

Die immer klarer zutage tretende Ablehnung der eingeborenen Bevölkerung gegen die notwendige äußere und innere Angliederung an das Deutsche Reich, nicht weniger aber auch wohl Rücksichten der Landesverteidigung, ließen es geboten erscheinen, bei der Neuwahl des Gemeinderats 1876, der in seiner Zusammensetzung kaum wesentlich von dem früheren abwich, von der gesetzlichen Ermächtigung Gebrauch zu machen, an die Spitze der Stadtverwaltung eine außerhalb des Gemeinderats stehende Persönlichkeit als Verwalter zu berufen. Die Regierung setzte deshalb unter Protest des Gemeinderats im Jahre 1877 den damaligen Kreisdirektor Freiherrn von Freyberg als Bürgermeistereiverwalter ein. Herr v. Freyberg wurde im Jahre 1880 durch den damaligen Kreis- und Polizeidirektor Halm abgelöst. Halm blieb bis 1886 als Bürgermeistereiverwalter im Amt. Von einer weitsichtigen, modernen Entfaltung der kommunalen Tätigkeit konnte in dieser Zeit nicht die Rede sein, da der Bürgermeistereiverwalter durchweg in seiner Tätigkeit an die Zustimmung des französisch gesinnten Gemeinderats gebunden war.

Die Entwicklung der Stadt zeigt also in dieser Periode bis 1886 im wesentlichen das Bild der Stagnation in kommunalen Angelegenheiten und der Opposition in nationalen Fragen.

Die Neuwahlen des Gemeinderats im Jahre 1886 brachten zum ersten Male einen erheblichen nationalen Fortschritt, da der neue Gemeinderat sich in seiner Mehrheit aus eingewanderten, nationaldeutschen Elementen zusammensetzte. Schon äußerlich zeigte sich der Umschwung darin, daß die Gemeinderatsprotokolle statt ausschließlich in französischer Sprache von 1886 ab in deutscher und französischer Sprache gedruckt wurden. Es berührt wie ein warmer Hauch nationaler Begeisterung, wenn man die Gemeinderatsverhandlungen der nächsten Jahre durchblättert. Die Mittel für patriotische Feste und Kaiserempfänge werden gerne gegeben, deutsches Vereinsleben wird durch städtische Beihilfe unterstützt, ein nationaler Fortschritt macht sich auf allen Gebieten bemerkbar. Der bisherige Verwalter Halm wird 1886 in den Gemeinderat gewählt und von diesem der Regierung zur Ernennung als Bürgermeister präsentiert. Mit dieser Ernennung hat die Stadt Metz zum ersten Male einen von der Bürgerschaft gewählten Altdeutschen an ihrer Spitze. Der bis zum Jahre 1895 dauernden Verwaltung des Bürgermeisters Halm hat Metz die wesentliche Grundlage seines Überganges von einer unmodernen, unsanitären, französischen Provinzialstadt zu einem modernen, deutschen Stadtgebilde zu verdanken. Er legte den Grund zu der demnächstigen Stadterweiterung, zu der Kanalisation, zu der Hebung des deutschen Theaters, des Schulwesens und anderer Einrichtungen. Diese Entwicklung haben auch Rückschläge in der Zusammensetzung des Gemeinderats dauernd nicht aufzuhalten vermocht. Halm, der als Bezirkspräsident nach dem Oberelsaß berufen wurde, folgte der Oberregierungsrat Freiherr von Kramer, der 1901 ausschied, ihm der Justizrat Ströver, der im Jahre 1908 das Amt niederlegte. Sein Nachfolger wurde der Geh. Regierungsrat Dr. Böhmer.

Von den größeren Unternehmungen, welche die Stadt unter deutschem Regime durchgeführt hat, sind zu nennen: die Trinkwasserversorgung, die Kanalisation und die Stadterweiterung.

Was die Trinkwasserversorgung anbelangt, so war bis zum Jahre 1904 Metz ausschließlich mit Wasser aus den Gorzer Quellen, einem vorzüglichen und geschichtlich berühmten Gebirgsquellwasser versorgt, das in den Jahren 1860—1870 unter französischer Regierung neu gefaßt, durch einen für die damalige Zeit hervorragenden

Stollenbau von 17 km Länge, der Stadt mit natürlichem Gefälle zufließt und dort in einem interessanten zweistöckigen Reservoir von 11 000 cbm Inhalt aufgespeichert wird. Diese Quellwasserleitung, die mit einem Kostenaufwand von 2 Millionen Mark von dem Ingenieur Vandernoot erbaut wurde, hat aber zwei Fehler, die sich im Laufe der Zeit immer empfindlicher fühlbar machten. Dies war einerseits der ungenügende Druck der Leitung, um die hochgelegenen Stadtteile bis in die obersten Stockwerke zu speisen, eine Folge der Höhenlage des Quellwasserspiegels in Gorze. Andererseits war es der Mangel, den die meisten Gebirgsquellen zeigen, eine sehr starke Abnahme der Ergiebigkeit im Sommer, welche hier von 16000 cbm im Winter auf 4000 cbm in den Monaten Juli-November herunter-sinkt. Ein Einblick in die Geschichte der Stadtverwaltung zeigt, wie diese dauernd bestrebt war, diese Mängel zu beheben. Eine Reihe Projekte für die Zuleitung neuer, namentlich höher liegender Quellen (Mancequellen) tauchten auf, doch ohne befriedigende Lösung, wobei eine deutliche aber unberechtigte Abneigung der einheimischen Bevölkerung gegen Verwendung von Grundwasser auffällt. Hierzu kam ein weiteres wichtiges Moment, welches die Änderung der bestehenden Verhältnisse forderte, nämlich die Stadterweiterung und die Frage der Eingemeindung verschiedener Vororte. Der Zuwachs der Bevölkerung verlangte die Erschließung neuer auf lange Jahre hinaus ausreichender Wasserbezugsquellen.

Die Sachlage mußte naturgemäß auch in hohem Grade das Interesse der Militärverwaltung hervorrufen, die bei der außerordentlich starken Besatzung der Festung auf eine jederzeit ausreichende und vor allem sturmsichere Wasserversorgung bedacht sein mußte. Wir finden daher zu Anfang der 90er Jahre auch die Militärverwaltung tätig bei der Untersuchung der Grundwasserverhältnisse in der Umgebung der Stadt. Die in ihren Anfängen von dem Hydrologen Thiem ausgeführten Vorarbeiten namentlich in der Moselniederung südlich von Metz-Montigny, bei der sogenannten Kanalbatterie, ergab ein so gutes Resultat, daß auch nun die Stadt ihrerseits an die Frage des Ausbaues einer Grundwasserentnahme herantrat.

Als im August des Jahres 1903 in Gorze einige Typhusfälle auftraten und die Aufsichtsbehörde die alte französische Quellfassung in Gorze von einer etwa möglichen Infizierung bedroht glaubte und die bekannte Sperrung der Bouillonquelle und die Wassernot in Metz sich ereignete, so trug dieses Vorkommnis nur dazu bei,

daß die von der Stadt bereits begonnenen Arbeiten zur Verbesserung der Wasserleitung mit noch größerer Beschleunigung betrieben wurden. Noch im Jahre 1903 wurden die Fassungsanlagen von Gorze derart abgeändert, daß die bestehende alte Fanggalerie mit ihrer geringen Deckung ganz aufgegeben und eine neue tieferliegende Fanggalerie angelegt wurde.

Im gleichen Jahre wurden eingehende Untersuchungen des Grundwassergebietes nördlich von Metz (St. Eloy) mit Erfolg vorgenommen.

Am 24. Februar 1904 genehmigte der Gemeinderat von Metz das Projekt zum Ausbau des Grundwasserwerks südlich von Metz. Die Arbeiten wurden im April 1904 begonnen und am 5. August 1904 schon erfolgte die Eröffnung des neuen Werkes, durch welches zunächst dem zeitweisen Gorzer Wassermangel ein für allemal begegnet war. Nun galt es auch die Druckverhältnisse zu verbessern; die Arbeiten erfuhren aber eine ungewollte Verzögerung. Zu den städtischen und militärischen Interessen an der Wasserleitung traten diejenigen der Landesverwaltung an der Versorgung einer Reihe von Vororten im Osten von Metz, die jährlich unter großem Wassermangel zu leiden hatten und während noch die ziemlich langwierigen Verhandlungen über Errichtung einer großen Zentralwasserversorgung von Stadt, Festung und Vororten im Gange waren, trat noch die Eisenbahnverwaltung an die Stadt Metz heran wegen der Versorgung der neuen Bahnanlagen in Metz mit Wasser. Diesem Antrage folgte später dann noch ein weiterer, nämlich der, die Versorgung auch der Bahnstationen auf der Strecke von Metz bis Diedenhofen. Die stets neu hinzutretenden Gebiete erforderten ebensooft eine völlige Umarbeitung der Projekte, Rentabilitätsberechnungen und Verträge und entschuldigen diese außerordentlich umfangreichen Vorarbeiten einigermaßen die Verzögerung der von allen Seiten dringend gewünschten schnellen Verwirklichung des großen Projektes.

Die zweite Druckzone, die beiden Hochbehälter und die Versorgung des Vororts Plantieres-Queuleu waren programmäßig am 1. Oktober 1906 fertig.

Das Frühjahr 1908 endlich brachte den langersehnten Abschluß der Verträge. Fertigstellung des definitiven Projektes, Ausschreibungen folgten auf dem Fuße und Oktober 1908 wurde mit der dritten Bauperiode, Ausbau der dritten Zone begonnen. Trotz des denkbar schlechten Winters konnte der Bau doch so gefördert werden, daß

zu dem vertraglich festgesetzten Termin, am 1. Oktober 1909, das neue Pumpwerk Nord in Betrieb genommen werden konnte.

Damit war die große Wassergewinnungsanlage in allen ihren Teilen erledigt. Der Betrieb derselben gestaltete sich wie folgt:

Die verfügbaren Wassermengen sind: von Gorze minimum gleich 4000 cbm (maximum 8000 cbm), vom Pumpwerk Süd gleich 6400 cbm, vom Pumpwerk Nord gleich 6800 cbm, zusammen 17200 cbm.

Diese neuen Grundwasseranlagen der Stadt Metz d. i. die Pumpwerke Süd und Nord sind folgendermaßen angelegt:

Pumpwerk Süd. Das Pumpwerk Süd liegt zwischen dem Bahndamm der Strecke Metz-Diedenhofen, der Mosel, Moulins und dem Kanal. Die Entnahmestelle liegt 250 m von der Mosel entfernt. Das Schutzgebiet beträgt 9 ha. Die Entnahme des Wassers erfolgt aus 15 Rohrbrunnen (davon elf System Thiem) im Abstand von 21 m. Die Brunnen hatte die Militärverwaltung zu Versuchszwecken angelegt und wurden dieselben bis heute beibehalten, ferner vier neue Kesselbrunnen von 60 cm lichter Weite. Die Gesamtlänge der Fassung beträgt 300 m. Die Brunnen sind durch eine Saugleitung miteinander verbunden. Durch das Vakuum, das die Pumpen im Saugrohr und Saugwindkessel erzeugen, tritt das Wasser in letztere und von da an die Saugventile der Pumpen, und wird bei jedem Kolbenstoß eine bestimmte Wassermenge in die Druckleitung hineingestoßen.

Pumpwerk Nord. Diese Fassungsanlage ist die größere von beiden und hat eine Länge von 3 km. Das Wasser wird aus 16 Kesselbrunnen von 60 cm lichter Weite, deren Abstand 250 m beträgt, entnommen. Die 3 km lange Heberleitung von 250 bis 400 mm Durchmesser verbindet diese Brunnen mit einem Sammelbrunnen von 4,00 m Durchmesser, aus dem die Dampfpumpen das Wasser ansaugen und nach Metz, Diedenhofen bzw. den östlichen Vororten drücken. Über den Verlauf der Druckleitungen, die von 100 bis 300 mm lichte Weite haben, gibt der Lageplan Auskunft.

Der Behälter der zweiten Zone in Queuleu besteht aus zwei eisernen, von einer massiven Halle umschlossenen Kugelreservoire von je 1000 cbm Inhalt in der Klarastraße in Queuleu.

Die Behälter der dritten Zone in Peltre und Vallieres sind von je 500 cbm Inhalt, in den Boden eingebaute kreisrunde Eisenbetonbehälter.

Die Baukosten betragen im ganzen 2 181 500 Mk.

Bezüglich der Rentabilität wird bemerkt, daß sich nach Abzug aller Betriebskosten, Verzinsung und Amortisation ein Überschuß für 1910 von 243 600 Mk. ergeben wird. Hierin enthalten sind 142 000 Mk. für Wasserzins der städtischen Gebäude. Nach Abzug dieser Summe ist ein Reinüberschuß von rund 100 000 Mk. zu erwarten.

Was sodann die Kanalisation anbelangt, so ist folgendes zu sagen:

Die Stadt Metz liegt zum größten Teil auf einem in nord-südlicher Richtung laufenden, im allgemeinen nach beiden Seiten steil abfallenden Höhenrücken, der das Moseltal vom Seilletal trennt. Der Untergrund dieses Rückens besteht, abgesehen von der hohen Kulturschicht, aus einer mächtigen undurchlässigen Mergelschicht der Liasformation.

Unter diesen, dem Abfluß der Abwässer günstigen Verhältnissen ist wohl im Mittelalter und bis in die Neuzeit hinein das Bedürfnis nach unterirdischen Entwässerungsanlagen nicht als dringend empfunden worden, denn es finden sich innerhalb der Stadt nur wenige Kanäle aus der Zeit vor dem Jahre 1850.

Erst in der Zeit von 1850—80 erhielt die Stadt ein zusammenhängendes Kanalnetz von etwa 25 200 lfd. Meter Länge; fast jede Straße wurde mit einem Kanal versehen, der im allgemeinen fast unmittelbar unter dem Straßenpflaster lag und dem Gefälle der Straße folgte. Diese Kanäle waren, wohl mit Rücksicht auf die nach damaligem Brauche darin unterzubringenden Wasserleitungsrohre fast durchweg begehbar, hatten Bruchsteinsohle und -Gewölbe und eine flache Betonsohle mit einer ca. 20 Zentimeter breiten halbkreisförmigen Hausteinrinne.

Durch die Kanäle wurden die Abwässer möglichst direkt der Seille und Mosel zugeführt, in welche sie also innerhalb der Stadt frei ausmündeten.

Zur Aufnahme von Fäkalien waren die Kanäle ursprünglich weder bestimmt noch geeignet. Zu deren Aufnahme dienten Gruben, welche auf pneumatischem Wege entleert wurden. Doch gelangte auch ein großer Teil der Fäkalien direkt oder indirekt in die Flußläufe. Von 2922 Häusern der Stadt hatten 2337 zementierte, 40 unzementierte Gruben, 28 eiserne Behälter, während bei 466 Häusern die Aborte unmittelbar in die Seille bzw. Mosel gingen und 38 Häuser Aborte überhaupt nicht besaßen. Durch Wasserklosette und Über-

laufrohre an den Abortgruben gelangte ein weiterer Teil der Fäkalien in die Kanäle und damit in die Flußläufe.

Auf die Dauer war dieser Zustand unhaltbar; insbesondere machten sich die Übelstände an der inneren Seille geltend, verschärft durch den Betrieb der Gerbereien an dem zum Betriebe von Mühlen gestauten Flußlauf — den zu überwölben schon zu französischer Zeit beabsichtigt war. Die Durchführung dieses Projektes würde ohne Nebenkosten etwa 260 000 Mk. erfordert haben. Dieser Entwurf kam jedoch nicht zur Ausführung und der Zustand des inneren Seillekanals verschlechterte sich infolge des eingeleiteten Unrats von Jahr zu Jahr immer mehr. Erst die Aufgabe der südlichen und östlichen Stadtbefestigung und die dadurch ermöglichte Beseitigung verschiedener militärfiskalischer Schleusen und Mühlen ließ die wünschenswerte völlige Beseitigung dieses Kanallaufes zu.

In den Jahren 1900—1902 wurde seitens des Stadtbauamtes ein Entwurf für die Entwässerung des Gesamtgebietes der Stadt mit Einschluß der Vororte Montigny und Sablon aufgestellt, welches auch insbesondere die Beseitigung des alten Seillekanals zum Gegenstand hatte und in der Hauptsache nunmehr zur Ausführung gelangt ist. Der Hauptsammelkanal, dessen Größe zwischen 0,70 1,05 und 2,13 2,00 wechselt und der zum Teil in Backsteinmauerwerk, zum Teil in Stampfbeton, durchweg mit eingelegten Tonsohlschalen hergestellt ist, konnte, da die die Zitadelle tragende Höhe ein schwer zu überwindendes Hindernis darstellt, im allgemeinen nicht am Ufer der Mosel entlang geführt werden.

Er nimmt seinen Anfang an der Kreuzung der südlichen Gemarkungsgrenze mit der Mosel, nimmt hier die Abwässer der Vororte Montigny und Sablon-West auf, führt längst der Mosel bis zum Kaiserin Augusta-Ring und folgt sodann dem ehemaligen Festungsgraben, über welchem sich jetzt der Kaiserin Augusta- und der Kaiser Wilhelm-Ring hinziehen, bis zum Mazellenplatz, wo er die Abwässer von Sablon-Ost und Plantieres-Queuleu aufzunehmen hat. Von hier ab liegt der Sammelkanal im Bette des zugeschütteten inneren Seille-Armes und zieht sich sodann parallel dem Pairhans-Ring an der Grenze zwischen dem städtischen und dem militärfiskalischen Gelände bis zur Gitterbrücke hin, wo er vorläufig in die Mosel mündet. Diese Linienführung durch die alten Festungsgräben, das alte Seillebett und das frühere Mühlengerinne auf der Pairhansstraße führte eine große Ersparnis an Erdarbeiten herbei.

Die Gesamtlänge der bereits ausgebauten Strecke dieses Sammel-

kanals beträgt rund 3540 m. Die Weiterführung des Kanals soll, so bald als irgend angängig, in Angriff genommen werden.

Vermittelst eines Dückers wird er die Mosel kreuzen, in Höhe des Schlachthofes die übergepumpten Abwässer des Stadtteiles links der schiffbaren Mosel aufnehmen und, dem Südufer der Friedhofinsel folgend, nach der unterhalb der Friedhöfe gelegenen Ausmündung führen.

Bezüglich der vor Einleitung der Abwässer in den Flußlauf vorzunehmenden Klärung ist eine endgültige Entscheidung zurzeit noch nicht getroffen worden.

Entlastungen des Hauptsammlers durch Regenausläße erfolgen am Kaiserin Augusta-Ring, am Mazellenplatz und am Südende des Pairhans-Ringes; ferner soll von dem Dücker ein weiterer Regenauslaß eingebaut werden. Diese Regenausläße treten in Tätigkeit, sobald das Verhältnis zwischen Brauch- und Regenwasser 1 : 4 ist.

An diesen in den Jahren 1902—1909 zur Ausführung gelangten Hauptsammelkanal schließen sich nun die Sammelkanäle der einzelnen Stadtgebiete an: An der Augustinerstraße der Sammler für den Ostteil des südlichen Stadterweiterungsgebietes, an der Zeughausstraße der Sammler für das Gebiet rechts, und am Schlachthof der Sammler für das Gebiet links der schiffbaren Mosel. Die letzteren beiden Sammler sind in der Hauptsache nicht neu gebaut, sie sind vielmehr durch Umgestaltung der vorhandenen Kanäle geschaffen worden.

Der systematische Umbau des Kanalnetzes der Altstadt, gemäß Projekt des Stadtbauamtes vom Jahre 1903, ist in den Jahren 1903—1909 erfolgt. Die flachen Sohlen der bestehenden Kanäle sind durch runde, dem Eiprofil entsprechende Sohlen ersetzt worden, die vorhandenen Gefällsbrüche wurden beseitigt, einige kürzere neue Kanalstrecken in das Netz eingefügt und die Ausmündungen in die Flußläufe geschlossen, so daß nunmehr das ganze System allen an eine „Schwemmkanalisation" zu stellenden Anforderungen genügen wird, sobald der Ausbau des noch fehlenden Reststücks des Hauptsammelkanals und der Anschluß des Stadtteiles zwischen der schiffbaren und der nicht schiffbaren Mosel an diesen erfolgt sein wird.

Bis zu diesem Zeitpunkt können in diesem Stadtteil, dessen Abwässer vorläufig oberhalb des Schlachthofes in die Mosel treten, Aborte im allgemeinen noch nicht an die Kanäle angeschlossen werden. Bei der notorischen Abneigung eines großen Teiles der Grundstücks-

besitzer der Altstadt gegen alle, namentlich mit Kosten verknüpften Neuerungen, deren Vorteile nicht ohne weiteres ziffernmäßig nachzuweisen sind, stieß die Stadtverwaltung bei ihrem Bestreben, möglichst schnell den Anschluß aller Grundstücke an das Kanalnetz herbeizuführen, auf einen hartnäckigen passiven Widerstand, der sie dazu veranlaßte in den „Bestimmungen betr. die Benutzung der städtischen Entwässerungskanäle" vom 28. Juni 1905 festzusetzen:

„Bei Grundstücken, deren Anschluß an die Schwemmkanalisation „noch nicht erfolgt ist, beginnt die Verpflichtung zur Zahlung der „Gebühren:

„a) bei Grundstücken, die bereits bebaut sind, unmittelbar nach „Herstellung des Anschlusses, spätestens aber nach Ablauf eines Jahres „von Fertigstellung des städtischerseits ausgeführten bzw. für die „Schwemmkanalisation hergerichteten Straßenkanals ab;"

„b) bei Grundstücken, die nach Veröffentlichung dieser Bekannt„machung bebaut werden, drei Monate nach der baupolizeilichen Ab„nahme des Rohbaues."

Die Bestimmung, daß von einem bestimmten Zeitpunkt an Kanalgebühren zu entrichten sind, gleichviel ob das betr. Grundstück an das Kanalnetz angeschlossen ist oder nicht, hat ihren Zweck, auf die Entschließungen der Grundstücksbesitzer einen sanften Druck auszuüben, nicht verfehlt.

Von den 2308 auf dem rechten Ufer der schiffbaren Mosel gelegenen Grundstücken der Altstadt (der Stadtteil links der Mosel kommt, wie schon bemerkt, noch nicht in Frage) wurden an das Kanalnetz voll angeschlossen:

im Jahre	1905	86	Grundstücke
„ „	1906	145	„
„ „	1907	150	„
„ „	1908	384	„
„ „	1909	278	„
„ „	1910 (bis 7. Mai)	50	„
		1093	Grundstücke.

Die Kanalgebühr beträgt für bebaute Grundstücke (in der Altstadt und im Stadterweiterungsgebiet) jährlich $1^1/_4$ % desjenigen Betrages, der als Nutzungswert für die Erhebung der Grund- und Gebäudesteuer steueramtlich festgesetzt ist. Dieser Prozentsatz deckt die Verzinsung und Amortisation des in den Kanalanlagen festgelegten Anlagekapitals wie auch die Kosten des Kanalbetriebes.

Für das Gebiet der *südlichen Stadterweiterung* ist ein einheitliches Kanalsystem vorgesehen und größtenteils bereits zur Ausführung gekommen. Die Kanäle bestehen durchweg aus Tonröhren von 0,30—0,60 m Durchmesser, welche die Abwässer teils unmittelbar dem Hauptsammelkanal, teils den bereits ausgeführten, in Backstein gemauerten Nebensammlern: Chlodwigstraße—Vaubanstraße und Schillerstraße—Symphorienstraße zuführen.

Im Gebiet der südlichen Stadterweiterung sind rund 8000 lfd. Meter Tonrohrkanäle und rund 1500 lfd. Meter begehbare Beton- und Backsteinkanäle zur Ausführung gelangt.

An das Kanalnetz der Stadt Metz schließen sich die Kanalnetze von Plantieres-Queuleu, Devant-les-Ponts, Montigny und Sablon an.

Durch den Ausbau der Kanalisation sind der Stadt Metz bis jetzt *etwa* folgende *Kosten* entstanden:

1. Für den teilweisen Ausbau des Hauptsammelkanals einschließlich der Regenausläße rund	490000	Mk.
Hiervon ab der vorläufige Beitrag des Vorortes Montigny	150000	„
	340000	Mk.
2. Für Umbau der Kanäle der Altstadt nebst einigen kleineren Neubauten	1093000	„
3. Für Kanäle der Stadterweiterung ausschließlich Hauptkanal, schätzungsweise, rund	350000	„
4. Für die Kanalisation Plantieres-Queuleu . . .	140000	„
5. Für die Kanalisation von Devant-les-Ponts . .	154000	„
Im ganzen	2077000	Mk.

Die *Stadterweiterung* hat die Stadt finanziell stärker belastet wie Wasserleitung und Kanalisation.

Bis zum Jahre 1901 war die Stadt Metz ringsum von einem vollständig geschlossenen Gürtel von Befestigungswerken umgeben, die in der Hauptsache unter dem Gouverneur Belle-Isle (1731 ff.) entstanden und in den Jahren 1867 ff. verstärkt worden sind. Außerhalb der eigentlichen Umwallung lagen vor der Südfront der Stadt die Lünette Rogniat, die Lünette d'Arçon (1791) und die Seille-Redoute (1736—1737), ferner der 1878 an Stelle des von der französischen Ostbahngesellschaft errichteten abgebrannten Fachwerkbaues erbaute Bahnhof und der durch einen zum Teil den Festungsgraben benutzenden Stichkanal mit dem Schiffahrtskanal verbundene

Kanalhafen, an dessen Stelle jetzt die Anlagen des neuen Personenbahnhofes sich hinziehen.

Den Zugang zur Altstadt von Süden her vermittelten vier Tore: das Zitadellentor, das 1851 mit Rücksicht auf die neu erbaute Eisenbahn wieder entstandene Römertor (seit 1870 Prinz Friedrich Karltor genannt), das Theobaldtor (1739) und das Mazellentor, während an der Ostfront nur das Deutsche Tor dem öffentlichen Verkehr diente. Längs der Süd- und Ostfront, auf der ganzen Strecke zwischen dem Prinz Friedrich Karltor und der Gitterbrücke, traten die Wälle fast unmittelbar an die Häuser der Altstadt heran, nur durch eine schmale Wallstraße von ihnen getrennt.

Im Anfang der neunziger Jahre wurden Verhandlungen mit der Heeresverwaltung angeknüpft, die die Niederlegung der Stadtumwallung und die Überlassung des freiwerdenden Geländes zu Erweiterungszwecken an die Stadt zum Ziele hatten. Diese Verhandlungen verliefen zunächst ergebnislos.

Infolgedessen wandte sich am 6. Januar 1898 der damalige Bürgermeister der Stadt Metz, Freiherr von Kramer, im Namen des Gemeinderates unter Hinweis auf die äußerst ungünstigen Wohnungsverhältnisse in der Stadt und die dadurch verursachten bedenklichen sanitären Zustände in einer Immediateingabe an Se. Majestät den Kaiser mit der Bitte, genehmigen zu wollen, daß „der zwischen Montigny-Sablon und der Stadt Metz gelegene, dem Militärfiskus gehörige Platz der Stadt Metz käuflich überlassen werde, die derzeitige Umwallung einerseits vom Diedenhofener- bis zum inneren Französischen Tor, andererseits am Südende der Stadt vom Zitadellentor bis zum Deutschen Tor fallen gelassen, die Wälle und Gräben eingeebnet und mit der Stadt Metz über die näheren Bedingungen insbesondere über die Beteiligung der Stadt an den Kosten in Verhandlung getreten werde". Am 9. Februar 1898 ging folgendes Telegramm von Sr. Majestät dem Kaiser ein:

„Berlin, Schloß. Um Meinem landesväterlichen Wohlwollen und Interesse für die herrliche alte Stadt Metz und ihre brave Bürgerschaft besonderen Ausdruck zu verleihen, teile Ich der Stadt mit, daß Ich in Gnaden Mich bewogen gefunden, ihrem Wunsche entsprechend die alte Süd- und Ostumwallung fallen zu lassen und ihre Schleifung zu befehlen. Möge die Stadt einen neuen kräftigen Aufschwung nehmen und in Frieden sich ausbreiten, ohne dessen gewährte Sicherung die Maßregel nicht hätte erfolgen können. gez. Wilhelm I. R.

Es begannen nun sofort die Verhandlungen mit der Reichseisenbahnverwaltung und der Militärverwaltung über das abzutretende Gelände und die der Stadt zu stellenden Bedingungen. Nach vielfachen Schwierigkeiten waren die Verhandlungen im Jahre 1899 so weit gediehen, daß der neue Bebauungsplan Sr. Majestät dem Kaiser vorgelegt werden konnte.

Am 18. Mai 1901 wurde Sr. Majestät dem Kaiser im Bezirkspräsidium über die Stadterweiterung seitens der beteiligten Behörden, ausschließlich der Reichseisenbahnverwaltung, gemeinsam Vortrag gehalten. Bei dieser Gelegenheit sprach Se. Majestät den Wunsch aus, daß das Prinz Friedrich Karltor unter allen Umständen erhalten werden möge.

Unter dem 27. August 1901 wurde der Vertrag zwischen dem Militärfiskus und der Stadt Metz seitens des Gouverneurs, des Bürgermeisters und des Bezirkspräsidenten abgeschlossen.

Hiernach gingen rund 64 ha Gelände in den Besitz der Stadt über, welche hierfür pro Quadratmeter 3,30 Mk., abzüglich der Schätzungssumme für die dem Fiskus zu übertragenden Grundstücke, im ganzen die Summe von 1 238 496,64 Mk. bis zum Jahre 1910 in gleichen Jahresraten mit jährlich vier Prozent Verzinsung der jeweiligen Restsumme zu zahlen hat. Außerdem hat die Stadt die Kosten zu tragen, welche der Heeresverwaltung durch den Ersatz der von der Stadt miterworbenen Garnisonanstalten oder Verlegung von solchen erwachsen, jedoch nur bis zu einer Gesamthöhe von 850 000 Mk. Gleichzeitig mit dem Stadterweiterungsgelände wurden der Stadt Metz eine Anzahl Straßen, Brücken und Plätze außerhalb des eigentlichen Stadterweiterungsgeländes abgetreten gegen die Verpflichtung, sie dauernd zu unterhalten.

Mit den Bodenabtragsarbeiten war im Dezember 1901 am Prinz Friedrich Karltor begonnen worden. Gelegentlich der weiteren Einebnungsarbeiten wurden 1902/03 in der Nähe der früheren Seille-Redoute (der Nordseite des heutigen Güterbahnhofes) die Reste des altrömischen Amphitheaters freigelegt; leider war es mit Rücksicht auf die Bahnanlagen nicht möglich, dieselben zugänglich zu erhalten.

Am 2. und 3. März 1903 fanden die ersten Versteigerungen von im Gebiete der Stadterweiterung gelegenen Baugrundstücken statt, nachdem am 1. Februar 1903 eine Bauordnung für die Stadt Metz erlassen worden war. In diesen Versteigerungen wurden Baustellen im südlichen Stadterweiterungsgebiet mit einem Flächeninhalt

von 11850 qm verkauft, die einen Erlös von 479697 Mk. lieferten, d. h. durchschnittlich rund 40,5 Mk. für 1 qm, während am Paixhanswall 5271 qm Gelände eine Einnahme von 94998 Mk. lieferte, d. h. durchschnittlich rund 18 Mk. pro Quadratmeter.

Von den rund 13400 laufenden Metern Straßen der südlichen Stadterweiterung wurden im Laufe der nächsten Jahre bis 1. April 1910 9970 laufende Meter ausgebaut, im ganzen also rund 10000 laufende Meter, so daß noch etwa 3400 laufende Meter auszubauen bleiben.

Was die Kosten der Stadterweiterung anlangt, so ergibt sich folgendes Bild:

An Ausgaben für Durchführung der Stadterweiterungsarbeiten sind bisher entstanden:

a)	für Geländeerwerb rund	2728000 Mk.
b)	für Vorarbeiten und technische Leitung . .	458400 „
c)	für Gebäudeankäufe und Entschädigungen .	988900 „
d)	für Baukosten (einschl. Kanalisation, ausschl. Gas- und Wasserleitung)	4109000 „
	ferner für einige kleinere Bauausführungen außerhalb des eigentlichen Stadterweiterungsgebietes .	164800 „
		8449100 Mk.
	Hiervon sind seitens anderer Behörden zurückgezahlt worden	192100 „
	so daß an Kosten verbleiben	8257000 Mk.

Hierbei sind die Kosten für Verzinsung und Tilgung der erforderlich gewordenen Anleihen nicht mit aufgeführt.

Diesen Ausgaben steht eine Einnahme von rund etwa 3 Mill. Mark für verkauftes Baugelände und gewonnenes Material gegenüber.

Die Stadt ist also noch Eigentümerin eines Areals im Werte von rund 5¼ Millionen Mark, welche bereits gezahlt sind und für welche die Stadt die Zinsen zu tragen hat. Die finanzielle Lösung der Stadterweiterungsfrage kann als eine besonders glückliche nicht bezeichnet werden. Es ist jedoch mit Sicherheit zu erwarten, daß eine alsbaldige Realisation des noch ungekauften Geländes erfolgt. Bereits im vorigen Jahre hatten wir eine sehr umfassende Bautätigkeit, die allerdings zurzeit wegen der Aussperrung gänzlich ruht.

Ist aber auch das unmittelbare finanzielle Ergebnis der Stadterweiterung für die Stadt nicht besonders günstig, so hat dieselbe doch die Möglichkeit der Herrichtung einer erheblichen Zahl neuer

gesunder Wohnungen geschaffen. Dies drängt die Hauseigentümer der Altstadt zur Vornahme der so notwendigen Verbesserungen und Neubauten in der Altstadt, so daß der Nutzen, der der Gesamtheit der Einwohnerschaft durch die Erweiterung erwächst, gar nicht in Frage zu stellen ist.

Ein Rundgang durch die Stadt wird jeden davon überzeugen, daß neben dem pittoresken alten Metz der französischen Erinnerungen ein modernes deutsches Metz mit schönen, landschaftlich herrlich gelegenen Anlagen im Erstehen begriffen ist, welches seine Schöpfung deutscher Initiative und deutscher Schaffenskraft verdankt. Und jedem wird sich die Überzeugung aufdrängen, daß es die nationale Pflicht der jetzigen, wie jeder zukünftigen Verwaltung der Stadt Metz sein muß, auch zu ihrem Teil dafür zu stehen, daß dasjenige, das mit so viel Strömen deutschen Blutes erworben ist, nicht allein dem Deutschen Reiche äußerlich erhalten bleibt, sondern daß es in eine unlösbar-feste, innere organische Verbindung mit deutschem Wesen, deutscher Kultur gesetzt wird. Metz mit den zahlreichen Denkmälern seiner großen Vergangenheit, seiner eigenartigen Schönheit und seiner herrlichen landschaftlichen Lage ist wie geschaffen zu einem Zentralpunkt deutscher Interessen und deutscher Kultur im Südwesten des Reiches. In den ungeheuren Mineralschätzen des benachbarten lothringischen Minettegebietes, der landwirtschaftlichen Blüte der näheren Umgebung, der starken Garnison und einer sich zunehmenden Wohlstandes erfreuenden, gewerblich regsamen Bürgerschaft, in welcher das deutsche Element bereits jetzt ziffernmäßig die Majorität besitzt, sind die Voraussetzungen einer derartigen Entwicklung durchaus gegeben.

Der Notstand in der Eifel, seine Ursachen und die Maßnahmen der Staatsregierung zu seiner Behebung.

Von

Franz Brümmer,

Präsident der Königlichen Generalkommission Düsseldorf.

Die Eifel, im westlichen Teil der Rheinprovinz gelegen, umfaßt das weite Gebiet von der luxemburgisch-belgischen Grenze im Westen bis in die Nähe des Rheins im Osten, von der Mosel im Süden bis an die Niederrheinische Tiefebene mit den Kreisen Aachen, Düren, Euskirchen im Norden. In diesem Umfange umfaßt die Eifel rund 5300 qkm, das ist der fünfte Teil der ganzen Rheinprovinz, die rund 27000 qkm groß ist.

Die Eifel ist ein Gebirgsland, dessen Durchschnittshöhe 400 bis 500 m beträgt. Im östlichen Teil, im Kreise Adenau, erhebt sie sich in der Hohen Acht, dem Arenberg und der Nürburg bis zu 760 m. Das Klima der Eifel ist rauh. Das bedingt einerseits die bedeutende Höhenlage und andererseits die Nähe der Nordsee, von der aus die Nordwestwinde ihr zu allen Jahreszeiten übermäßige Niederschläge zuführen.

Geologisch gehört die Eifel zum Gebiete des Devon und zwar zum kleinsten Teil — etwa 300 qkm — zum Ober- und Mitteldevon, im übrigen zum Unterdevon, insbesondere zum Gebiete der sogenannten Coblenzer Schichten. Das Ober- und Mitteldevongebiet hat Kalkboden, der die Vegetation und die landwirtschaftliche Entwicklung begünstigt; im Unterdevongebiet besteht das Gebirge aus Grauwacke und Tonschiefer, deren Verwitterungsprodukt wenig fruchtbar ist und zudem durchweg auf kaltem undurchlässigem Untergrund ruht. Die Eifel ist in manchen Teilen altes vulkanisches Gebiet. Noch heute sind die alten Vulkane erkennbar. In den ausgebrannten Kratern befinden sich vielfach kleine Landseen, Maare genannt. Vulkanischen Ursprungs sind die mehrfach vorkommenden Basaltböden, die warm und fruchtbar sind; desgleichen die ausgedehnten Flächen vulkanischer Asche, die mit Humus vermengt einen guten Kartoffelboden abgeben.

Der Besitzverteilung nach gehört die Eifel zu dem Gebiete des ausschließlichen Kleinbesitzes; in einzelnen Teilen, z. B. im Kreise Daun, kommt ein größerer landwirtschaftlicher Besitz von 100 ha

und darüber überhaupt nicht vor. In den meisten Eifelkreisen umfaßt der größere Grundbesitz nur 1—3% der Gesamtoberfläche. Die Durchschnittsgröße eines landwirtschaftlichen Betriebes in der Eifel wird sehr verschieden angegeben. Die abweichenden Angaben erklären sich dadurch, daß manche Statistiker nur den Grundbesitz in der Wohnsitzgemeinde des einzelnen Besitzers berücksichtigen, während tatsächlich fast jeder Eifelbauer in mehreren Gemeinden Grundbesitz hat und bewirtschaftet. Eine Statistik des ehemaligen Direktors der Poppelsdorfer Akademie, Professor Dr. Dünkelberg, die sich allerdings nur auf einige Eifelkreise erstreckt, sucht nach Möglichkeit den Gesamtbesitz zu berücksichtigen und gibt die Durchschnittsgröße eines landwirtschaftlichen Betriebes zu 11 ha an. Sie dürfte den tatsächlichen Verhältnissen am nächsten kommen.

Die Eifel ist außerordentlich dünn bevölkert. Auf 1 qkm kommen durchschnittlich an Einwohnern:

im Preußischen Staate . . .	107
in der Rheinprovinz	238
im Kreise Prüm	38
„ „ Malmedy	40
„ „ Adenau	42
in der ganzen Eifel etwa . .	49

Damit bleibt die Eifel in bezug auf Bevölkerungsdichtigkeit hinter den schwächstbevölkerten Provinzen Preußens, Ostpreußen und Pommern, mit 54 bzw. 55 Einwohnern auf 1 qkm, weit zurück.

Die Eifel ist im Jahre 1815 an Preußen gekommen, nachdem sie vorher 17 Jahre lang zu Frankreich gehört hatte. In den Berichten aus jener Zeit wird sie als wirtschaftlich wenig entwickelt geschildert. Insbesondere wird darüber geklagt, daß zur französischen Zeit die Waldbestände arg verwüstet seien, was in erster Linie von den ausgedehnten Waldungen der säkularisierten geistlichen Stifter gelte, die großenteils verkauft und abgeholzt seien. Auch die Gemeindewaldungen seien sehr vernachlässigt. Daß die Eifel in den ersten Jahrzehnten der preußischen Herrschaft in ihrer Entwicklung nennenswerte Fortschritte gemacht habe, kann nicht behauptet werden. Man hört häufig, daß Mißernten einen schweren Notstand herbeigeführt haben, der dann wohl zu einem Eingreifen der Privatwohltätigkeit oder auch des Staates und späterhin der Provinzialverwaltung Veranlassung gab. Besonders in den siebziger Jahren und im Jahre 1880 wiederholten sich derartige Notstände; den schlimmsten, der zu der hier zu erörternden Hilfsaktion Veranlassung gab, brachte

das Jahr 1882. Das Jahr 1882 hatte die größten Niederschläge, im Rhein den höchsten Wasserstand und die verheerendsten Überschwemmungen des ganzen Jahrhunderts. In der Eifel hatte der niederschlagsreiche Winter zu einer völligen Auswinterung des Wintergetreides geführt. Das Sommerkorn war nicht reif geworden; es stand noch grün im Felde, als der erste Schnee fiel; die Kartoffeln waren verfault. Nach den übereinstimmenden Berichten der Verwaltungsbehörden aus den Eifelkreisen, besonders aus Prüm, Daun, Schleiden, Adenau, Malmedy, war Mitte November 1882 die Hälfte der Bevölkerung ohne Subsistenzmittel und ohne Saatgut für das kommende Jahr. Eine Hungersnot erschien unausbleiblich, zumal die überaus leistungsschwachen Gemeinden ihrer Armenunterstützungspflicht nicht gerecht zu werden vermochten. Wiederum setzte von seiten des Staates und der Provinz die öffentliche Hilfe ein. Der Staat bewilligte außer sehr erheblichen Beträgen zu lokalen Notstandsarbeiten im Wegebau, bei den Aufforstungen und dergleichen, für die Geschädigten 3 Millionen Mark, die überwiegend auf die Eifel entfielen, und die rheinische Provinzialverwaltung zu demselben Zwecke 945000 Mk. Zugleich aber erklärte der Provinzialverwaltungsrat (jetzt Provinzialausschuß), daß er die Bekämpfung der periodischen Notstände in der Eifel in der bisherigen Weise für unzweckmäßig halte und nicht weiter mitmachen werde. Anstatt bei eintretendem Notstande die Bevölkerung durch öffentliche Almosen notdürftig im Nahrungszustande zu erhalten, möge man die Ursachen ihrer wirtschaftlichen Schwäche zu erkennen und zu beseitigen suchen. Nicht die Symptome sondern die Ursachen der ungenügenden Widerstandsfähigkeit der Eifelbevölkerung müßten beseitigt werden, wenn auch unter Aufwendung großer Mittel.

Welches waren nun die Ursachen der sich in geringen Zwischenräumen wiederholenden Notstände?

Es muß auffallen, daß bei einer rein landwirtschaftlichen, durchweg grundbesitzenden Bevölkerung, deren Besitz, wenn auch nicht groß und ergiebig, so doch immerhin beträchtlich war, jede einzelne Mißernte einen akuten Notstand herbeiführen konnte, während doch der Grundbesitz die Grundlage eines Kredits hätte sein sollen, der die Bevölkerung über die Notjahre hinwegbrachte. Da ergab sich die auffallende Tatsache, daß ein Realkredit in der Eifel überhaupt nicht vorhanden war, während der Personalkredit übermäßig teuer und bis zur vollen Leistungsfähigkeit angespannt war, so daß er, insbesondere in den geldknappen Notjahren, nichts mehr leisten

konnte. Diese merkwürdige Tatsache hatte ihren Grund in der in den Rheinlanden geltenden, französischen Liegenschaftsgesetzgebung. Während nach deutschem Recht Grundeigentum durch einen gewissen feierlichen Akt, die Auflassung, übertragen wird, konnte sich nach französischem Recht der Eigentumsübergang an Grundstücken lediglich durch mündlichen Vertrag vollziehen. Daraus ergab sich die völlige Unsicherheit des Eigentumstitels. Kein Grundstückskäufer konnte wissen, ob das von ihm erworbene Grundstück nicht schon an einen anderen veräußert war. In Frankreich hatte man die Unzulänglichkeit dieses Rechtszustandes längst erkannt und durch das Transkriptionsgesetz vom 25. Mai 1855 bestimmt, daß jede Veräußerung von Grundstücken im Hypothekenbuche eingetragen werden müsse, um gegen dritte Geltung zu haben. Auch in den übrigen deutschen Landesteilen, wo französisches Recht galt, in Baden, der Rheinpfalz und Rheinhessen, war man dieser Rechtsentwicklung gefolgt; in Rheinpreußen aber nicht. Es liegt auf der Hand, daß diese Unsicherheit des Eigentumstitels den Realkredit schwer beeinträchtigen mußte, weil niemals mit Sicherheit festgestellt werden konnte, ob der eine Hypothek aufnehmende Grundbesitzer auch wirklich Eigentümer war. Sodann gab das französische Hypothekenrecht keine klare Übersicht über die dingliche Belastung der Grundstücke. Es gab zahlreiche, durch das Gesetz begründete, sogenannte stillschweigende Hypotheken, die zu Recht bestanden, ohne der Eintragung im Hypothekenbuche zu bedürfen. Die wichtigsten waren die Hypothek des Mündels an dem Grundbesitz des Vormundes wegen aller Ansprüche aus der Verwaltung des Mündelgutes; ferner die der Ehefrau an dem Grundbesitze des Mannes wegen der ordnungsmäßigen Verwaltung ihrer Mitgift. Aber auch die eingetragenen Hypotheken waren insofern völlig unübersichtlich, als keineswegs regelmäßig die belasteten Grundstücke in der Eintragung bezeichnet wurden. Das französische Recht kannte die sogenannte Generalinskription, das ist die Hypothek an sämtlichen Grundstücken des Schuldners im Bezirke des Hypothekenamts ohne Angabe der einzelnen verpfändeten Grundstücke. Niemand konnte bei Beleihung eines Grundstücks mit Bestimmtheit sagen, ob und inwieweit es schon belastet war. So waren Unsicherheit des Eigentumstitels und Unübersichtlichkeit der dinglichen Belastung die charakteristischen Merkmale des rheinischen Liegenschaftsrechts, und damit entfiel jede Voraussetzung eines geordneten Realkredits. Bei dieser Sachlage mußten sich die öffentlichen Kreditinstitute, insbesondere die Provinzialhilfskasse und die Kreissparr-

kassen, die Mündelsicherheit verlangten, der Pflege des ländlichen Realkredits vollständig fernhalten. Nur Personalkredit bestand, der bei dem Fehlen der realen Sicherheit übermäßige Zinsen erforderte. Zu Zeiten eines wirtschaftlichen Notstandes aber, wo das Geld knapp war, mußte der Personalkredit überhaupt versagen.

Als eine zweite Ursache der wirtschaftlichen Schwäche der Eifelbevölkerung mußte die Rückständigkeit und die falsche Grundlage des landwirtschaftlichen Betriebes in der Eifel bezeichnet werden. Die bäuerlichen Feldmarken in der Eifel waren von jeher stark parzelliert, die Grundstücke lagen unwirtschaftlich durcheinander, geordnete Wege fehlten. Die herrschende Erbsitte war schon vor der französischen Zeit überwiegend die der realen Teilung des Grundbesitzes unter sämtliche Erben. Nur in einzelnen Teilen der Eifel, insbesondere in den Kreisen Prüm und Malmedy, gab es in früheren Zeiten sogenannte Stockgüter, die geschlossen vererbt wurden. Die französische Gesetzgebung hatte den dem Rechtsgefühl der Bevölkerung ohnedies entsprechenden Grundsatz der realen Erbteilung des Grundbesitzes zur gesetzlichen Regel erhoben und demzufolge hatte die Parzellierung auch in jenen Landesteilen, wo früher noch geschlossene Güter bestanden, ungeheuere Dimensionen angenommen. Es gab und gibt noch heute in der Eifel weite Landstriche, wo die Durchschnittsgröße einer Parzelle 3—6 a beträgt. Ein Grundstück von 10 a gilt durchweg schon als groß. Die Nachteile dieser ungeheueren Parzellierung liegen auf der Hand. Der Durchschnittsbesitzstand eines Eifelbauern von 10—11 ha pflegt in 100 und mehr Parzellen oft stundenweit auseinanderzuliegen. Die einzelnen Grundstücke sind so klein, daß sie kaum noch beackerungswürdig sind. Die Zeit wird überwiegend mit Hin- und Herfahren von der einen Zwergparzelle zur anderen verzettelt. Bei der Zersplitterung des Grundbesitzes und dem völligen Mangel brauchbarer Wirtschaftswege herrschte zur Vermeidung übermäßiger Flurschäden durchweg Flurzwang, das heißt, die Besitzer mußten die einzelnen Teile der Feldmark einheitlich mit derselben Frucht bestellen. In diesem Rahmen wurde in der Eifel nach dem System der verbesserten Dreifelderwirtschaft mit der Fruchtfolge, Winterfrucht (Roggen), Sommerfrucht (Hafer) und besömmerte Brache (Hackfrüchte und Klee) gewirtschaftet. Bei dieser Fruchtfolge liegt der Schwerpunkt der Wirtschaft im Körnerbau, dem zwei Drittel der Feldmark gewidmet sind, während dem Ackerfutterbau nur ein Sechstel, die Hälfte des besömmerten Brachfeldes dient. Die Verhältnisse der Eifel, das feuchte Klima, der nasse, graswüchsige

Boden, weisen aber auf Futterbau und Viehzucht hin, die überhaupt die gegebene Wirtschaftsart des Kleinbesitzes ist. Eine erhebliche Vermehrung des Ackerfutterbaues war auch deshalb unbedingt geboten, weil die Eifel durchweg wiesenarm ist. Die natürlichen Wiesen umfassen nur 10—15% des Ackerlandes. Die Dreifelderwirtschaft hat in der Eifel weitere Nachteile zur Folge, einerseits weil bei ihr die Düngung zur Winterfrucht gegeben wird, die der Auswinterungsgefahr in hohem Maße ausgesetzt ist, anstatt zum Hafer, der ertragreichsten Fruchtart in der Eifel, und andererseits weil die Aufeinanderfolge zweier Halmfrüchte die Verunkrautung der Äcker sehr begünstigt. Die Beseitigung der Bodenzersplitterung, die Einführung eines zweckmäßigen Fruchtwechsels, die Einschränkung des unrentablen Körnerbaues und die Hebung der Viehzucht hing ab von einer Arrondierung der einzelnen Besitzstände unter Ausweisung ausreichender Wirtschaftswegenetze. Die preußischen Agrargesetze, die früher als die Gesetzgebung anderer deutscher Staaten die Freistellung des Grundbesitzes von kulturschädlichen Fesseln rechtlicher und tatsächlicher Natur und insbesondere die wirtschaftliche Zusammenlegung der zersplitterten landwirtschaftlichen Besitzstände anstrebte, galt in der Rheinprovinz nicht. Dem Verlangen nach ihrer Einführung hatten sich insbesondere die rheinischen Juristen stets widersetzt mit der Behauptung, daß bei der Unsicherheit des Eigentumstitels, der Unübersichtlichkeit der dinglichen Belastung und den Resiliations- und Wiederkaufsrechten des französischen Rechts eine Zusammenlegung der Grundstücke einen ungeheueren Wirrwarr in die gesamten Rechtsverhältnisse des Grundbesitzes bringen werde.

Außer dem Kulturland der Ackerfeldmark gab es in den meisten Eifelgemeinden große Flächen Ödland, überwiegend den Gemeinden gehörend, teils in Privatbesitz. Großenteils eigneten sie sich zur Anlegung von Dauerweiden und Feldgrasanlagen, die eine weitere Grundlage für die Entwicklung der Viehzucht abgeben konnten. Der Eifelbauer aber benutzte sie auf folgende irrationelle Weise. Die Flächen blieben lange Zeit hindurch, regelmäßig bis zu 15 Jahren, ungenutzt liegen, und in dieser Zeit wuchs auf ihnen nur Heidekraut, Ginster und Gestrüpp. Nach etwa 15 Jahren wurde dieser spärliche Aufwuchs abgehauen und verbrannt. Die Asche wurde untergepflügt und drei Jahre nacheinander Roggen, Hafer und Kartoffeln gezogen. Dann war dem ärmlichen Boden die letzte Kraft entzogen und er blieb wiederum 15 Jahre liegen. Die Unwirtschaftlichkeit dieses Betriebes, „Schiffeln" genannt, bei einem

Boden, der bei genügender Pflege sich für Dauerweiden durchaus eignete, lag auf der Hand.

Ein weiterer Mißstand, der wiederum in erster Linie die Viehzucht beeinträchtigte, war die völlige Vernachlässigung der an sich knappen Wiesen. Die natürlichen Wiesen der Eifel liegen durchweg in den engen, tief eingeschnittenen Tälern, die fast überall der geordneten Vorflut entbehrten, versumpft waren und wenig und schlechtes Futter brachten. Der Regierungspräsident in Trier berichtete im Jahre 1882, daß von den in seinem Bezirke vorhandenen Wiesen über 10000 ha, das ist der größte Teil, völlig versumpft seien. Insgesamt gab es in der Eifel über 20000 ha Wiesen, die zunächst der rationellen Entwässerung und dann der Bewässerung bedurften. Ebenso rückständig war die Eifel in bezug auf die Entwässerung der vielfach vorhandenen, nassen Ackerländereien. Die Dränage war kaum dem Namen nach bekannt und doch gab es über 25000 ha der Dränage absolut bedürftigen Kulturlandes.

Wenn die natürlichen Voraussetzungen einer blühenden Viehzucht, der allein lohnenden Betriebsart für die Eifel fehlten, so kam hinzu, daß die Eifelbauern vielfach eigenes Vieh überhaupt nicht besaßen, vielmehr mit leihweise eingestelltem Vieh wirtschafteten. Das Institut der Viehleihe, das im französischen Zivilgesetzbuch eingehend behandelt ist, war grundsätzlich so gedacht, daß der Verleiher des Viehes Eigentümer bleibt, der das Vieh entlehnende Bauer die Arbeitskraft hat, die Milch bezieht und sich mit dem Eigentümer in den Nachwuchs teilt. Tatsächlich gestaltete sich das Verhältnis in der Eifel so, daß der Verleiher, regelmäßig ein Viehhändler, bei dem Bauer ein Stück Jungvieh oder trächtiges Muttertier einstellte. War das erstere herangewachsen oder hatte letzteres gekalbt, so wurde es dem Bauer entzogen und verkauft. Von einer Beteiligung des Bauern an dem Nachwuchs war keine Rede. Bei diesem System war es dem Bauern fast unmöglich, einen angemessenen Viehstand zu Eigentum zu erwerben; sein Interesse für das geliehene Vieh war natürlich gering und alle Bestrebungen zur Hebung der Viehrassen mußten erfolglos bleiben, weil der Züchter nicht Eigentümer war.

Ein weiterer Grund für die mißlichen Verhältnisse der Eifel war die mangelhafte Pflege des Waldes. Nicht als wenn die Eifel überhaupt waldarm gewesen wäre, auch Anfang der achtziger Jahre waren 30% der Bodenoberfläche mit Wald bestockt. Aber dieser Wald befand sich, besonders soweit er bäuerlicher Privatbesitz war, im Zustande gänzlicher Verwahrlosung. Vor allen Dingen aber

waren vielfach die Höhen des Gebirges entwaldet, und man glaubte in diesem Umstand eine wesentliche Ursache für das rauhe, kalte Klima der Eifel erblicken zu müssen. Auch sonst waren große Flächen absoluten Waldbodens vorhanden, die der Aufforstung entbehrten.

Dann fehlte in der Eifel jegliche Industrie, die der Bevölkerung Gelegenheit zum Nebenverdienst gegeben hätte, soweit ihre Arbeitskraft nicht im landwirtschaftlichen Betrieb in Anspruch genommen war. Wohl hatte es früher in der Eifel vereinzelt eine kleine lokale Eisenindustrie gegeben, die die nesterweise vorkommenden Erze an Ort und Stelle verhüttet und das Roheisen weiter verarbeitet hatte; aber sie war bei der Entwicklung der Großeisenindustrie nicht konkurrenzfähig geblieben und eingegangen, ohne daß ein Ersatz an ihre Stelle getreten wäre. Es sollte versucht werden, im Anschluß an das Hauptgewerbe, die Landwirtschaft, Nebenindustrien: Korbweidenzucht und -Verarbeitung, Molkereien, Anbau und Verarbeitung von Hanf, Flachs und Obst in der Eifel einzuführen.

Endlich litt die Eifel an dem Mangel genügender Verkehrswege. An Eisenbahnlinien war nur die Strecke Cöln—Trier vorhanden; die im Moseltale sich hinziehende Bahn Coblenz—Trier hatte für die Eifel nur geringe Bedeutung.

Kurz zusammengefaßt waren die Ursachen der wirtschaftlichen Schwäche der Eifel:

Mangel an Kredit zufolge schlechter Hypothekengesetzgebung;

unzulänglicher landwirtschaftlicher Betrieb wegen übermäßiger Zersplitterung des Grundbesitzes;

völliges Darniederliegen der Viehzucht wegen ungenügenden Ackerfutterbaues, Vernachlässigung der Wiesen und wegen der Viehleihe;

mangelhafte Forstkultur;

Mangel jeglicher Industrie und ausreichender Verkehrswege.

Welche Maßregeln ergriff nun die Staatsregierung, um diese Ursachen der wirtschaftlichen Schwäche der Eifel zu beseitigen?

Es galt zunächst, dem Mangel eines geordneten Realkredits durch Einführung einer brauchbaren Hypothekengesetzgebung abzuhelfen. Gesetzgeberische Vorarbeiten nach dieser Richtung hin lagen vor. Zwar konnte man sich noch nicht zur Einführung der preußischen Grundbuchgesetzgebung entschließen, es wurde aber gesetzlich bestimmt, daß fortan Eigentum an Grundstücken nur durch gerichtlichen oder notariellen Vertrag übertragen werden konnte und dadurch die Un-

sicherheit des Eigentumstitels in etwa beseitigt. Zugleich wurden die stillschweigenden Hypotheken des französischen Rechts aufgehoben, desgleichen die Generalinskriptionen, und die Spezialhypothek unter Bezeichnung des belasteten Grundstücks obligatorisch gemacht. Das diesbezügliche Gesetz wurde mit bemerkenswerter Schnelligkeit verabschiedet und trat am 20. Mai 1885 in Kraft. Da nach französischem Recht alle Hypothekeneintragungen innerhalb 10 Jahren erneuert werden mußten, um fortzubestehen, so mußte innerhalb dieser Periode eine Übersicht über die Belastung der Grundstücke erreicht werden. Zugleich wurde kein Zweifel darüber belassen, daß dieses Gesetz nur die Vorstufe für die Einführung der preußischen Grundbuchgesetze sein sollte, die dann auch am 12. April 1888 in der Rheinprovinz eingeführt wurden. Damit war die Grundlage für einen geordneten, billigen Realkredit geschaffen. Mit derselben Schnelligkeit wurden die gesetzgeberischen Maßnahmen durchgeführt, die die Abstellung der übermäßigen Zersplitterung des Grund und Bodens bezweckten. Seit mehr als 30 Jahren hatten einsichtige rheinische Landwirte ein Gesetz verlangt, wodurch die wirtschaftliche Zusammenlegung der Grundstücke mit Mehrheitszwang gegen die widersprechende Minderheit eingeführt würde. Ein solches Gesetz, das sich fast vollständig an die altpreußische Agrargesetzgebung anschloß, wurde in kürzester Zeit fertiggestellt. Seine Verabschiedung erfolgte, wenn auch nicht ohne erheblichen Widerspruch, mit derselben Schnelligkeit wie die des Hypothekengesetzes. Wenige Tage nach dem letzteren, am 24. Mai 1885, trat das Zusammenlegungsgesetz für die Rheinprovinz in Kraft. Zur Durchführung des Gesetzes wurde schon im folgenden Jahre eine Generalkommission errichtet und mit ausreichendem Personal ausgestattet.

Es galt dann, für die übrigen notwendigen Kulturmaßregeln die erforderlichen Organisationen zu schaffen. Am einfachsten war dies bezüglich der Bestrebung zur Wiederbewaldung der Eifel, da hier das erforderliche Personal in den vorhandenen staatlichen und kommunalen Forstbehörden zur Verfügung stand. Mit den Aufforstungsmaßregeln konnte daher sofort begonnen werden, und dort, wo sie bereits in Angriff genommen waren, wurden sie tatkräftig fortgesetzt. Für die Landesmeliorationen, insbesondere für die Wiesenmeliorationen, Bachregulierungen und die Ackerdränage stand ein geeigneter Beamtenapparat nicht zur Verfügung. Die Meliorationsbauverwaltung, die in Preußen auch heute noch nicht als ausreichend organisiert bezeichnet werden kann, stand damals im

Anfange ihrer Entwicklung. Für die ganze Rheinprovinz war ein einziger Meliorationsbaubeamter vorhanden, dem neben seinem Hauptamte noch die Aufsicht über das ausgedehnte rheinische Deichsystem und die Geschäfte des Oberfischmeisters in den rheinischen Strömen und Flüssen oblagen. Daß er die dringlichen und umfangreichen Meliorationen in der Eifel nicht leiten konnte, lag auf der Hand. So wurden im Herzen der Eifel, zu Daun und Adenau, große Meliorationsbauabteilungen errichtet, an deren Spitze mehrere Regierungsbaumeister traten, die teilweise noch heute hervorragende Stellen in der preußischen Meliorationsbauverwaltung einnehmen, und denen ein zahlreicher Stab von Geometern und Meliorationstechnikern beigegeben wurde. Schwieriger war es, das erforderliche Personal für die auf Wirtschaftsänderung abzielende Ausdehnung des Feldgrasbaues, die Einführung des Obst-, Flachs- und Hanfbaues, der Korbweidenanlagen und die darauf zu begründende Hausindustrie und für die Errichtung von Molkereien zu gewinnen. Hier bedurfte es eines Personals, das die erforderlichen Fachkenntnisse besaß und geeignet war, belehrend auf die Eifelbevölkerung einzuwirken. Es war ein glücklicher Gedanke, diese Organisation mit der des niederen landwirtschaftlichen Unterrichts zu verbinden. Der niedere landwirtschaftliche Unterricht, dessen finanzielle Unterstützung in Preußen Sache der Provinzialverbände ist, wird in den Winterschulen erteilt. Nun stellte die rheinische Provinzialverwaltung zur Errichtung von Winterschulen so reichliche Mittel zur Verfügung, reichlichere als irgendeine andere Provinz der Monarchie, daß nach und nach in sämtlichen Eifelkreisen, mit alleiniger Ausnahme des Kreises Schleiden, landwirtschaftliche Winterschulen errichtet werden konnten. Die Direktoren dieser Winterschulen, die gleichzeitig als Wanderlehrer wirkten, entwarfen oder begutachteten die Pläne für die Feldgrasanlagen, bezeichneten die für Obst-, Hanf- und Flachsbau geeigneten Stellen, überwachten die Anlagen, beteiligten sich gutachtlich bei der Errichtung genossenschaftlicher Molkereien und erteilten der Bevölkerung die erforderliche Unterweisung.

Es liegt auf der Hand, daß die Durchführung der geplanten Kulturmaßregeln einen außergewöhnlichen Aufwand an Mitteln erforderte, zu deren Aufbringung die verarmte Eifelbevölkerung gänzlich außerstande war. Hier mußten Staat und Provinz eingreifen. Dabei ergab sich zunächst eine Meinungsverschiedenheit über die Verpflichtung zur Aufbringung der Mittel. Staatlicherseits wurde hervorgehoben, daß es sich einerseits um einen Akt der Armenfür-

sorge handle, die in letzter Instanz den Provinzialverbänden obliege und andererseits um Maßnahmen der Landesmelioration, deren Unterstützung durch das Dotationsgesetz ebenfalls den Provinzen übertragen sei; daher sei die Unterstützung der Kulturbestrebungen Sache der Provinz. Demgegenüber betonten die Vertreter der letzteren, daß es sich um die Beseitigung eines schweren Notstandes handle, der die Existenz eines großen Landesteils bedrohe, und daß derartige umfassende Sanierungsmaßnahmen regelmäßig vom Staate getragen seien. Bei dem beiderseits vorhandenen guten Willen war eine Einigung nicht schwer, die alsbald dahin erfolgte, daß zur Förderung des Eifelgebiets auf eine lange Reihe von Jahren ein gemeinschaftlicher Fonds von jährlich 300000 Mark ausgebracht werden sollte, der zu zwei Dritteln dem Staate, zu einem Drittel der Provinz zur Last fallen und über dessen Verwendung die Organe der Staats- und Provinzialverwaltung gemeinschaftlich beschließen sollten. Dieser Fonds, schlechtweg Eifelfonds genannt, hat 18 Jahre lang, von 1883 bis 1900 bestanden und aus ihm sind rund 5½ Millionen Mark in die verarmten Eifelkreise geflossen. Die Aufhebung des Eifelfonds im Jahre 1900 bedeutete nicht etwa die Einstellung der besonderen staatlichen und provinziellen Zuwendungen an die Eifel. Der Eifelfonds wurde vielmehr lediglich mit dem inzwischen für die übrigen landeskulturell zurückgebliebenen Teile der Rheinprovinz, den Westerwald, Hunsrück, Hochwald, das Bergische Land, geschaffenen Rheinischen Westfonds vereinigt, den Staat und Provinz je zur Hälfte aufbringen und der jährlich insgesamt 840000 Mk., für 1910 vorübergehend 780000 Mk., beträgt. Aus dem Westfonds sind der Eifel alljährlich Unterstützungen annähernd in derselben Höhe wie aus dem Eifelfonds zugewandt, so daß sich die Gesamtsumme der aus beiden Fonds in die Eifel geflossenen öffentlichen Mittel auf rund 8 Millionen Mark beläuft. Aber über seine lokale Bedeutung hinaus hat der Eifelfonds insofern für das ganze preußische Staatsgebiet vorbildlich gewirkt, als er das erste Beispiel einer großen, langdauernden gemeinschaftlichen Aktion von Staat und Provinz zur Förderung landeskultureller Interessen war. Wenn sich bei dem zugleich mit dem Eifelfonds erstmals ausgebrachten staatlichen Fonds zur Unterstützung genossenschaftlicher und kommunaler Flußregulierungen alsbald die Praxis ausgebildet hat, Unterstützungen nur unter der Voraussetzung gleicher Leistungen der Provinzen zu geben, so dürfte hierfür das Beispiel des Eifelfonds mitbestimmend gewesen sein. Der Eifelfonds wurde ferner die Ver-

anlassung, auch für die übrigen wirtschaftlich minder entwickelten Teile der westlichen Provinzen einen landwirtschaftlichen Unterstützungsfonds auszubringen, den sogenannten Westfonds, aus dem Beihilfen nur unter der Voraussetzung einer gleichen Leistung der betreffenden Provinz gegeben werden dürfen. Dieser Fonds beträgt zurzeit für alle westlichen Provinzen 1 700 000 Mk., je zur Hälfte vom Staat und den Provinzen aufgebracht. Bei dem zur Hebung der Land- und Forstwirtschaft in den östlichen Provinzen ausgeworfenen Staatsfonds von 1 500 000 Mk., dem sogenannten Ostfonds, ist zwar in Anbetracht der geringen Leistungsfähigkeit der östlichen Provinzen von einer Beteiligung der letzteren grundsätzlich abgesehen; allein aus dem Ostfonds sind für die Mehrzahl der östlichen Provinzen besondere Meliorationsfonds ausgeschieden, die nach dem Vorgang des Eifelfonds Unterstützungen nur unter Voraussetzung einer annähernd gleichen Leistung des Provinzialverbandes geben.

Bei der Zweckbestimmung des Eifelfonds war von vornherein von seiner Verwendung zur Beseitigung der Viehleihe, etwa durch Gewährung von Darlehen zur Beschaffung von Eigenvieh, abgesehen, weil hierfür allzu große Mittel erforderlich erschienen. Hier trat nun die stets hilfsbereite rheinische Provinzialverwaltung bei einem besonderen Anlaß ein. In dem noch in allgemeiner Erinnerung stehenden Futternotjahre 1893, das den Viehbestand weiter Gegenden Deutschlands, insbesondere auch der Eifel, zu vernichten drohte, gab die Landesbank der Rheinprovinz zur Erhaltung des Viehstandes billige, langfristige Darlehen an die Kreise im Gesamtbetrage von 2 Millionen Mark. Die Kreise hinwiederum sollten den einzelnen bedürftigen Viehbesitzern Darlehen gewähren. Dabei nahm die Provinzialverwaltung die der Landesbank zu zahlende geringe Verzinsung größtenteils auf ihre Fonds und übernahm auch die Ausfälle, die die Kreise durch die Zahlungsunfähigkeit einzelner darlehnssuchender Viehbesitzer erleiden mochten. Mit Hilfe dieser Fonds wurden fast in allen Eifelkreisen Viehkassen gegründet, die zur Umwandlung des Leihviehes in Eigenvieh dienen sollten. Die Entscheidung über die zu gewährenden Darlehen lag bei den Kreisausschüssen, denen hierdurch eine wirksame Handhabe gegeben war, bei der Beschaffung von Vieh zu Eigentum auf die Einführung guter Zuchtrichtungen zu dringen. Der ganzen Bestrebung kamen die überaus niedrigen Viehpreise des Jahres 1893 sehr zustatten.

So waren in kurzer Zeit die zur Hebung des Kredits und zur

Beseitigung der unwirtschaftlichen Zersplitterung des Grundbesitzes notwendigen gesetzlichen Maßnahmen getroffen, die erforderlichen Organisationen geschaffen, desgleichen die zur Durchführung der Sanierungsmaßregeln erforderlichen Geldmittel, wenn auch in bescheidenem Maße, so doch auf lange Jahre zur Verfügung gestellt.

Was ist mit den einzelnen Maßnahmen in bezug auf die Hebung der Eifel erreicht?

Gleich nach Erlaß des neuen Hypothekengesetzes bzw. nach Einführung der Grundbuchordnung wandten sich die bestehenden öffentlichen Kreditinstitute der Pflege des ländlichen Immobiliarkredits zu. Die rheinische Provinzialhilfskasse verwandelte sich in die Landesbank für die Rheinprovinz und erhöhte gleichzeitig ihr bis dahin rund 20 Millionen Mark betragendes Kapital durch Emission weiterer Schuldverschreibungen um 10 Millionen Mark in der ausgesprochenen Absicht, nunmehr auch den ländlichen Kredit zu pflegen. Dieser Kapitalvermehrung der Landesbank sind seitdem zahlreiche weitere gefolgt. Heute beträgt ihr Kapital rund 500 Millionen Mark. Die Kreissparkassen wandten sich nicht minder der Pflege des ländlichen Realkredits zu, und in denjenigen Kreisen, wo Sparkassen nicht bestanden, wurden solche, teilweise mit erheblicher Hilfe der Landesbank, eingerichtet. Einer unerwünschten Konkurrenz des provinziellen Kreditinstituts und der Kreissparkassen wurde durch zweckmäßige Vereinbarungen nach Möglichkeit vorgebeugt. Heute ist für den Realkredit auch in der Eifel so gut gesorgt wie in irgendeinem anderen Teil des preußischen Staatsgebiets, und mit der Entwicklung des Realkredits ist auch der Personalkredit, den insbesondere die in der Rheinprovinz reichlich vertretenen ländlichen Genossenschaften pflegen — die Rheinprovinz ist die Heimat Reiffeisens —, billig geworden. Die Kreditfrage kann als gelöst betrachtet werden.

Die für die Zusammenlegung der Grundstücke eingerichtete Generalkommission hat ihre Tätigkeit alsbald, insbesondere in der Eifel, in erheblichem, stets wachsendem Umfange aufgenommen. In den 24 Jahren ihres Bestehens hat sie in der gesamten Rheinprovinz 600 dörfliche Feldmarken mit etwa 170000 ha zusammengelegt. Davon entfallen auf die Eifel genau 100 Gemeinden mit etwa 150000 Morgen. Zur Ent- und Bewässerung der Wiesen in der Eifel und zur Durchführung der Ackerdränage sind in den drei beteiligten Regierungsbezirken Aachen, Trier und Coblenz rund 500 öffentliche Wassergenossenschaften mit einem genossenschaftlichen Areal von 35000 ha gebildet. An öffentlichen Beihilfen sind für

diese von den Regierungspräsidenten gebildeten Genossenschaften rund 4 Millionen Mark gegeben, während zur Unterstützung der Grundstückszusammenlegung und der damit verbundenen Meliorationen rund $2^3/_4$ Millionen bewilligt sind. Die Aufforstung der öden Gebirgshänge hat große Fortschritte gemacht. Der ehemals kahle Gebirgszug der Schneeeifel oder Schneifel ist fast vollständig bewaldet. Auf der Hochebene des Hohen Venns sind meilenweite Waldkulturen angelegt. Insgesamt ist soviel Ödland aufgeforstet, daß sich der Prozentsatz der bewaldeten Flächen in der Eifel von 30 auf 34 % des Gesamtareals gehoben haben dürfte. Es steht zu erwarten, daß gerade die Aufforstung der Schneifel und des Hohen Venns, die die Eifel nach Nordwesten, der hauptsächlichsten Windrichtung, abschließen, auf die Dauer einen günstigen Einfluß auf das Klima haben wird. Fast in jeder Eifelgemeinde sind auf ehemaligen Ödlandsflächen große Feldgrasanlagen angelegt. Insgesamt kann angenommen werden, daß 8—10 000 ha Ödland in Grasland verwandelt sind. Zur Durchführung des Feldgrasbaues und der Aufforstungsbestrebungen sind rund je 1 Million Mark aus öffentlichen Mitteln verwendet. Minder gelungen sind die Versuche der Anlage von Korbweidenkulturen und der Einführung einer lokalen Korbflechtindustrie. Die Hauptabnehmerin für die rheinische grobe Korbflechtindustrie ist die Kleineisenindustrie, die die Körbe als Packmaterial benutzt. Die Eisenindustrie liegt aber von der Eifel zu weit entfernt, gebraucht auch größere Mengen Packmaterial, als die kleinen Korbflechtereien der Eifel liefern könnten. Auch ist die Konkurrenz aus den Flußniederungen am Niederrhein übermächtig. Desgleichen sind mit der Einführung genossenschaftlicher Molkereien nicht allerorts die erhofften günstigen Erfahrungen gemacht, manche sind wieder eingegangen, andere halten sich mit Mühe aufrecht. Der Hauptgrund liegt darin, daß diese genossenschaftlichen Unternehmungen vielfach von Anfang an einen zu geringen Teilnehmerkreis hatten. Auch veranlaßte die immer mehr zunehmende Viehzucht und die damit verbundene Aufzucht von Jungvieh die Bauern häufig, sich von den Molkereigenossenschaften zurückzuziehen und die produzierte Milch in der eigenen Wirtschaft zu verwenden. Einen ganz außerordentlichen Aufschwung hat die Viehzucht genommen. Das Leihvieh, ehemals die regelmäßige Erscheinung in der Eifel, ist völlig bis auf einzelne nicht mehr in Betracht kommende Ausnahmefälle verschwunden. Die Zahl des Rindviehes hat sich fast in allen Eifelkreisen seit Anfang der achtziger Jahre um fast 50 % vermehrt.

Es waren vorhanden an Rindvieh:

im Kreise	im Jahre 1883	im Jahre 1908
Prüm	25082 Stück	36327 Stück
Malmedy . . .	23745 „	34122 „
Schleiden . . .	19512 „	29631 „
Adenau	14310 „	19626 „
Daun	20597 „	28141 „

Noch mehr als die Zahl hat sich die Qualität des Viehes durch Festlegung geeigneter Zuchtrichtungen, strenge Handhabung der Körordnungen und reichliche Einfuhr von Originalzuchttieren gehoben. Es kann unbedenklich angenommen werden, daß sich das durchschnittliche Lebendgewicht eines ausgewachsenen Stückes Rindvieh gegen Anfang der achtziger Jahre um 2—3 Zentner gehoben hat.

Für die Aufschließung der Eifel durch Eisenbahnen war von besonderer Bedeutung der Umstand, daß in der ersten Hälfte der achtziger Jahre die für die Eifel allein in Betracht kommende Linie Cöln—Trier, die sogenannte Eifelbahn, aus dem Besitz einer Privatgesellschaft, der rheinischen Eisenbahngesellschaft, in den des Staates übergegangen war. Von einer Privatgesellschaft wäre der Ausbau kostspieliger Gebirgsstrecken in dem dünnbevölkerten, wirtschaftlich wenig entwickelten Lande kaum zu erwarten gewesen. Die Staatseisenbahnverwaltung hat inzwischen eine Anzahl Linien in der Eifel gebaut, so die Verbindungslinie von Andernach durch die Kreise Mayen, Cochem, Daun nach Gerolstein, von Gerolstein über Prüm, Montjoie nach Aachen, die Bahn für den Kreis Schleiden von Call über Schleiden nach Hellenthal, die Ahrtalbahn von Remagen in das Herz des Kreises Adenau. Andere Strecken, z. B. die Verbindungsbahn Daun—Wittlich, sind zurzeit im Bau. Immerhin bleibt die Tatsache bestehen, daß die Eifel zurzeit noch von allen Landstrichen des westlichen Preußens verhältnismäßig die wenigsten Eisenbahnen hat.

Insgesamt können die zur Hebung der Eifel getroffenen Maßnahmen als wohlgelungen und erfolgreich bezeichnet werden. Wer die Eifel zu Anfang der achtziger Jahre gekannt hat und sie heute mit offenem Auge wiedersieht, wird sie kaum wiedererkennen, so sehr hat überall der wirtschaftliche Fortschritt ihr Antlitz verändert.

Viel ist in bezug auf wirtschaftliche Hebung der Eifel noch rückständig. Noch ist in etwa 600 Gemeinden die Zusammenlegung der Grundstücke durchzuführen, noch sind etwa 20000 ha Ödland entweder der Waldkultur oder der landwirtschaftlichen Benutzung

zuzuführen. Eine neue große Aufgabe ist der Forstverwaltung dadurch erwachsen, daß die ausgedehnten Eichenschälwaldungen durch die übermächtige Konkurrenz ausländischer Gerbstoffe (Quebracho) hoffnungslos unrentabel geworden sind und in Hochwald überführt werden müssen. Neue unabweisbare Bedürfnisse sind hervorgetreten in bezug auf die Errichtung von Wasserversorgungsanlagen, von denen die Gesundheit von Mensch und Vieh abhängt und die in der Eifel überwiegend fehlen. Auch die Lösung dieser Aufgabe ist in den letzten Jahren tatkräftig in die Hand genommen, insbesondere hat die rheinische Provinzialverwaltung, auch auf diesem Gebiet bahnbrechend, ohne erst eine Beteiligung des Staates abzuwarten, für Wasserversorgungszwecke 1 250 000 Mk. zur Verfügung gestellt.

Wenn, wie bisher mit Opferwilligkeit, Verständnis und Tatkraft an der Hebung der Eifel weitergearbeitet wird, darf erwartet werden, daß sie sich in absehbarer Zeit, wenn auch nicht zu einem reichen, so doch zu einem gesunden Kulturland emporarbeiten wird, das für seine fernere Entwicklung aus eigener Kraft sorgen kann.

Maßnahmen zur Hebung der Landwirtschaft im Kreise Daun.

Von

Otto Weismüller-Daun.

Landrat.

Die vulkanische Eifel, welcher der Kreis Daun ganz angehört, hat einen vollständig gebirgigen Charakter. Überall treten Basaltköpfe und Kraterberge als Bergkuppen aus der Umgebung hervor, sie oft um 150—200 m überragend. Sie gestatten einen herrlichen Rundblick über die Eifel in ihrer eigenartigen herben Schönheit. Diesen verdankt die Eifel und der Kreis einer geologisch verschieden und mannigfaltig gestalteten Bildung, wie kein anderes Land sie wohl aufweisen kann. Ohne die vulkanische Tätigkeit wäre der Kreis ein Hochplateau von durchschnittlich 450—500 m, aus welcher nur eine Erhebung, die Prümscheid, bis 675 m hervorragen würde. In dieses Plateau eingeschnitten fänden sich die tiefen Fluß- und Bachtäler, wie es in den benachbarten Kreisen Schleiden und Prüm der Fall ist. Durch die vulkanische Tätigkeit ist aber diese Regelmäßigkeit unterbrochen. Erdschollen des ehemaligen Gebirges sind gehoben, andere tiefer gelegt. Der niedrigste Teil des Kreises ist das Kylltal südlich von Gerolstein (375 m), die höchste Erhebung der Ernsberg mit 700 m. Dieser Höhenunterschied von 300 m macht sich vorwiegend in klimatischer Hinsicht geltend.

Dem größten Teile nach, 65—70 %, besteht der Boden aus dem Devonschiefer, der die Hauptmasse des Rheinischen Schiefergebirges ausmacht.

Eine von Südwest nach Nordost verlaufende Falte des Schiefergebirges ist mit Kalkgestein ausgefüllt, welches die Gerolstein-Hillesheimer Kalkmulde ausmacht. Schroff ragen einzelne Kalkfelsen, Dolomit bei Gerolstein und Hillesheim, Marmor bei Kerpen und Niederehe aus der Umgebung hervor der Verwitterung trotzend und dem Landschaftsbilde ein groteskes Aussehen verleihend. Dem Kalkgebirge aufgelagert befindet sich im westlichen Teile des Kreises Buntsandstein, der in einzelnen Orten einen lebhaften Steinhauereibetrieb hervorgerufen hat. Im Süden des Kreises dehnt sich gleichfalls eine Zone des Buntsandsteins aus, der dort wegen der weichen Beschaffenheit des Gesteins eine technische Verwendung nicht zuläßt.

Von unten auf aus dem Erdinnern sind nun alle die verschiedenen Bodenformationen durchbrochen durch die vulkanische Tätigkeit früherer Zeitepochen. Eine breite Zone vulkanischer Erhebungen zieht sich in der Richtung von Nordwest nach Südost von Hillesheim und Gerolstein über Daun bis über Gillenfeld hinaus. Gerade diese vulkanischen Gebilde mit ihren Kuppen und Maaren geben der Eifel in diesem Teile ihr Gepräge. Tätige Zeugen der einstigen vulkanischen Durchbrüche sind die zahlreichen kohlensäurehaltigen Quellen, die in Gerolstein und Daun eine lebhafte Mineralwasserindustrie hervorgerufen haben. Als Bergkuppen mit eingesunkenen Kratern, als Lavafelder mit riesigen Steinblöcken übersäet, als Tuffmassen, als ausgedehnte Sandfelder und als steile Abstürze von erstarrten Lavamassen bieten sich die dem Erdinnern entquollenen ehemals flüssigen Massen dem Beschauer dar. So vielgestaltig die geologische Beschaffenheit des Bodens ist, so vielgestaltig sind die daraus durch Verwitterung entstandenen Kulturböden. Sie wechseln vom schweren Lehm bis zum leichtesten trockenen Sandboden. Die Ungunst der klimatischen Verhältnisse gestattet es aber nicht, die in vielen schlummernden reichen Nährstoffe zur höchsten Entfaltung zu bringen.

Der Flächeninhalt des Kreises beträgt 60976,6 ha.

Hiervon waren nach Meitzen im Jahre 1900 landwirtschaftlich genutzt 36140 ha = 60 %.

Von diesen dienten 23918 ha = 40 % zu Acker- und Gartenland, 6495 ha = 10,6 % zu Wiesen, 5746 ha = 9,4 % zu Weiden, Hütungen, Ödland, 19656,1 ha = 33 % dienten zu Forsten und Holzungen.

Mit Weizen und Spelz waren bestellt 885,5 ha = 1,5 % der Gesamtfläche, mit Roggen 3974,6 ha = 6,5 %, mit Gerste 280 ha = 0,5 %, mit Hafer 5959,8 ha = 9,8 %, mit Kartoffeln 2865 ha = 4,7 %, mit Lein 64 ha = 0,11 %, mit Futterpflanzen 2665,4 ha = 4,4 %, als Brache 2677 ha = 4,4 %, mit Nebenfrucht Obst 8,3 ha = 0,01 %.

Von Obst kommen nur die härteren Sorten zum Anbau, Winterrambour, Boikenapfel, Roter Bellefleur, Mostapfel und Mostbirnen. Die Anpflanzung wird aus Westfondsmitteln unterstützt.

In klimatischer Hinsicht gehört der Kreis zu den am ungünstigsten gestellten Kreisen der Rheinprovinz. Während z. B. das Rhein- und Moseltal eine mittlere Jahreswärme von über 9° C haben, übersteigt sie im größten Teil des Kreises nur 7° C, nur im südlichsten Teile

geht die mittlere Jahrestemperatur etwas über 8° C. Dort sieht man auch etwas stärker stellenweise feldmäßig betriebenen Obstbau und als Hausschmuck den Weinstock. Ein Teil des Kreises, um die höchste Erhebung des Ernsberg herum, sinkt in der mittleren Jahrestemperatur unter 6° C herunter, steht in klimatischer Hinsicht also noch ungünstiger, als die rauhesten Gebiete der Provinz Ostpreußen. Die Folge dieser klimatischen Verhältnisse ist, daß der Anbau aller sehr wärmebedürftigen Pflanzen in der Eifel ausgeschlossen ist, wie Tabak, Hopfen, Mais, deren Anbau sonst gerade in Gegenden mit Kleinbesitz stark betrieben wird. Die Niederschlagsmenge beträgt im größten Teile des Kreises über 700 mm, eine Menge, die allgemein als völlig ausreichend für Weidebetrieb angesehen wird, zumal die Niederschläge ziemlich regelmäßig über das Jahr verteilt sind, wenn auch die meisten Wassermengen im Winter fallen und durch Verdunstung dann wenig Verluste erleiden. Die ausgiebigen winterlichen Niederschläge tragen in Verbindung mit dem späten Eintritt wärmerer Temperaturen im Frühling dazu bei, daß die Frühjahrsbestellung erst spät vorgenommen werden kann. Daß ein Teil der Hafereinsaat und fast die ganze Kartoffelpflanzung sich bis spät in den Mai hineinzieht, ist in den besseren Teilen des Kreises keine Seltenheit.

Der länderverbindende Verkehr hat die Eifel lange Zeit hindurch recht stiefmütterlich behandelt. Anfangs der siebziger Jahre wurde der westlichste Teil in den Hauptorten Jünkerath und Gerolstein durch die Eifelbahn erschlossen, während die Querlinie Gerolstein, Mayen, Andernach erst 1895 eröffnet wurde. Als ob die Jetztzeit diesen Fehler gut machen wolle, versorgt sie fast zu gleicher Zeit den Kreis mit mehreren neuen Strecken von großer Bedeutung. Einmal ist eine neue Verbindung nach dem Moseltal bzw. Trier über Wittlich geschaffen, dann erhält der Kreis aber auch von Gerolstein aus direkte Verbindung mit dem Ahrtal, wodurch einer der drei bedeutenderen Orten Hillesheim unmittelbar an einen Bahnstrang zu liegen kommt. Von Norden nach Süden und von Osten nach Westen durchziehen wohlgebaute Provinzialstraßen den Kreis. Die Gemeindekommunikationswege sind in ausreichender Weise vorhanden. Sie sind ihrer Länge nach je nach Lage der Gemeinden sehr verschiedenartig auf diese verteilt und bilden in vielen Fällen eine große Last. Die Linienführung und Unterhaltung lassen infolgedessen vielfach zu wünschen übrig zum großen Nachteil des Verkehrs und der Betriebsverhältnisse. Fast durchweg erfolgt

die Beschotterung im Frohndienst durch die Gemeindeinsassen selbst, wobei die Grundsteuer als Maßstab für die Größe der Leistung dient. Eine wesentliche Besserung des Ausbaues ist erzielt, seitdem die Dampfwalze den so angelieferten Steinschlag einwalzt.

Der Kreis zählt rund 30000 Einwohner. Die Ansiedlungsform ist die Dorflage, in der leider die Bebauung eine so regellose und vielfach eng ineinander geschachtelte ist, daß man ihre Entstehungsmöglichkeit kaum begreift. Vermutlich standen an Stelle der jetzigen Wohngehöfte kleinere Hütten, die sich mit dem wachsenden Wohlstande weiter ausdehnten und so die jetzigen Übelstände zeitigten, die sich in hygienischer, wirtschaftlicher und freundnachbarlicher Hinsicht sehr nachteilig bemerkbar machen. Das Kreisbauamt mit seiner Bauberatungsstelle findet hier ein weites Feld dankenswerter Tätigkeit. In der Bauweise macht sich namentlich in den verkehrserschlossenen Gegenden ein erheblicher Fortschritt geltend, wie die Herren an den an der Bahn nach Daun belegenen Dörfern beobachten können. In den entlegeneren Gegenden läßt die Bauweise und die Wohnungspflege allerdings noch viel zu wünschen übrig. Ein wirkungsvolles Beispiel dieses Gegensatzes bietet Nerdlen — die Neubauten sind 1893 infolge eines Brandes errichtet, daneben sehen Sie das alte Eifeler Bauernhaus mit seinem Strohdach. Jede Dorflage ist von einem Banne umschlossen, der namentlich in seinen Ödländereien und vielfach nicht unerheblichen Waldungen Eigentum der politischen Gemeinde ist. Der Kreis umfaßt 98 Gemeinden, welche in elf Bürgermeistereien von sechs Bürgermeistern verwaltet werden. Die Gemeinden sind vielfach sehr klein — die kleinste besteht aus 67 Einwohnern in 12 Häusern — (Nerdlen hat 138 Einwohner in 24 Häusern) und haben ein geringes Steuersoll, das naturgemäß hohe Steuerzuschläge zur Deckung der Gemeindebedürfnisse erfordert. Der höchste Zuschlag, der in vier Gemeinden erhoben wird, beträgt 400 % der Einkommensteuer und 600 % der Realsteuern. Insbesondere stößt die Wasserversorgung auf sehr große Schwierigkeiten. Mit allem Nachdruck wird an der Anlegung zentraler Wasserleitungen gearbeitet. Bis jetzt zählt der Kreis deren 17; vier weitere sind im Bau. Die staatliche Unterstützung beträgt in der Regel ein Viertel der Kosten — die Landesversicherungsanstalt gibt das erforderliche Kapital zu $3^1/_2$ %.

Nach dem Gesagten bedarf es wohl keiner besonderen Beweisführung, daß auch die Einkommensverhältnisse des Kreises keine rosigen sind. Bei einem Zuschlag von 400 % auf alle Steuerarten bezieht der

Kreis an Umlagen eine Summe von 46000 Mk., wovon ihm nach Abzug der Provinzialumlage mit rund 15000 Mk., der Armenlasten mit rund 15000 Mk. nur rund 16000 Mk. verbleiben. Wenn auch die Kreisverwaltung aus den übrigen ihr zufließenden Steuerquellen, Betriebssteuer, Schankkonzessionssteuer, Hundesteuer, Jagdscheinabgabe noch weitere Einnahmen hat, so ist ihr doch die geldliche Unterstützung der zahlreichen Maßnahmen zur Hebung der Landwirtschaft nicht in dem gewünschten Maße möglich. Auch die Kreissparkasse, die als Leih- und Sparinstitut gerade in den kleinen ländlichen Verhältnissen eine außerordentlich segensreiche Aufgabe erfüllt, hat bis jetzt wesentliche Erträge für diese Zwecke nicht liefern können. Der Reservefonds frißt diese einstweilen noch auf. Welche wesentliche Mittel der Staat für die kulturelle Hebung der Eifel aufgewandt hat und noch aufwendet, das haben Sie heute Morgen aus berufenem Munde gehört.

Wie die Gemeinwesen so sind auch die Einzelbesitzstände klein. Die Bearbeitung erfolgt im wesentlichen durch eigene Arbeitskräfte, wobei die Kinder sehr frühzeitig herangezogen werden, ein Vorteil, der bei der jetzigen Unzulänglichkeit an fremden Arbeitskräften nicht zu unterschätzen ist. Andererseits läßt sich nicht verkennen, daß größere — gleichmäßig über den Kreis verteilte — Güter durch ihr Vorbild viel Gutes stiften könnten. Im wesentlichen ist die Bevölkerung auf das Einkommen aus dem Ackerbau angewiesen. Nebenverdienst bieten im Kreise nur das einzige größere industrielle Unternehmen, die Jünkerather Gewerkschaft, ein Eisenwerk, dessen Arbeiter zugleich Kleinackerer sind, die Mineralbrunnen in Gerolstein und Daun, die Kalk- und Sandsteinbetriebe und Sandgruben. Ferner als Heimarbeit in einzelnen Ortschaften die Anfertigung von Drahtarbeiten. Außerdem bieten die ausgedehnten fiskalischen und Gemeindewaldungen, besonders im Winter Gelegenheit zum Nebenverdienst. Nach auswärts stellt der Kreis eine große Anzahl von Industriearbeitern, die ihre Arbeitskräfte in den rheinischen und westfälischen Fabriken nutzbar machen und vielfach erst zurückkehren, wenn ihre Kräfte verbraucht sind. Die Töchter gehen meist frühzeitig nach auswärts in Dienst.

Die Lebensweise ist sehr einfach, insbesondere sind in den entlegeneren Teilen die Ansprüche an Wohnung und Nahrung fast zu geringe. Die schwerste Zeit eines Hausstandes ist durchweg bei seiner Neugründung und dauert so lange, wie die in der Regel nicht kleine Schar der Kinder die Schule besucht. Vielfach sind Schulden bei

der Übernahme der Wirtschaft vorhanden, die Hilfe der Kinder fehlt noch, während deren Kleidung, Ernährung usw. vielfache Kosten verursachen. Bessern sich dann durch den Nebenverdienst der Kinder die Verhältnisse, so geht das Bestreben dahin, Land anzuschaffen, und die gemachten Ersparnisse werden dazu verwandt, in einzelnen Steigpreisterminen den Kaufpreis abzutragen. Bei der Teilung des Grundbesitzes unter die Kinder, die vielfach schon bei Lebzeiten der betagten Eltern erfolgt, wird und ward seit langer Zeit so verfahren, daß nicht ganze Parzellen verteilt, sondern vielfach jede einzelne Parzelle zerstückelt wird. Hierdurch erklärt sich die leider so unglaublich große Zersplitterung des Grundbesitzes, die namentlich bei Wiesen bis zu wenigen Quadratmetern herabgeht.

Altem Herkommen entsprechend und durch die schlechten Zuwegungen bedingt ist das übliche Betriebssystem die Dreifelderwirtschaft: ein Drittel Brachfeld, ein Drittel Wintergetreide, ein Drittel Sommergetreide, die vielfach durch die verbesserte Dreifelderwirtschaft ersetzt ist, welche darin besteht, daß das bisherige Brachfeld mit Früchten, Klee, Kartoffeln, Rüben usw. bepflanzt wird. In den nicht zusammengelegten Gemeindebännen besteht noch Flurzwang, d. h. die Besitzer können ihre Grundstücke nicht anders benutzen, als das System der Dreifelderwirtschaft ihnen vorschreibt. Ein großer Mangel dieser Betriebsweise ist der, daß meist auf eine Halmfrucht — das Winterkorn — wiederum eine Halmfrucht — Hafer — angebaut wird. Während die erstere Frucht mit Stallmist gedüngt wird, erhält der Hafer durchweg keine Düngung, was um so bedauerlicher ist, als, wie zahlreiche Versuche festgestellt haben, gerade der Hafer den künstlichen Dünger bei den Eifelböden reichlich lohnt. Der seitens des Staates in den achtziger Jahren eingeleiteten großzügigen Kulturarbeit verdankt der Kreis Daun eine weitgehende Ausnutzung des zu Rieselwiesen geeigneten Geländes auf genossenschaftlicher Grundlage, zahlreiche Weide-, Feldgras- und Entwässerungsanlagen, wobei nicht zu verkennen ist, daß gerade auf diesem Gebiete noch vieles erreicht werden muß. Auch die ausgeführten Anlagen bedürfen einer steten Aufsicht. Mangelnde Pflege, übermäßige Bewässerung, insbesondere auch im Winter lassen vielfach die Anlagen nicht zu dem Ertrage kommen, den sie bringen könnten und damit auch nicht zu der Anerkennung bei der Bevölkerung, die sie verdienten. Die Überwachung erfolgt neben dem Meliorationsbauamt durch zwei vom Kreise angestellte Kreisbauaufseher, denen außerdem die Gemeindewegebauten unterstellt sind.

Einen überaus erfreulichen Aufschwung nimmt gerade in letzter Zeit und besonders in den zusammengelegten Bännen die Urbarmachung von Ödländereien, an denen noch große Flächen im Kreise vorhanden sind, die, wie bereits ausgeführt, vielfach Eigentum der Gemeinde sind. Die Nutznießung wird durch Gemeinderatsbeschluß den Nutzungsberechtigten auf gleich großen aus der Heide aufgeteilten Flächen in der Regel auf 18 Jahre übertragen, wofür dann meist eine niedere Landtaxe in die Gemeindekasse abgeführt wird. In Nerdlen hat jeder Nutzungsberechtigte bei der Zusammenlegung einen halben Hektar als Eigentum erhalten, und rund 1 ha ist zur Nutznießung zugeteilt. So ist das Gemeindeland bei den vielfach unzureichenden Besitzständen eine Stütze und bei etwa eintretender Verarmung immer noch der letzte Halt und insofern gerade bei den kleinen Eifelverhältnissen von ganz hervorragender sozialer Bedeutung. Einen großen Vorzug hat die Urbarmachung durch die Verbreitung der Kenntnis und der Schätzung des künstlichen Düngers, der hierbei nicht entbehrt werden kann. Aber auch dem Stalldünger und der Jauche läßt man jetzt doch allgemein eine größere Sorgfalt und Wertschätzung zuteil werden. Bei der schon seit langem betriebenen Forderung der Anlage von ummauerten Düngerstätten und wasserdicht hergestellten Jauchekellern hatte die Polizeibehörde bei dem Widerstreben der Bevölkerung keinen leichten Stand. Nunmehr ist dieser Widerstand mit wenigen Ausnahmen einer besseren Einsicht gewichen. Alljährlich werden 2000 Mk. für die Anlage dieser Einrichtungen an bedürftige Landwirte aus Mitteln des Kreises und des Westfonds je zur Hälfte verausgabt.

Doch der beste Düngerzustand des Landes kann nicht ausgenutzt werden, wenn das Saatgut nichts taugt, wenn es nicht von Zeit zu Zeit gewechselt wird. Zur Erleichterung der Beschaffung guten Saatgutes hat der Kreis seit einigen Jahren dessen Einführung durch Vermittlung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in die Hand genommen. Insbesondere sind bis jetzt Kartoffeln und Hafer eingeführt worden. Der Auftrag des Bestellers erfolgt auf bei den Ortsvorstehern aufgelegten Listen, die Verteilung von den verschiedenen Bahnhöfen aus. Beispielsweise betrug die Einfuhr einer Kartoffelsorte, der Industrie, in einem Jahre über 2000 Zentner.

Die Kenntnis der Maschinen, welche bei dem gebirgigen Gelände nur in beschränktem Umfange benutzt werden können, wird den Landwirten gelegentlich der jährlichen Ausstellungen des landwirtschaftlichen Kreisvereins vermittelt, während zweck-

mäßige kleinere Gebrauchsgegenstände als Lotteriegewinne verbreitet werden.

Bei der unendlichen Zerstückelung des Grundbesitzes, bei der damit in der Regel verbundenen mangelhaften Zuwegung ist die Grundlage aller Maßnahmen für den wirtschaftlichen Aufschwung eines Dorfes die Zusammenlegung. Der segensreichen Tätigkeit der Generalkommission muß deshalb auch seitens der Kreisinstanz die denkbar größte Unterstützung zuteil werden. Der Kreis Daun nimmt mit seinen 23 zusammengelegten oder in der Zusammenlegung begriffenen Gemeindebännen die erste Stelle in der Eifel und unter den übrigen Kreisen der Rheinprovinz einen ganz hervorragenden Platz ein. Die Schaffung einer festumgrenzten wirtschaftlichen Betriebsparzelle mit guten Zuwegen und Wendewegen ist gerade in unseren Verhältnissen eine volkswirtschaftliche Tat allerersten Ranges!

Verminderte Wirtschaftskosten

durch Ersparung an eigener Arbeit und Arbeit des Gespannviehes,
durch Ersparnis an Saatgut,
durch vermehrte Anwendung der Maschinen.

Erhöhte Produktion

durch größte Ausnutzungsmöglichkeit beim Aufhören des einschränkenden Flurzwanges,
durch Wegfall der vielen Grenzfurchen mit ihren Mindererträgen,
durch Aufhören der gegenseitigen Beschädigung bei Bestellung und Ernte,
durch die gleichzeitig ausgeführten Meliorationen,
durch die bessere Bekämpfung des Unkrautes und beim Vorhandensein von Gemeindeland durch Umtausch des geringeren weitentlegenen Ackerlandes mit dem besseren und geeigneter gelegenen Gemeindeland oder durch Neuerwerbung des letzteren durch den einzelnen.

Das Aufhören der zahlreichen Grenzstreitigkeiten, eine größere Betriebs- und Arbeitsamkeit der Bevölkerung, sind die weiteren Folgen. Einige Jahre nach der stattgefundenen Zusammenlegung tritt dann auch der Erfolg sichtbar in die Erscheinung und gerade in den ärmeren Teilen des Kreises, wo die Umwandlung des Ödlandes meist hinzukommt, ist er am deutlichsten sichtbar. Und doch ist die Neugewinnung selbst der Nachbargemeinden ein hartes Stück Arbeit. Die Scheu vor dem Neuen, die Anhänglichkeit an dem alten, mühsam errungenen und zusammengekauften Besitz, die Sorge

vor dem Zukurzkommen bezüglich Größe, Güte und Lage der neuen Pläne und dem Besserabschneiden des lieben Nachbarn, die Angst vor der Ausweisung zu umfangreicher Pläne, die Scheu vor den meist übermäßig hoch angenommenen Kosten und viele andere zum Teil gänzlich haltlose Gründe werden in den oft stürmischen Versammlungen entgegengehalten.

Ein Übelstand nach erfolgter Zusammenlegung bleibt allerdings zu beklagen, die erneute Zerstückelung bei Teilungen und Versteigerungen. Aber auch da wird sich, wenn man einmal den Vorteil der größeren Parzelle erkannt hat, eine gewisse Zurückhaltung geltend machen, und bei sachgemäßer Teilung bleibt ja der Rahmen: die Anwendwege und vor allem die Zufuhrwege bestehen.

Der Viehbestand des Kreises betrug bei der Viehzählung am 1. Dezember 1909 814 Pferde, 25784 Stück Rindvieh, 5480 Schafe und 11537 Schweine.

Bei den kleinen Besitzständen spielt die Pferdezucht im Kreise eine verhältnismäßig geringe Rolle. Seitens des Landgestüts sind drei Hengststationen errichtet, die Bildung eines Kreispferdeversicherungsvereins ist mangels genügender Beteiligung nicht gelungen.

Dagegen ist die Rindviehzucht von ganz außerordentlicher Bedeutung. Sie liefert dem Landmann die Gespannkraft; meistens werden Kühe, vielfach auch Ochsen als Zugtiere verwandt. Sie liefert ihm die Milch und bringt ihm endlich das bare Geld in die Wirtschaft. Erstrebt wird die einheitliche Zucht des einfarbigen Glanviehes, das diesen Bedürfnissen Rechnung trägt und insbesondere im Gebirge sich bewährt hat.

Leider sind die Fehler, die bei der Zucht gemacht werden und deren Abstellung fortgesetzt erstrebt wird, noch recht zahlreiche. Vorzeitige Verwendung insbesondere der Muttertiere zur Zucht, mangelhafte Bewegung in der Jugend, das Kalb wird angebunden im Stalle gehalten und kommt nur selten an die Luft und zu der so notwendigen Bewegungsfreiheit. Dazu vielfach noch schlechte niedrige Stallungen mit ungenügender Lufterneuerung. Bei meist mangelhafter Entschädigung sind die Stierhalter auf die Mast des Stieres und häufigen Umsatz bedacht, so daß der Zuchtstier häufig gerade in der Vollkraft dem Metzger verfällt. Erstrebt und durch Beihilfen unterstützt wird die Anlage von Tummel- und Weideplätzen und die Ausführung besserer Stallungen, welch letztere Aufgabe durch die unentgeltliche Raterteilung des Kreisbauamtes eine wesentliche Förderung erfährt.

Insbesondere aber wird die ganze Fürsorge der besseren Beschaffenheit und Ausnutzung der Vatertiere zugewandt. Neben strenger Auswahl bei den Körungen wird dies durch fortgesetzte Einführung von Vatertieren aus dem Stammlande des Glanviehes, dem sogenannten Glan (die Kreise Kreuznach, Meisenheim, bayr. Pfalz) und dem Kreise Bitburg erreicht, wobei recht erhebliche Zuschüsse zur Ausgleichung des Ein- und Verkaufspreises und der Beschaffungskosten erforderlich sind, die aus Beihilfen des Kreises und Staates zu gleichen Teilen gedeckt werden. Der größeren Ausnutzung des eingeführten Stieres dient die Verkaufsbedingung der zweijährigen Haltung. Im Jahre 1908 wurden 55, 1909 42 Stiere in den Kreis eingeführt. Durch Prämiierung der Gespannstiere soll der üblichen Stallhaltung entgegengewirkt werden. Ein weiteres Mittel zur Hebung der Viehzucht sind die regelmäßigen jährlichen Ausstellungen des landwirtschaftlichen Kreisvereins mit Preisverteilung. Gleiche Ziele verfolgt auf größerem Gebiete der von der Landwirtschaftskammer eingerichtete Zuchtverband, der die Kreise Prüm, Schleiden und Daun umfaßt.

Zur Verhütung gar zu harter Vermögensverluste bei Viehabgängen, wird seitens des Kreises die Gründung von Ortsviehversicherungsvereinen gefördert, welche bei dem Kreise selbst rückversichert sind, so daß auch die Vereine lebensfähig erhalten bleiben. Leider ist bisher nur die Gründung von zehn derartiger Vereine geglückt. Im Jahre 1909 ging die Kreisleistung an die Viehversicherungsvereine um 1074 Mk. über die Einnahmen aus den Rückversicherungsprämien hinaus.

Zur Erleichterung des Vieherwerbs in ganz bedürftigen Fällen und zur Verhinderung des Viehwuchers ist eine Kreishilfskasse aus Mitteln des Kreises und der Provinz errichtet. In bestimmt abgegrenzten Bezirken sind Vertrauensmänner gewählt, welche die Hilfsbedürftigen namhaft machen und darüber wachen, daß die Tiere sachgemäß gehalten werden. Sie besorgen die Einkäufe gemeinschaftlich mit den Anleihern, schließen die Leihverträge ab und wirken bei der Veräußerung mit. Verträge werden auf ½ bis 2 Jahre abgeschlossen. Am Gewinn beteiligt sich die Kasse mit einem Viertel, am Verluste mit der Hälfte. Die Anleiher haben Abzahlungen zu leisten, die mit 2% verzinst werden. Sobald der vereinbarte Wert nebst 2% Zinsen bezahlt ist, geht das Vieh in den Besitz der Anleiher über.

Die Förderung der Schweinezucht, die namentlich bei dem

vorhandenen Kleinbesitz noch sehr entwicklungsfähig ist, dient die fortgesetzte Einführung von Zuchtmaterial, die durch eine von der Landwirtschaftskammer im Kreise eingerichtete Zuchtstation sehr erleichtert wird. Das Zuchtziel ist das veredelte westfälische Landschwein. Die Beschaffung besserer Stallungen und zweckmäßiger Ausläufe wird durch deren Prämiierung zu erreichen versucht.

Die Schafzucht ist mit fortschreitender Umwandlung der Ödländereien und Aufhören der Brache im Rückgang begriffen. Immerhin werden noch einige zum Teil hervorragende Herden gehalten.

Die Hühnerzucht liegt noch sehr im argen. Sie wird durch Blutauffrischung, Einführung von Hähnen und durch Vertrieb von Bruteiern seitens der im Kreise vorhandenen Zuchtstationen gefördert.

Der Bienenzucht ist die Tätigkeit eines von Kreis und Staat unterstützten Bienenzuchtvereins gewidmet, während die Fischzucht insbesondere die Heranziehung der rühmlichst bekannten Eifelforellen durch Aussetzung von Fischbrut in die verschiedenen Wasserläufe gefördert wird.

Zum Zwecke einer ausgiebigen Verwertung des Rindviehes und der Schweine werden in den Hauptorten des Kreises zahlreiche Märkte abgehalten. Leider wird vielfach noch an wandernde Händler im Stalle und dann in der Regel unter Marktpreis verkauft. Die Milchverwertung geschieht meist im Einzelbetriebe. Mangels eines Lieferungszwanges haben die wenigen Genossenschaftsmolkereien einen schweren Stand, indem sie einmal zu viel, in anderen Zeiten zu wenig Milch zur Verarbeitung erhalten. Die Verwertung der Eier und Butter leidet vielfach unter gewinnraubendem Zwischenhandel, insbesondere werden sie noch vielfach als Zahlungsmittel bei dem Kaufmann benutzt. Ein von mir in Daun zwecks unmittelbaren Überganges dieser Nebenprodukte von dem Produzenten an den Konsumenten eingerichteter Wochenmarkt fiel diesem althergebrachten Gebrauch zum Opfer. Auch die Verwertung der Feldfrüchte leidet noch unter den Nachwirkungen der früheren Naturalwirtschaft. So wird z. B. der Hafer, der nun einmal auf dem Speicher liegt, auch an die Milchkühe verfüttert, obwohl bei Verkauf des Hafers und Beschaffung geeigneter Kraftfuttermittel eine zweckentsprechendere und billigere Fütterungsweise möglich wäre.

Zur Abstellung dieses unwirtschaftlichen Gebarens und Aufgabe der vielen althergebrachten Fehler und Nutzbarmachung der Errungenschaften der Neuzeit kann nur eine fortgesetzte Belehrung und Aufklärung führen. Wenn ein Landstrich mit so schwierigen Verhältnissen

so lange fern dem Verkehr und damit dem Fortschritte war, so ist es kein Wunder, wenn er anderen bevorzugteren Gegenden gegenüber in der Kenntnis und Ausnutzung der gewaltigen Fortschritte auf allen Gebieten des landwirtschaftlichen Betriebes zurückgeblieben ist. Die Tätigkeit des alten Eifelbauern war wesentlich eine körperliche in dem Kreislauf, wie er ihm von den Altvordern überliefert war. Das hat doch einen wesentlichen Umschwung erfahren, auch in unsere Eifelberge hielt der Fortschritt mit der wachsenden Aufschließung seinen Einzug. Mancherlei Hemmnisse stellen sich ja seinem endgültigen Siege entgegen. Nicht Mangel an Intelligenz ist es, sondern ein zähes Festhalten an dem Althergebrachten gepaart mit einem nur schwer zu überwindenden Mißtrauen gegen alle Neuerungen. Dazu kommt, daß durch den Mangel an Lehrkräften in den Volksschulen und durch den durch die Landflucht der Lehrer hervorgerufenen steten Wechsel die Schulausbildung nicht immer in der erforderlichen Gründlichkeit erfolgen konnte. Gerade der Mangel an älteren erfahrenen Lehrern läßt die so erwünschte Einrichtung der ländlichen Fortbildungsschulen, die auch den ärmeren Jungen eine Weiterbildung ermöglicht, nicht zu. Eine Selbstweiterbildung durch Lesen von Fachzeitschriften findet nur in seltenen Fällen statt, wie auch der Anschluß an den landwirtschaftlichen Kreisverein nur in geringem Umfange erfolgt.

Der Verein hat nun seit einigen Jahren als ein hervorragendes, von der Bevölkerung auch mit Dank und Interesse aufgenommenes Mittel zur Aufklärung Wanderversammlungen eingerichtet. Diese finden, ohne Rücksicht auf die Mitgliedschaft bei dem Vereine, für eine oder mehrere Ortschaften meist an den Sonntagnachmittagen statt.

Dem Wanderlehrer bietet sich hier Gelegenheit auf die gerade brennenden Fragen einzugehen, dem Landrat ist es möglich, hierbei in nähere Verbindung mit der Bevölkerung zu treten und auch gegebenen Falles Angelegenheiten der Verwaltung zur Sprache zu bringen. In den meisten Fällen entwickelt sich eine lebhafte Besprechung, die gerade sehr fruchtbringend wirkt.

Endlich hat sich auch die Bekanntgabe durch das Kreisblatt, das in jedem Dorfe wenigstens von dem Ortsvorsteher gehalten wird und der Anschlag an der Gemeindetafel bei kürzeren Mitteilungen als zweckmäßige Verbreitungsmaßnahmen erwiesen.

Der Ausbildung der heranwachsenden Jugend dient die landwirtschaftliche Winterschule, welche in zwei Wintersemestern ihren Lehrgang durchführt. Die Schule ist zugleich für den Kreis Schleiden

eingerichtet. Die Zahl der Schüler beträgt 20—30, wovon der größere Teil auf den Kreis Daun entfällt. Immerhin ist die Anzahl dieser jungen Pioniere eine zu geringe, wenn der Besuch auch durch Erlaß des Schulgeldes, Verteilung von Geldprämien sehr erleichtert wird.

Im Sommer übt der Direktor die Wanderlehrtätigkeit aus, hält Fütterungs-, Buchführungs- und Obstbaukurse ab und überwacht die durch die Winterschüler eingeleiteten Versuche.

Der Heranbildung der weiblichen Jugend im Kochen, Nähen, Bügeln und allen sonstigen hauswirtschaftlichen Arbeiten dient die Kreiswanderhaushaltungsschule, welche in achtwöchigen in den verschiedenen Gemeinden stattfindenden Kursen jedesmal etwa 12—16 Schülerinnen im Alter von 15—18 Jahren unterrichtet. Diese zahlen ein tägliches Schulgeld von 30 Pfennig, wofür sie das selbstgekochte Mittagessen verzehren müssen.

So suchen wir das Alter dem Neuen zu gewinnen und in die Jugend die Keime des Fortschrittes, des Vorwärtsstrebens zu legen.

Sie werden erstaunt sein, meine Herren, wie weit die Entwicklung der Natur in unseren Eifelbergen anderen Gegenden gegenüber noch zurück ist. Aber auch bei uns zieht der Sommer ein mit seiner alles belebenden Sonnenkraft, auch bei uns bringt der Herbst dem Mühen und Arbeiten den Erntelohn. So wird, wenn auch in langsamer Entwicklung, unter der Sonne des Fortschrittes die Eifel dem Erfolge entgegenreifen und auch an ihrer Stelle mitwirken an dem Wachsen und Emporblühen unseres herrlichen Vaterlandes!

Der Regierungsbezirk Lothringen und insbesondere der Landkreis Metz.

Agrargeschichtlich und landwirtschaftlich betrachtet

von

Heinrich Gerdolle.
Oberförster a. D.

Der mit dem Namen „Lothringen“ bezeichnete Regierungsbezirk Metz des Reichslandes Elsaß-Lothringen stellt durchaus nicht, wie Fernerstehende annehmen könnten, ein in geschichtlicher Beziehung einheitliches Gebiet dar. Noch nicht einmal eine Landschaft wie das Ober- und das Unterelsaß. Kaum ein Drittel des Bezirkes wird von früheren Bestandteilen der ehemaligen Herzogtümer Bar und Lothringen eingenommen, während sich in den Rest eine ganze Reihe anderer, früher selbständiger Gebiete — kleine reichsunmittelbare Herrschaften, weltlicher Besitz des Bistums Metz, luxemburgische Probstei Diedenhofen, freies Gebiet der Reichsstadt Metz — teilen, die mit dem Herzogtum Lothringen nichts gemeinsam hatten und ihre eigenen Schicksalswege gingen. So begegnet man im Bezirk Teilen, die 1870 bereits auf eine 300jährige Zusammengehörigkeit mit Frankreich zurückblickten, während andere, von der Bezirkshauptstadt noch nicht einmal so sehr entfernten, wie die Grafschaft Kriechingen, erst mit dem Lüneviller Frieden (1802) vom Deutschen Reiche rechtlich losgetrennt wurden, so daß es 1870 dort noch lebende ältere Leute geben konnte, die noch als Reichsdeutsche geboren waren. Diesen komplizierten Verhältnissen — um so komplizierter als keins dieser Staatsgebilde ein arrondiert geschlossenes Ganze bildeten, dieselben vielmehr in ähnlicher Weise ineinander griffen, wie noch heute die Thüringischen Staaten — entspricht natürlich die heutige Einteilung in Kreise ebensowenig, wie die frühere französische in arrondissements. So viel läßt sich nur sagen, daß die Kreise Bolchen, Diedenhofen-Ost, Forbach und Saargemünd hauptsächlich ehemalige Bestandteile des Herzogtums Lothringen, die Kreise Château Salins und Saarburg solche des weltlich bischöflichen Besitzes und der Kreis Diedenhofen-West solche der ehemaligen luxemburgischen Probstei umfassen, während der Kern des Landkreises Metz aus dem ehemaligen Reichsstadtgebiete besteht, freilich mit lothringischen, bayrischen, bischöflichen, luxemburgischen und selbst reichsunmittelbar herrschaftlichen (Kriechingen) Gebietsteilen an den Rändern. In den Volks-

überlieferungen hat diese Vergangenheit infolge der straffen französischen Zentralisation allerdings nur wenige Spuren hinterlassen, um so mehr freilich in bezug auf die agrarpolitischen Verhältnisse, insbesondere auf die Grundbesitzverteilung, wie in der Folge gezeigt werden wird.

Auch die Bevölkerung ist keine einheitliche. Nicht bloß zerfällt der Bezirk in zwei Sprachgebiete, ein deutsches und ein französisches, auch im ersteren gibt es sehr merkbare Unterschiede, insofern als im Nordwesten die fränkische Grundbevölkerung stark mit niedersächsischen Elementen untermischt ist, eine Folge der von Karl dem Großen bewirkten Massenansiedelungen, von denen noch heute sowohl in der Sprache, wie im Volkscharakter deutliche Spuren wahrnehmbar sind [1]. Die Grenze zwischen deutscher und französischer Sprache ist übrigens eine uralte, und hat sich im Laufe der Zeiten sowohl in der einen wie in der anderen Richtung nur wenig verschoben. Die bedeutendste Verschiebung und zwar zugunsten des Französischen, hat im Zentrum des Bezirkes in der Gegend von Insmingen-Dieuze in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stattgefunden; nachdem die Gegend durch den Dreißigjährigen Krieg und insbesondere durch die Kriege Frankreichs gegen den Herzog Karl IV. von Lothringen vollständig verwüstet worden war, mußte Frankreich, das das Herzogtum schließlich auf längere Zeit okkupierte, zur Kolonisation einschreiten, was naturgemäß mit Elementen aus dem Innern Frankreichs geschah. Die betreffenden Dörfer sind noch heute leicht daran zu erkennen, daß deren Bevölkerung zwar französisch spricht, nicht aber das sonst übliche lothringische Patois (Platt). Wo Patois gesprochen wird, hat man es stets mit der Urbevölkerung des französischen Sprachgebietes zu tun.

Geologisch gehört der Bezirk Lothringen dem Pariser Becken an. Von den Vogesen ausgehend, folgen sich von Osten nach Westen in konzentrischen Zonen die sedimentären Formationen des Buntsandsteins, des Muschelkalkes, des Keupers, des Räths, des Lias und des Doggers. Diesen Formationen entsprechen parallellaufende Höhenzüge, zwischen denen die größeren Flußtäler Saar, Nied (französische und deutsche), Seille und Mosel (letztere mit einer breiten Niederung von Alluvium) ihren Lauf nehmen. Nicht überall tritt übrigens das ursprüngliche Gestein der genannten Formationen zutage.

[1] Neueren Forschungen zufolge stammen die siebenbürgischen „Sachsen" gerade aus dem westlichen Lothringen und der luxemburgischen Eifel.

Vielfach wird es von einer mehr oder weniger dünnen Schicht Diluvium verdeckt; bald sandiglehmig, bald tonig, haben diese Diluvialschichten das eine gemeinsam, daß es ihnen, im Gegensatz zu den meisten ursprünglichen Gesteinen, an Kalk fehlt. Wo ihre Fruchtbarkeit allzusehr zu wünschen übrig läßt, sind sie mit Wald bedeckt, der darauf noch vorzüglich gedeiht.

Im großen ganzen bildet also der Bezirk, von den Vogesen ab, ein sanft welliges Hügelland von einer durchschnittlichen Meereshöhe von ca. 225 m, mit einigen niedriger gelegenen Talsohlen (Saar und Nied ca. 200 m, Mosel in Metz 160 m) und Höhenzügen, die nur an wenigen Stellen 300 m wesentlich übersteigen. Diese Höhe erreicht allerdings die Hochebene des Doggers, mit 350—400 m an der der Mosel zugewendeten Kante. In dieser Beziehung trägt der Hauptteil des Bezirkes — das sogenannte lothringische Hügelland — einen ziemlich einheitlichen Charakter; schwerer, mehr oder weniger kalkhaltiger Boden[1], ausgesprochener Weizenboden, folglich ausgedehnter Getreidebau mit wenig Wiesen, vielfach von Wald unterbrochen. Nur das Gebiet des Buntsandsteins, mit starkem Roggen- und Kartoffelbau, und die Moselniederung, auf der besonders in der Nähe der Bezirkshauptstadt ein ausgedehnter Gartenbau betrieben wird, weisen einen besonderen, von dem Hügellande wesentlich abweichenden Charakter auf.

Von allen Kreisen zeigt der Landkreis Metz die größte Vielseitigkeit. Von Westen nach Osten kommen links der Mosel vor: die Doggerhochebene, dann der Rand des Doggers mit Obst- und Weinkultur, während auf dem rechten Moselufer das lothringische Hügelland mit dem Lias ansetzt und bis zum Muschelkalk (im Tale des deutschen Nied) reicht.

Vom milden Klima begünstigt nimmt in den westlichen Kreisen der Weinbau einen verhältnismäßig bedeutenden Raum ein. Die demselben gewidmete Fläche beträgt an die 6000 ha, die sich hauptsächlich auf die Kreise Metz und Diedenhofen (Lias und Dogger) sowie Château Salins (auf Keupermergel) verteilen. Die Hauptkomplexe befinden sich im Moseltale von der französischen Grenze bis ca. 20 km nördlich von Metz und von Diedenhofen bis Sierck an der preußischen Grenze, sowie im Tale der oberen Seille bei Château Salins und Vic. Daneben weist aber das ganze Hügelland

[1] Im Gebiete des Räth ist der Ackerboden meist mit Liasabschwemmungen untermischt, auf der Dogger-Hochebene kommt vielfach neben dem leichten Geröll roter Mergel vor.

(auch in den Kreisen Forbach und Bolchen) eine Menge kleiner Weinbergslager auf, die freilich mehr dazu bestimmt sind, den Bedarf der Einwohner an Haustrunk zu befriedigen. Bei dem starken Weinkonsum, dem alle Schichten der Bevölkerung, insbesondere der ländlichen, huldigen, und dem bedeutenden Export aus den eigentlichen Weinbaugebieten an die deutsche Schaumweinindustrie, genügt die Weinerzeugung weitaus nicht für den einheimischen Bedarf. Die Weinbaufläche könnte denn auch um viele Hunderte von Hektar vermehrt werden, und ist auch während der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an verschiedenen Stellen, besonders im Kreise Château Salins, nicht unwesentlich vermehrt worden. Leider mahnen neuerdings das Auftreten der Reblaus sowie das Überhandnehmen kryptogamischer Krankheiten (Peronospora und Oïdium) in dieser Beziehung zur Vorsicht.

Große Waldkomplexe mit überwiegendem Staatswald befinden sich in den Vogesen, im Buntsandsteingebiete, auf dem Räth und am Rande des Doggers, sowie im Süden an der Grenze zwischen Keuper und Muschelkalk in Verbindung mit den großen Seen. Jedoch weist, wie beim Weinbau, das ganze Hügelland überall mehr oder weniger ausgedehnte Waldparzellen auf, die als Quellen- und Klimaregulatoren fungieren und der Bevölkerung das Brennmaterial liefern. Im ganzen beträgt die Bewaldung 26 % der Gesamtfläche, von Osten nach Westen wesentlich abnehmend. Im Landkreise Metz z. B. tritt zwar der Wald (meist Privatwald) schon ziemlich nahe an die Bezirkshauptstadt heran, größere Waldflächen findet man jedoch erst an der Peripherie. Von den vier Staatswaldparzellen der den ganzen Kreis umfassenden Kaiserlichen Oberförsterei Metz befindet sich nur eine in einer Entfernung von 10 km, die drei anderen sind über 20 km vom Sitze des Oberförsters entfernt.

Die Bevölkerung ist mit nicht ganz 100 Einwohner auf den Quadratkilometer etwas dünn gesäet. Aber die nicht großen Dörfer liegen meist nahe aneinander. Die Gemeindegemarkungen sind dementsprechend von nicht bedeutendem Umfange. Wo deren Größe 500 ha wesentlich übersteigt, ist entweder ein größerer Waldkomplex vorhanden, oder die Gemeinde umfaßt mehrere Dörfer und Gehöfte. Gemeinden von 200—300 ha und weniger mit zirka ebensoviel Einwohnern gehören übrigens durchaus nicht zu den Seltenheiten.

Ebenso wie die Besiedelung eine enge, ist der Grundbesitz im Bezirk Lothringen im allgemeinen stark parzelliert. Es ist dies nicht

so sehr, wie man leicht annehmen könnte, eine Folge des Code Napoléon, als die Folge eines uralten Zustandes, was schon daraus hervorgeht, daß die meisten Großgüter, selbst diejenigen altherrschaftlichen Ursprungs, bei denen es also niemals eine Teilung in natura gegeben hat, eine mehr oder weniger weitgehende Parzellierung aufweisen. Die meisten heutigen isolierten und daher arrondierten Güter waren übrigens früher Dörfer und hatten folglich zu jener Zeit eine parzellierte Feldlage. Die Arrondierung ist erst dann entstanden, nachdem das Dorf durch Krieg usw. zerstört und nicht mehr aufgebaut wurde, worauf der Herr das bäuerliche Eigentum an sich zog. Bei der bäuerlichen Bevölkerung brachte übrigens der Code Napoléon keine wesentliche Neuerung, da sowohl das lothringische wie das bischöfliche und Metzer Gewohnheitsrecht von alters her die Teilung in natura vorschrieb. Die Bestimmungen des Code Napoléon haben anderseits nicht unbedingt, wie vielfach angenommen wird, eine Teilung bis ins Unwirtschaftliche zur Folge. Vielmehr schreiben sie ausdrücklich vor, daß die Teilung in natura aufhören soll, sobald sie unwirtschaftlich wird, und an deren Stelle Verlosung der einzelnen Grundstücke einzutreten habe. Es kommt also lediglich auf die Auffassung des Begriffes der Unwirtschaftlichkeit an. So gibt es Gegenden, besonders im Osten, wo die Teilung der Acker bis auf 2—3 m Breite (mitunter bei 400—500 m Länge) geht, während in anderen unter 10—15 m nicht mehr geteilt wird, höchstens noch einmal der Quere nach. Die Nachteile einer allzu weitgehenden Parzellierung werden wohl allgemein anerkannt, jedoch kommt es zu Zusammenlegungen nur selten, obgleich dieselben seit einigen Jahrzehnten gesetzlich erleichtert sind.

Im Gegensatze zum Elsaß ist der Großgrundbesitz im Bezirk Lothringen im allgemeinen stark vertreten, wenn auch die Verteilung nicht überall dieselbe ist. Während die Güter über 100 Hektar im ganzen Bezirk ca. 8 % der Gesamtfläche einnehmen, erhöht sich der Prozentsatz in den Kreisen Diedenhofen und Saarburg schon auf 20 %, in den Kreisen Metz und Château Salins sogar auf 35 % bzw. 40 %. Das sind Zahlen, die schon an die preußischen Provinzen Brandenburg und Sachsen erinnern, wenn auch mit denselben jede weitere Ähnlichkeit aufhört. Die Besitzungen sind meist kleiner und folglich näher aneinanderliegend, wie im Landkreise Metz; vielen fehlt (besonders in den Kreisen Château Salins und Saarburg) das Herrschaftshaus, und was die Hauptsache, die meist mit der Scholle noch nicht recht verwachsenen Besitzer sind der überwiegenden Mehr-

zahl nach in städtisch-kapitalistischen Überlieferungen aufgewachsen[1]. Mit wenigen verschwindenden Ausnahmen sind die Großgüter sämtlich und zwar an bäuerliche Landwirte verpachtet.

Zum Segen des Landes hat sich fast allenthalben, besonders im Westen, ein zahlreicher wohlhabender und leistungsfähiger Mittelbesitz erhalten, wozu die für die Erbauseinandersetzung üblichen Gebräuche nicht unwesentlich beitragen. Der Anerbe erhält das Haus und die Wirtschaftsgebäude zu einem mäßigen Preise angerechnet und seinen Anteil an Ländereien, während der Rest zwischen den Miterben verteilt wird, die, weil sie keine Gebäude besitzen, meist abziehen und ihren Anteil an den Anerben verpachten, bis er sie nacheinander zurückkauft. Auf diese Weise bleibt die Wirtschaftsgröße unberührt, ohne daß der Anerbe sich gleich in Schulden zu stürzen braucht. Von diesem mittleren Besitz ist allerdings ein nicht unbedeutender Teil, mehr jedenfalls als in anderen Gegenden, ebenfalls verpachtet, sei es, daß die Besitzer ihr Gut vorübergehend verlassen, um größere Pachtungen zu übernehmen, sei es, daß sie nach Erreichung einer größeren Wohlhabenheit ihre Söhne zu liberalen Berufen erziehen und ihre Töchter in Beamten- usw. Kreisen verheiraten, so daß die Familie für die Landwirtschaft verloren geht. Gegen letztere Entwicklung setzt allerdings seit den letzten Jahrzehnten eine lebhafte Reaktion ein, die sich besonders in den Kreisen Diedenhofen und Château Salins sowie in einzelnen Teilen des Kreises Metz besonders bemerkbar macht.

Besonders charakteristisch ist die große Anzahl kleiner nicht spannfähigen Beziehungen, die sich der überwiegenden Mehrzahl nach in Händen der Landarbeiterbevölkerung befinden. Sie gereichen ebenfalls dem Lande zum großen Segen, indem sie die Landflucht verhindern und dem Groß- und Mittelbetriebe die nötigen Arbeitskräfte sichern. Durch die Macht der Verhältnisse sind diese kleinen Besitzer gezwungen, die Hilfe der größeren Landwirte für die Bodenbearbeitung ihrer Ländereien, sowie für ihre sonstigen Transporte (Dünger, Holz, Kohlen usw.) in Anspruch zu nehmen, wobei sie sich als Gegenleistung zu Hilfeleistungen bei den Feldarbeiten verpflichten

[1] Der Umstand, daß die meisten Großgrundbesitzer nach 1870 die französische Nationalität behielten, hat weniger Bedeutung, als man anzunehmen geneigt wäre. An dem moralischen und tatsächlichen Absentismus haben die Ereignisse von 1870 nicht viel geändert, da er bereits vorher vorhanden war. Im Gegenteil, die Zahl der das ganze Jahr auf ihren Gütern zubringenden Familien hat seitdem eher zu — als abgenommen.

müssen. Vielfach überläßt ihnen außerdem der größere Landwirt die Bearbeitung der Hackfrüchte (Runkeln und Kartoffeln) gegen die Hälfte des Naturalertrages. Diese wechselseitigen Beziehungen, die auf einem zwingenden Bedürfnis auf beiden Seiten beruhen, tragen zur Erhaltung der alten patriarchalischen Zustände nicht wenig bei, während anderseits diese kleinen Leute sich als Besitzer ganz anders fühlen wie der proletarische Arbeiter.

Im allgemeinen bewegt sich der landwirtschaftliche Betrieb immer noch in etwas primitiven Bahnen. Fast überall trifft man die Dreifelderwirtschaft an, wenn auch meist in der verbesserten Form, d. h. mit Futter- und Hackfruchtbau in der Brachsohle. Daran trägt wohl die Parzellierung mit ihrer naturnotwendigen Folge, dem Flurzwang, die Hauptschuld; es liegt aber viel am konservativen Geist, der den lothringischen Landwirt, trotz seiner seit einem Menschenalter sichtbar gehobenen Intelligenz kennzeichnet. Im übrigen hat die Dreifelderwirtschaft, seitdem der Gebrauch von künstlichen Düngemitteln sich verallgemeinert hat, viel von seinen nachteiligen Seiten verloren. Anderseits macht sich, ohne Änderung der Fruchtfolge, ein anderer Fortschritt insofern bemerkbar, als infolge der steigenden Rentabilität der Viehhaltung immer mehr Land, das schwer zu verarbeiten ist, insbesondere auf den für den Getreidebau weniger sicheren Diluvialböden, zu Weidekoppeln niedergelegt wird.

Eine Eigentümlichkeit der lothringischen Landwirtschaft ist die äußerst starke Pferdehaltung, eine Folge des schweren Bodens und des starken Getreidebaus, und als weitere Folge die lebhafte Pferdezucht. Es kommt dies in der Weise zahlenmäßig zum Ausdruck, daß nach den Ergebnissen der letzten Viehzählung in allen Kreisen Lothringens, mit Ausnahme von Saargemünd, auf ein Fohlen nicht mehr als drei Stuten — in den Kreisen Metz und Château Salins sogar nur 2,6 — vorkommen, während das Verhältnis in den besten Zuchtgebieten des Unterelsaß 5 : 1, im ganzen Lande sogar 10 : 1 beträgt. Früher wurde zwar hauptsächlich für den Ersatz des eigenen Materials und daher mehr oder weniger sorglos gezüchtet, bei den heutigen hohen Pferdepreisen lohnt sich aber der Verkauf, so daß jetzt viel mehr Wert auf besseres Zuchtmaterial und rationelle Aufzucht gelegt wird. Diese Bestrebungen werden übrigens von der Landesverwaltung lebhaft unterstützt. Zwar decken die Hengste des in Straßburg befindlichen Landgestüts in Lothringen nur wenig; man hat nämlich die Erfahrung gemacht, daß kaltblütige Hengste — die nicht arbeiten — wie eben die Gestütshengste, weniger Fohlen

erzeugen als solche, die in der Wirtschaft mit beschäftigt sind. Dafür versteigert die Gestütsverwaltung alljährlich eine Anzahl Hengste und Stuten an geeignete Landwirte, unter Bedingungen, die ein Verbleiben der Nachkommenschaft im Lande und zwar für mindestens drei Generationen, sichern. Ziel der Zucht ist ein nicht allzu massiges, gängiges Kaltblut. Kein Geringerer als der frühere preußische Landwirtschaftsminister v. Podbielski, der eine Zeitlang die Metzer Kavalleriebrigade befehligte und in dieser Eigenschaft das Pferdemusterungsgeschäft in Lothringen leitete [1], hat den hohen Wert der lothringischen Pferdezucht in militärischer Beziehung anerkannt. Ihm zufolge ist nämlich Lothringen im Falle eines Krieges nach Westen ganz besonders dazu bestimmt, die sogenannten Kolonnen- und Augmentationspferde zu liefern, so daß sich bei der Zuchtwahl die wirtschaftlichen Bedürfnisse des Landes mit dem militärischen Bedürfnis des Reichs genau decken. Die heutigen Maßregeln zur Förderung der Pferdezucht sind denn auch größtenteils Anregungen Podbielskis, die von dem damaligen Bezirkspräsidenten, später preußischen Minister Frhr. v. Hammerstein, unterstützt wurden, zu verdanken.

Landwirtschaftliche Industrien gibt es im Bezirk nur wenige, Zuckerfabriken gar keine, und Brennereien nur im Buntsandsteingebiete. Käsereien (Weichkäse nach französischer Art) sind schon zahlreicher, jedoch nur selten mit einem landwirtschaftlichen Betriebe verbunden. Trotz der einfachen Bahnen, in denen sich die lothringische Landwirtschaft bewegt, oder eigentlich gerade wegen dieser Einfachheit ist ihre Lage nicht ungünstig, jedenfalls günstiger als in manchen vorgeschrittenen Gegenden mit allgemein hochintensivem Betriebe. Sie erfordert einerseits geringere Kapitalien, und da das starke Angebot an Pachtungen naturgemäß auf die Pachtpreise drückt, so kommt anderseits die Tüchtigkeit des einzelnen Landwirts besonders zur Geltung. In der Regel kommt ein Pächter, der nicht gerade besonderes Unglück hat, selbst wenn er mit ganz geringem Kapital

[1] Das heißt eigentlich bloß im Bereiche des XVI. Armeekorps. Nachdem jedoch v. Podbielski über seine Wahrnehmungen eine Denkschrift an den damaligen Bezirkspräsidenten gerichtet und dieser ihn gebeten, auch über die zum Bereiche des XV. Armeekorps gehörigen Teile zu berichten, nahm er, unter Genehmigung des Kommandeurs des XV. Armeekorps auch an der Pferdemusterung im übrigen Bezirk teil. Beide Berichte wurden veröffentlicht, machten großes Aufsehen und dienten als Grundlage zu einer Reform der zur Förderung der Pferdezucht bestimmten staatlichen Maßregeln.

anfängt, also anfangs mit Schulden wirtschaften muß, auf einer Pachtung von 100—150 ha nach 2—3 Pachtperioden (24—36 Jahre) in die Lage, ein Vermögen zu sammeln, das ihm gestattet, nach Versorgung seiner Kinder, ein anständiges otium cum dignitate zu genießen.

Die Bevölkerung ist im allgemeinen ruhig, fleißig, nüchtern, sparsam, und obschon sie stark an Althergebrachtem hängt, ist sie dem Fortschritt doch nicht abhold. Der Welsch-Lothringer ist allerdings im Durchschnitt praktischer veranlagt als sein Landsmann deutscher Zunge. Beide Bevölkerungsteile haben aber das eine gemeinsam und in hohem Grade entwickelt, das ist eine ausgeprägte Achtung vor der Autorität und vor dem Gesetze, sowie einen auch in politischer Beziehung stark entwickelten Ordnungssinn. Sie haben sich daher in die neuen Verhältnisse viel leichter hineingefunden und fühlen sich darin viel wohler als die sanguinisch cholerischen, mehr demokratisch fühlenden Elsässer, mit denen sie absolut nichts gemeinsam haben und mit denen sie gar nicht verwechselt werden dürfen. Es wäre sehr zu wünschen, wenn gewisse Herren in Altdeutschland, die als gebildete Menschen von Rechts wegen doch in Geschichte und Völkerkunde unterrichtet sein müßten, diese Unterschiede besser berücksichtigen wollten als es geschieht.

In Anbetracht der großen Bedeutung, die dem Großgrundbesitz in Lothringen zukommt, mögen hier noch einige geschichtliche Einzelheiten über denselben am Platze sein. Bekanntlich hat sich im Bereiche des alten Lotharingen die Besiedelung unter dem Schutze der Kirche und des Königtums zunächst mit dem Bauernstande als Grundlage vollzogen. Die herrschaftlichen Verhältnisse, Gerichtsbarkeit, Vogtei usw. sind erst später gekommen. In den Teilen des Bezirkes, die dem Herzogtum Lothringen und dem Bistum Metz gehörten, befanden sich nun von alters her sehr begüterte, eingesessene Edelgeschlechter, die naturgemäß mit der Zeit die herrschaftlichen Rechte an sich rissen, und so entstanden meist umfangreiche, eine größere Anzahl Dörfer umfassende Herrschaften, von denen sogar, wie schon erwähnt, mehrere später die Reichsunmittelbarkeit erlangten. Als aber die Revolution alle diese Herrschaftsverbände auflöste, blieben nur noch die einzelnen Domänen[1] übrig, die je nach ihrem Umfange

[1] Von dem Mißverhältnis, das mitunter zwischen dem Umfange der Herrschaft und deren Domänen herrschte, bietet die ehemalige, 1726 zur Grafschaft erhobene Herrschaft Henningen oder Hennin, von der das heute in Baden ansässige Geschlecht der Grafen von Hennin ihren Namen herleitet, ein typisches

und ihrem mehr oder weniger parzellierten Zustande bei einem späteren Verkaufe entweder der Bauernschaft zufielen oder in die Hände von Kapitalisten gerieten, welche sie, da unter solchen Umständen das Herrschaftshaus meist fehlte, lediglich als Kapitalanlage betrachteten und behandelten. Solche Verkäufe erfolgten aber äußerst zahlreich, da viele der früheren Besitzer, wie die Salm, die Leiningen usw. im übrigen Deutschland ansässig waren, und die übrigen anderseits vielfach emigrierten, was die Konfiskation ihrer Güter zur Folge hatte.

An älterem bedeutenderen Grundbesitz hat sich fast einzig und allein derjenige der Vogt v. Hunolstein (seit 1728 im Besitz der Familie) in Homburg und Ottingen, Kreis Diedenhofen, mit nahezu 4000 ha bis jetzt erhalten. Der ebenfalls sehr umfangreiche Besitz des Herrn Masson de Montalivet in der Gegend von Dieuze, mit Germingen (400 ha), dem Linder Weiher (800 ha) und dem Hof Dordal (350 ha) ist erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zusammengekauft worden. Von den ehemaligen Domänen der Grafschaft Rixingen sind zwar recht ansehnliche Splitter übriggeblieben, wie z. B. das Gut Marimont (450 ha) und die Waldkomplexe von Rixingen (750 ha) und Ketzing (900 ha); jeder Teil hat jedoch seinen besonderen Besitzer von mehr oder weniger jüngerem Datum. Ebenso ist der Grundbesitz der ehemaligen Herrschaft Mörchingen, auf welchem sich die Bleickart von Helmstädt als Erben von Salm über die Revolution hinaus gehalten hatten, anfangs der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts zertrümmert worden, wobei der ca. 2500 ha große Bischwald gerodet und in Pachthöfe von ca. 150 ha eingeteilt wurde. Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um die Bewegungen in den Grundbesitzverhältnissen in jenen Gebieten zu kennzeichnen. Von den wenigen größeren alten Herrschaftssitzen, die noch heute wohl erhalten sind, mögen erwähnt werden: Schloß Helflingen bei Rollingen [1], ehemalige Residenz der Kriechinger, jetzt Eigentum des Barons von Creffac-Zolwer; das v. Hunolsteinsche Schloß Homburg, ebenfalls eine Kriechinger Schöpfung aus der

Beispiel. Das Gebiet der Herrschaft erstreckte sich auf ca. 1½ Quadratmeilen, mit zwölf Ortschaften. Zur Domäne gehörten dagegen nur ca. 700 ha, wovon nur der 150 ha große, mit Herrschaftshaus versehene Henninger Hof arrondiert war. Alles übrige bestand aus kleinen parzellierten Pachthöfen von 50—80 ha auf die einzelnen Ortschaften verteilt, ferner einige Mühlen usw.

[1] Nach dem gegen 1725 erfolgten Erlöschen dieses alten Dynastengeschlechts im Mannesstamme kam die Grafschaft an das Haus Wied Runkel, das in Neuwied weiter residierte. Helfingen fiel als Wohnsitz an eine Miterbin, die Herzoginwitwe von Ostfriesland, die dort bis zu ihrem Ableben residierte.

Frührenaissance, und das Schloß Varsberg in der Gegend von St. Avold, von dem ein uraltes deutsch-lothringisches Rittergeschlecht, das 1820 nach Österreich zog und dort noch blüht, seinen Namen herleitet, jetzt Eigentum einer Familie Stoffel, die sich neuerdings jetzt ebenfalls v. Varsberg nennt.

In der Gegend von Metz haben sich dagegen die Verhältnisse ganz anders entwickelt. Schon in der bischöflichen Zeit hatten die Metzer Patrizier in den einzelnen Dorfschaften naturgemäß mehr oder weniger Grundbesitz erworben, auf dem sie dann nach der Erhebung der Stadt zur Reichsstadt „feste Häuser" bauten und die Gerichtsbarkeit, die Vogtei und sonstige Rechte an sich zogen. So kam denn, da diese Patrizierfamilien sehr zahlreich waren, fast jedes Dorf, soweit es nicht dem Domkapitel oder einer Abtei gehörte, zu seinem „festen Hause" und bildete dann nun eine eigene Herrschaft von allerdings nur bescheidenem Umfange. Im Laufe der Zeit, als die „Geschlechter" nacheinander ausstarben, sammelten sich zwar alle diese kleinen Herrschaften in den Händen der Überlebenden, bis sogar Mitte des 16. Jahrhunderts sich nur noch fünf Geschlechter darin teilten, es war jedoch sozusagen bloß eine Art Personalunion; die festen Häuser blieben bestehen, so daß als kurz nach der französischen Besitzergreifung zwei der güterreichsten Geschlechter plötzlich nacheinander ausstarben, ihr Besitz einzeln verkauft werden konnte, ohne daß die einzelnen Teile die herrschaftliche Eigenschaft verloren. Als Käufer traten sogenannte bessere Bürger auf (darunter z. B. ein Goldschmied, drei Fleischermeister, ein Buchdrucker usw.), nebenbei bemerkt sämtlich Hugenotten, die gleich daraufhin zum Adel gelangten und mit der Zeit, von der Mitte des 17. Jahrhunderts ab, mit Vorliebe ihre Töchter an französische Edelleute, Offiziere und Parlamentsräte verheirateten. In ähnlicher Weise ging es das ganze 18. Jahrhundert fort, da bei dem städtisch-kapitalistischen Metzer Gewohnheitsrecht der Grundbesitz in den Familien sich nicht lange halten konnte, und so ist es auch nach der Revolution, welche nebenbei bemerkt im Metzer Land viel weniger zerstört hat als im Herzogtum Lothringen, weitergegangen[1].

Im Jahre 1870 gab es nur 13 Besitzungen, die nicht seit der Revolution den Besitzer gewechselt hatten, davon bloß drei in mehr als 200jährigem Besitz. Von den Großgrundbesitzerfamilien gehörten

[1] Am herrschaftlichen Charakter aller dieser Besitzungen wurde aber nichts geändert, die alten festen Häuser wurden vielmehr nach Bedarf modernisiert oder machten, besonders im 18. Jahrhundert, vornehmen Neubauten Platz.

anderseits nur noch acht der ehemaligen Altmetzer Bürgerschaft an, während an die 40 adlige Familien aus dem Innern Frankreichs seit der Revolution neu hinzugetreten waren. Kein Wunder, daß diese Leute nach dem großen Ereignisse die französische Nationalität behielten.

Daß seitdem kein größerer Besitzwechsel und zwar zugunsten altdeutscher Familien stattgefunden, mag vielleicht beim ersten Blick befremden, läßt sich jedoch schon dadurch erklären, daß ein verpachtetes Gut die Anwesenheit des Besitzers nicht erheischt, so daß es auch jetzt keine anderen zwingenden Veranlassungen zu einem Verkaufe gibt als die gewöhnlichen, d. h. Erbteilung, Vermögensverfall oder dergleichen. Anderseits ist der Franzose meist an eine sehr niedrige Verzinsung gewöhnt und stellt daher vielfach Forderungen auf, die mit dem wirtschaftlichen Werte nicht immer übereinstimmen. Immerhin haben die meisten Güter, die inzwischen verkäuflich wurden, wenn nicht einen altdeutschen, so doch einen einheimischen Käufer gefunden. Im übrigen genügt ein Rückblick auf die Vergangenheit, um zu zeigen, daß die Grundbesitzverhältnisse in der Regel hinter den politischen Verhältnissen nachzuhinken pflegen. Bis nach dem Sturze der Stadtherrlichkeit zahlreiche französische Familien festen Fuß als Großgrundbesitzer im Metzer Lande fassen konnten, was nebenbei bemerkt fast ausschließlich durch Einheirat geschah, ist ein ganzes Jahrhundert verflossen. Es liegt danach kein Anlaß vor, sich über den langsamen Gang des Besitzwechsels aufzuhalten und das um so weniger als ein späterer Nationalitätswechsel bei vielen Familien nicht ausgeschlossen ist.

Ec.H
D4865mo

565178
Deutsche Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung, Berlin.
Das Moselland und die westdeutsche Eisenindustrie. v.1.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED